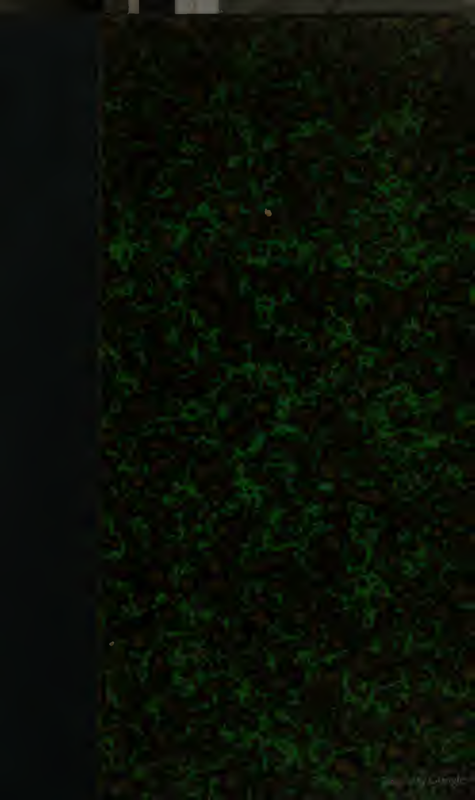








Deutsche

Märchen und Sagen.

Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet

herausgegeben

von

Johann Wilhelm Wolf.

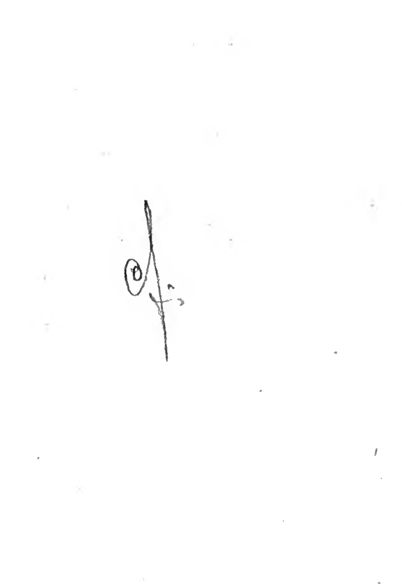


Mit zwei Kupfern.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1845.



Deutsche Märchen und Sagen.


Ex libris
Alexandri
D'Ancona

zu Seite 198







Deutsche
Märchen und Sagen.

Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet

herausgegeben

von

Johannes Wilhelm Wolf.



Mit drei Kupfern.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

J. F. Willems

geweiht.



Vorrede.

Meinem am Schlusse der Vorrede der Niederländischen Sagen gegebenen Versprechen gemäß, folgt hier eine kleine Sammlung deutscher Sagen, denen ich einige Märchen voransetzte. Ich beschränkte mich nicht auf Deutschland, sondern nahm auch die Niederlande hinzu, und da lieferte vor Allem Belgien, welches ich fortwährend bewohnte, wieder reiche Ausbeute; der größte Theil der aus dem Volksmunde geschöpften gehört dem Letztern an, der wenigen dieser Quelle in Deutschland entnommenen konnte ich nur mit Noth durch Correspondenzen habhaft werden. Die aus Büchern ausgeschriebenen sind dagegen meist deutsche; dieser würden be-

deutend mehr sein, wenn mir deutsche Bibliotheken zu Gebote gestanden hätten, doch so glücklich war ich nicht; mühsam mußte ich die spärlichen Aehren, welche ich als dünne Garbe biete, aus ältern Niederländern zusammenlesen. Da kam mir besonders Simon de Vries prächtig zu statten; seine unter den Titeln: Historische Ocean, De Satan in syn wesen, aart, bedryf en guryhalspel; Wondern en Wondergevallen op, in en omtrent de Seen u. s. w. erschienenen Sammlungen von Geschichten aller Art waren eine kostbare Mine für mich und nur schmerzlich vermißte ich seine übrigen Werke, die ich trotz aller dafür angewandten Mühe nicht aufzutreiben vermochte. Was mir in dieser Beziehung zu thun unmöglich war, das darf ich jedoch nun ruhig Andern überlassen, namentlich den beiden Uebersetzern der Niederländischen Sagen, Herrn Doorenbosch und Dykstra in Groningen und Leeuwarden. Unmöglich hätte die Arbeit in gewissenhaftere und sorgsamere Hände fallen können und gern bekenne ich, daß sie in Bezug auf die Quellenangaben bei den historischen Sagen das deutsche Original weit hinter sich

läßt; stehen doch den Verfassern auch so reiche Mittel zu Gebote. Hoffentlich werden sie in einer Nachlese noch Manches bringen, was ich zu bringen nicht vermochte, und darin gewiß auch recht viel Mündliches aus Friesland.

Holland hat eine Art von Antipathie gegen das kräftige und seine Eigenthümlichkeiten so treu bewahrende Friesenvolk; nur verachtend und über die Schultern schaut es dieses an. Die Friesen hängen mit zu warmer Liebe an dem Boden, der sie geboren werden und reifen sah, an ihren Rechten und Freiheiten, so klagt der Holländer, und allen Anstrengungen zum Trotze lassen sie sich nicht verholländern, diese „freien Friesen," wie sie sich nennen. Dies ist übrigens sehr leicht begreiflich, denn ein Friese würde sich verhollandert ungefähr so ausnehmen, wie ein begeisterter Kämpe aus Lützows wilder Jagd in Zopf und Allongeperücke, und zu solchen Caricaturen will kein Friese sich hergeben. Auf die Weise stehen die Provinzen Hollands Friesland immer noch ferne und fast in demselben Verhältniß zu einander, wie einst vor

der Revolution der Norden und Süden der Niederlande; nur sind es andere Motive, welche die Kluft zwischen beiden bilden. Wie sehr viel die holländischen Germanisten für unser Alterthum aus Friesland hätten holen können, so sehr wenig nutzten sie diese Quelle; sie hätten sich zu tief bücken müssen. Trotz all dem, was in Deutschland für friesische Alterthümer durch Richthofen, Rask und Grimm geschah, stehen die Holländer noch so theilnahmlos da, als wäre Friesland eine öde Haide und auch nicht eine Haideblume von da zu holen; nur hier und da stößt man in den Werken der Holländer auf ein friesisches Wort oder auf ein bis zum Ekel wiederholtes und ewig abgeschriebenes Citat. Dieser Zustand wird aber fortdauern, so lange Deutschland sich den Friesen nicht enger anschließt, so lange es nicht eben so ehrlich in die Hand schlägt, welche sie uns bieten, als wie sie uns dieselbe bieten.

Jemehr aber Holland sich also von Friesland abwendet, um so kräftiger wirkt dies für sich und die Werke Magnins und anderer friesischen Gelehr-

ten geben uns die gegründetste Hoffnung, bald von dort aus unserm Alterthume vor Allem die reichsten Beiträge zuströmen zu sehen. Belege dafür gedenke ich nächstens in einem andern Buche zu liefern.

Wie bei den Niederländischen Sagen, so war ich auch bei dieser Sammlung aufs Thätigste durch meine wackern flämischen Freunde unterstützt. Jules de Saint Genois, nun Professor, Bibliothekar an der Genter Hochschule, überließ mir bereitwillig eine ganze Reihe von mündlichen Ueberlieferungen; der thätige H. van de Velde, sowie seine Brüder, Jaek und Adolf trugen die schönsten der Märchen und außerdem viele Sagen bei, gleichfalls brachten Snellaert und Serrure, Dr. Coremans, Ecrevisse, Blommaert, J. van den Bossche u. a. m. mir manches.

In Bezug auf die Ordnung, in welcher die Sagen sich folgen, bemerke ich, daß ich die historischen Sagen, deren ich nur wenige hatte, zwischen die andern einstreute; übrigens folgen sie sich, wie die Niederländischen, an losem Faden.

Augenblicklich getrennt von meiner Bibliothek und meinen Collektaneen, konnte ich die Anmerkungen nur spärlich ausstatten; dies war mir um so schmerzlicher, da ich just für sie so reich gesammelt hatte, daß sie füglich eine eigene, von der Sammlung getrennte Zugabe hätte bilden können; ich werde aber, was hier versäumt worden, bald auf anderer Seite nachholen.

Cöln, am Ostermontage 1845.

Johannes Wilhelm Wolf.

Inhalt.

*

Nachlese.

1.

Das goldene Schloß.

Es war einmal ein König und eine Königin, die wohnten in einem Schlosse von purem Gold. Die Königin war eine Zauberin; sie hatte unter viel andern Sachen auch ein Spiegelchen; wenn der König herausging, dann schaute sie dahinein und dann konnte sie alles sehen, wohin er ging, was er that, gerade als hätte er vor ihr gestanden; zugleich hatte sie alsdann die Macht, ihn überall hingehen zu lassen, wohin sie wollte. Es geschah nun einmal, daß sie den König auf die Art hin und wieder spazieren gehen ließ, bis er endlich an das Gestade der See kam. Das erste was er da fand, war ein todter Körper, den die Wellen an's Land geworfen hatten. Als er denselben näher besah, erkannte er, daß es ein ertrunkener Matrose war. Die Kleider desselben schienen ihm so seltsam, daß er sie für sein Leben gern mitgenommen hätte; er zog sie denn auch dem Matrosen aus und sich an und ging also seines Weges weiter.

Während er dies gethan hatte, war die Königin in einem andern Zimmer gewesen; als sie nun zurückkam und in ihr Spiegelchen schaute, sah sie statt ihres Mannes einen Matrosen am Gestade; man kann sich leicht denken, wie sehr sie darüber muß erschrocken sein. Der König inzwischen war nicht minder in Unruhe, denn er

fürchtete, es möchte einer von den Gesellen des Matrosen kommen und ihn als einen Mörder und Dieb ergreifen. Bekümmert und ängstlich ging er hierhin und dorthin und wußte nicht was er machen sollte. Endlich kam ihm eine alte Frau entgegen und er frug diese recht freundlich: „Sagt einmal, Frauchen, wo ist eigentlich der Weg nach dem goldenen Schloß?" — „Nach dem goldenen Schloß?" frug die Frau. „Davon habe ich noch nie gehört und es kann unmöglich hier in der Gegend liegen. Man sieht's auch wohl an euren Kleidern, daß ihr hier nicht zu Hause seid. Kommet aber mit mir zur Königin der kriechenden Thiere, die kann euch vielleicht Bescheid darum geben."

Da ging der König mit der Frau und sie kamen an das Schloß der Königin der kriechenden Thiere. Sie klopften an und ein Krötchen kam und machte die Thür auf und als der König ihr sein Verlangen zu erkennen gegeben hatte, führte es ihn vor die Königin. Diese saß auf einem prächtigen Thron und war umringt von kriechenden Thieren aller Art, als Schnecken, Schlangen, Fröschen, Eidechsen u. s. w. Nachdem der König sie freundlich gegrüßt hatte, bat er sie, ihm zu sagen, ob sie nicht wisse, wo das goldene Schloß gelegen sei? „Das goldene Schloß?" frug die Königin verwundert; „das ist mir ganz und gar unbekannt und es muß weit von hier liegen. Vielleicht weiß es einer meiner Unterthanen." Nun pfiff sie dreimal und eine zahllose Menge von Schlangen, Schnecken und anderm Gewürm kroch von allen Seiten herzu, aber keines von all den Thieren kannte das goldene Schloß. „Es thut mir sehr leid," sprach die Königin, „daß ich euch nicht bessern Bescheid geben kann, das macht aber nichts; ich werde euch eine Führerin geben, welche euch zu der Königin der laufenden Thiere bringen soll. Die steht einen Grad höher

als ich und kann es euch eher sagen, wo das goldene Schloß liegt." Mit den Worten winkte sie einem Schlänglein und das war des Königes Geleiterin. Er bedankte sich herzlich bei der Königin und folgte dem Schlänglein.

Nachdem sie schon sehr, sehr weit gegangen waren, hielt das Schlänglein an einem Schlosse still und der König klopfte. Ein Hund machte die Thür auf, der König dankte dem Schlänglein, und wurde in das Schloß geführt und vor einen kostbaren Thron, der mit den schönsten Pelzen bekleidet war. Darauf saß die Königin der laufenden Thiere und rings um sie herum stand ihr Hof, Löwen, Bären, Tiger, Wölfe, Hirsche und allerhand ander vierfüßig Gethier. Er grüßte sie höflich und fragte sie, ob sie ihm nicht zu sagen wisse, wo das goldene Schloß gelegen sei? — „Davon habe ich nie sprechen hören," antwortete die Königin, „vielleicht kennt es einer meiner Unterthanen." Darauf pfiff sie dreimal und da kamen Hunde, Katzen, Hasen, Füchse, Ratten und Mäuslein und Gott weiß was all für Gethier gelaufen, auch Bären, Löwen, Kamele u. a., und die Königin fragte sie, ob sie nicht wüßten, wo das goldene Schloß liege? Alle besannen sich lange, aber sie erklärten endlich doch, sie wüßten es nicht. Darob war der König sehr betrübt, aber die Königin tröstete ihn und sagte: „Alle Hoffnung ist noch nicht verloren; ich will euch eine Geleitsfrau geben, die führt euch zur Königin der fliegenden Thiere, welche einen Grad höher steht, als ich. Wenn die es auch nicht weiß, dann kann euch Niemand auf der ganzen Welt helfen." Damit winkte sie einem Kätzlein und gab dies dem Könige mit als Geleitsfrau. Er bedankte sich herzlich bei der Königin und folgte dem Kätzlein.

Nachdem sie schon manchen Schritt und Tritt gethan hatten, kamen sie endlich zum Schlosse der Köni-

gin der fliegenden Thiere. Das Kätzlein miauzte und ein schöner weißer Schwan kam, öffnete das Thor und führte den König in das Schloß und vor die Königin. Diese saß auf einem prächtigen Thron, der mit schönen Federn von allen Farben verziert war, und eine Krone von noch schönern Federn prunkte auf ihrem Haupte. Rund um den Thron herum stand ihr Hof, den Vögel aus allen Gegenden der Welt bildeten: Adler, Pfauen, Paradiesvögel, Schwäne, Tauben und Nachtigallen, welche liebliche Weisen sangen. Der König neigte sich höflich vor ihr und sprach: „Ach, Königin, ich habe mich verirrt und weiß nicht mehr, wie ich zu dem goldnen Schlosse kommen soll." — „Das goldne Schloß?" frug sie verwundert, „davon haben meine Thiere mir nie gesprochen und die fliegen doch durch die ganze Welt. Aber wartet, ich will sie noch einmal fragen." Mit den Worten pfiff sie und eine Menge Vögel aller Art erfüllte den Saal. Dann frug die Königin: „Wer von euch kennet das goldne Schloß?" Aber keiner von all den Vögeln antwortete. Nun pfiff sie zum zweitenmale und eine noch viel größere Zahl von Vögeln kam herbeigeflogen, aber auch von diesen kannte keiner das goldne Schloß. Da pfiff sie zum drittenmale und die fremdartigsten Vögel der Welt versammelten sich um sie. Dreimal frug sie dieselben: „Wer von euch kennet das goldene Schloß?" aber alle schwiegen still und sahen einander verwundert an, denn davon hatten sie nie etwas gehört. Der arme König meinte zu verzweifeln. Da sah einer von den Vögeln ganz, ganz weit in der Luft ein Pünktchen, welches immer näher kam und immer größer wurde und als es endlich ganz nahe war, sah man, daß es ein Storch war. Die Königin wurde böse, daß er nicht gleich auf ihren Ruf gekommen war, und frug ihn: „Wo bist du denn so lange geblieben?" Der

Storch antwortete: „Das müsset ihr mir nicht übel nehmen, ich komme von so ferne. Ich saß auf dem goldenen Schlosse, als ihr das erstemal pfiffet." Da hüpfte dem Könige das Herz im Leibe vor lauter Freuden und er bedankte sich mit viel schönen Worten bei der Königin. Diese gab ihm den Storch als Geleitsmann mit, er setzte sich rittlings auf ihn und flog also durch die Luft dahin, so hoch, daß ihm die allergrößten Städte der Welt nur wie Ameisennester erschienen. Nicht weit vom goldnen Schlosse endlich senkte der Storch sich immer mehr und mehr und ließ sich endlich an demselben nieder.

Man kann sich leicht denken, was die Königin für Freude hatte, als sie den König wieder sah, nachdem sie ihn seit so langer Zeit für todt gehalten hatte, und der König war nicht weniger froh, endlich wieder zu Hause und bei seiner lieben Frau zu sein. Nachdem sie sich nun recht satt geküßt und geweint hatten, sprach der König zu dem Storche: „Wir danken dir hunderttausendmal, liebster Storch, daß du mich hierhingebracht hast. Sage uns nun, wie wir dir das vergelten können. Alles was du verlangst, will ich dir geben." Der Storch antwortete: „Ich verlange nichts anderes, als deinen erstgeborenen Sohn; den hole ich mir nach Verlauf von sieben Jahren;" und als er das gesagt hatte, verschwand er. Da stand nun der König und sah die Königin stumm und steif an; denn obgleich sie noch kein Kind hatten, konnten sie doch binnen sieben Jahren noch eins kriegen.

Und also geschah es auch; es war noch kein Jahr verlaufen, als die Königin schon einen Sohn gebar, ein über die Maßen schönes Kind. Je älter es wurde, um so mehr nahm es an Schönheit und an Klugheit zu, doch hatte der König und die Königin wenig Freude

darob, denn sie dachten immer nur an das siebente Jahr und an den Storch.

Endlich kam das siebente Jahr und im ganzen Schloß war Trauer; doch ließ der König alles wohl und schön zurichten, um den Storch auf eine geziemende Weise zu empfangen. Kaum hatten sie alles bereit, als der Storch angeflogen kam. Mit Thränen in den Augen führten der König und die Königin ihr Söhnlein zu ihm und baten ihn nur, daß er es doch nicht todt machen möchte. Als der Storch das sah, schlug er freudig mit den Flügeln und klapperte ihnen zu: „Behaltet euer Söhnlein nur, die Königin der fliegenden Thiere ist zufrieden gestellt dadurch, daß ihr euer Wort so treu habet wollen halten." Was da für ein Gejubel in dem Schlosse war, das kann man mit keiner Feder beschreiben. Der König ließ ein großes Gastmahl anrichten, wo der Storch mit am Tische saß und vor sich eine große Schüssel mit den schönsten und fettesten Fröschen stehen hatte, die man nur finden konnte. Nach dem Gastmahl tanzte man und der Storch tanzte zuerst mit der Königin, blieb auch noch verschiedene Tage in dem Schlosse; dann aber nahm er eines Morgens vom Könige Abschied und flog weg.

Der König und die Königin und ihr Söhnlein aber lebten von da ab in Glück und Freude und wenn das goldene Schloß nicht zusammengefallen ist, dann steht es noch. — Wo denn? — Das mußt du den Storch fragen.

2.

Vom dummen Peter.

Es war einmal eine Frau, die mit zwei Kindern in einem kleinen Häuschen wohnte: das eine von den Kin-

dern war ein Mädchen und die Frau hatte es mehr als zu lieb; das andere war ein Junge und der wurde gehalten, als gehörte er nicht zum Hause. Er hatte es schlimmer als ein Hund, denn ein Hund bekommt doch noch frisch Stroh, um darauf zu schlafen, der dumme Peter aber, denn so hießen sie ihn, mußte sich mit trocknen Blättern begnügen und dabei war das Dach des Ställchens, worin er schlief, noch so undicht, daß es überall tropfte, wenn ein Regen kam. Sie sagten immer, er wäre zu nichts zu gebrauchen und doch war er es just, der alle grobe Arbeit thun mußte: er schälte die Kartoffeln, mußte Holz raffen gehn, die Kühe auf die Weide treiben, das Haus scheuern, die Teller spülen, zu Markte gehen, kurz er war für alles gut genug und trotz dem konnten sie ihn nicht leiden und gab seine Mutter ihm ein Butterbrot, dann mußte er stets noch hören: „Du faules Thier, du Taugenichts, du Tagedieb, zur Arbeit taugst du nie, aber beim Essen bist du immer der Erste." Endlich wurde der dumme Peter deß müde und dachte bei sich: „Das kann doch nicht ewig so fort gehen, ich arbeite wie ein Pferd, und statt daß sie mich gerne dafür sehen, kriege ich noch Schläge und werde gescholten sonder Aufhören; ich mach mich auf und gehe weg."

Als er nun einmal wieder die Haut voll Schläge bekam, ohne daß er es verdient gehabt hätte, sprach er zu seiner Mutter: „Mutter, ich gehe weg in die Welt, denn ich sehe doch, daß ich hier der Verstoßene bin." — „Gut, Junge," sprach die Mutter, „geh nur, hast Recht darin, und sieh, wie du deine Kost anders gewinnst, denn wir können nicht immer zusammenbleiben, das geht nicht. Da hast du ein Hämmerchen, anders kann ich dir nichts mitgeben, und nun geh." Der dumme Peter nahm das Hämmerchen und machte sich auf den Weg

Als er schon sehr weit gegangen war, erblickte er von weitem ein schönes großes Schloß und als er näher darauf zu kam, sah er drei schöne Mädchen durchs Speicherfenster schauen. Er klopfte ans Thor und die Mädchen machten ihm auf und frugen ihn, was sein Begehren wäre? „Ich bin von Hause weggegangen, weil meine Mutter kein Brot mehr für mich hatte," antwortete der dumme Peter. „Wie heißest du denn und was für ein Handwerk verstehst du?" fragten die drei Mädchen darauf und er sprach: „Ich heiße der dumme Peter und bin eigentlich ein Kuhhirt meines Handwerks." — „Ach, das ist ja gut," riefen die Mädchen alle drei zugleich, „wir haben gerade einen Kuhhirten nöthig und wenn du willst, kannst du bei uns in Dienst kommen." Deß war der dumme Peter sehr zufrieden und die Mädchen setzten ihm für den Anfang einmal recht gut Essen und Trinken vor; das schmeckte ihm so gewaltig gut, daß er beschloß, ewig in dem neuen Dienst zu bleiben. Das war nun gut. Am andern Morgen machte sich mein dummer Peter früh aus dem Bette, bekam ein tüchtig Butterbrot und zog mit seinen Kühen nach der Weide. Da blieb er denn den ganzen Tag, bis es begann dunkel zu werden; da blies er die Kühe zusammen und wollte nach Hause zurück. In dem Augenblicke aber sah er von Weitem einen Herrn zu Pferde kommen, der war ganz in Silber gekleidet und kam spornstreichs auf ihn zugeritten und fragte ihn mit einem Gesicht, als wenn er den Peter hätte fressen wollen: „Was hast du hier zu thun?" Dumme Peter sah ihn einmal überseits an und antwortete: „Das geht euch nichts an." Da wurde der Herr erst blitzböse und schrie: „Was sagst du? Das geht mich nichts an? Wart, ich will dich lehren, so frech sein;" und mit den Worten zog er einen großen Säbel um Peter todt zu schlagen. Dumme Peter war

aber nicht links, denn kaum merkte er, daß der Reiter nach der linken Seite griff, als er schnell sein Hämmerchen packte und ihm den Kopf einschlug, daß er vom Pferde herunter fiel. „Da, nun hast du was," sprach er und lachte dabei recht herzlich, band alsdann das Pferd an sein Hirtenhäuschen und zog dem Todten seine silbernen Kleider aus, und als er die wohl verborgen hatte, warf er den Leichnam ins Wasser und trieb seine Kühe nach Hause. Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenster und waren höchlich verwundert, als sie Peter mit den Kühen kommen sahen, und das ist auch leicht denkbar, denn bis dahin hatten sie noch keinen Hirten halten können und wie oft sie Morgens einen mit den Kühen auf die Weide geschickt hatten, waren die Kühe Abends doch immer allein nach Haus gekommen. „Ah, der dumme Peter ist da!" riefen sie alle drei laut auf und sprangen die Treppen hinunter gleich Häschen und machten ihm auf. Er sagte aber nichts und schwieg, daß der Schweiß ihm herunter tropfte. Nachdem er seine Kühe im Stalle hatte, mußte er herein kommen und bekam wieder prächtig Essen und Trinken. Das gefiel ihm über die Maßen und er war so glücklich, wie ein König, sagte aber nichts.

Am folgenden Morgen bekam er wieder sein Butterbrot und zog mit den Kühen nach der Weide. Die Mädchen standen und sahen ihm mit Thränen in den Augen nach, denn sie dachten, er würde diesmal gewiß nicht wiederkommen. Er blieb den ganzen Tag auf der Weide und als es anfing dunkel zu werden, blies er seine Kühe wieder zusammen und wollte nach Hause zurück. In dem Augenblicke aber sah er einen Herrn zu Pferde angeritten kommen, der ganz und gar in Gold gekleidet war; der ritt recht auf ihn zu und fragte ihn mit einem grimmigen Gesichte: „Was hast du hier zu

thun?" Peter schaute ihn einmal von der Seite an und antwortete: „Das kann euch nicht kümmern." „Was sagst du da?" schrie der Herr. „Wart, ich will dir lehren, frech sein" und mit den Worten zog er von Leder, aber Peter gab wohl acht und griff schnell nach seinem Hämmerchen und schlug ihm den Kopf ein. Da fiel der Herr vom Pferde und Peter zog ihm seine goldenen Kleider aus und verbarg die zu den andern; das Pferd band er zu dem ersten an sein Hirtenhäuschen, warf den Leichnam ins Wasser und zog nach Hause zurück. Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenster und waren schon unruhig; hatten aber um so größere Freude, als sie Peter sahen. „Ach, der dumme Peter ist da!" schrieen sie alle drei und sprangen wie Häschen die Treppe hinunter und machten ihm auf. Er brachte die Kühe zu Stalle und kam in das Schloß. Da stand schon seine Kost für ihn bereit und die Mädchen warteten ihm auf. Er schwieg aber, daß der Schweiß ihm von der Nase lief, und sagte nichts.

Nun kam der dritte Tag. Dumme Peter erhielt wieder sein Butterbrot und zog aus mit seinen Kühen nach der Weide. Die drei Mädchen sahen ihm mit nassen Augen nach, denn sie dachten, diesmal sehen wir ihn sicherlich nicht mehr wieder. Peter blieb auf der Weide, so lange die Sonne drauf blieb; als die aber hinter den Bergen schlafen gehen wollte, blies er seine Kühe zusammen und wollte auch nach Hause. Da sah er, wie von ferne in einer andern Weide sich eine Fallthüre aufthat und ein Herr aus der Erde stieg, der auf einem Pferde saß und ganz in Diamanten gekleidet war. Dumme Peter merkte wohl, wo die Fallthür lag und machte sich dann bereit, die Kunst des Herrn abzuwarten. Der kam gerade auf ihn zugeritten und schrie ihm, wie ganz wüthend, zu: „Was machst du da?" — „Geht

euch nichts an," sprach dumme Peter ruhig und faßte, ehe der Herr noch weiter sprechen und nach dem Säbel greifen konnte, sein Hämmerchen und schlug ihm den Kopf ein. Dann zog er ihm die diamantenen Kleider aus und verbarg die, band das Pferd zu den zwei andern und warf den Leichnam in's Wasser.

Das war nun gut, aber mein dummer Peter hätte doch gerne gewußt, was noch unter der Fallthür stecke, ließ die Kühe stehen und ging recht auf die Stelle zu, wo er sie sich öffnen gesehen hatte. Er fand sie auch glücklich, hob sie auf und sah eine Treppe und die stieg er hinab. Da kam er in einen großen Saal, der hing ganz voll der allerprächtigsten Kleider. „Die können mir nicht dienen; ich hab auf der Weide noch drei Röcke, die ich doch nie verschleiße," sprach er in sich hinein und ging durch eine Thür in einen andern Saal; da stand eine Tafel mit ausgesuchten Speisen. „Aha, das ist, was ich haben muß," sprach dumme Peter, schob seinen Stuhl bei und hieb wacker ein. Als er sich nun recht rundsatt gegessen und getrunken hatte, schaute er einmal um sich und erblickte in einer Ecke ein klein eisern Thürchen. Da ging er drauf zu und versuchte dasselbe zu öffnen, aber das ging nicht, denn es war weder Schlüssel noch Schlüsselloch daran zu sehen; er schuppte einmal mit dem Fuße dagegen, aber das wollte auch nicht helfen. Nun wurde er böse, packte sein Hämmerchen und schlug dermaßen auf die Thüre, daß sie in Stücken auseinander flog; zugleich rollte ihm eine solche Menge Geld entgegen, daß er übern Haufen fiel. Schnell raffte er sich aber wieder zusammen und rieb sich die Augen recht tüchtig mit beiden Händen, denn er meinte zu träumen, aber bald überzeugte er sich, daß das nicht war, und in seiner Seelenfreude wälzte er sich ein paarmal rundherum in dem Golde und sprang dann lustig wieder auf. „Juch-

hei, nun weiß ich genug," rief er, sprang wieder die Treppe herauf und ließ die Fallthüre still zufallen. Als er wieder auf die Weide kam, fiel er all den Kühen um den Hals und lief dann rund, als wär er selbst eine tolle Kuh gewesen; er sprang gegen die Bäume, warf sich ins Gras, lief nun aufrecht, dann auf Händen und Füßen, und schrie und jauchzte dabei, daß ihn kein Christenmensch für gescheit halten hätte können. Plötzlich fiel ihm etwas ein und er öffnete den Drehbaum und blies und ließ die Kühe allein nach Hause gehen.

Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenster und sahen sich bald die Augen aus, ob dumme Peter noch nicht käme, aber er kam nicht und kam nicht, und als es anfing dunkel zu werden, da blökten die Kühe und trampelten allein in den Hof hinein. Nun wurden die Mädchen ganz traurig und waren gar nicht zu trösten; schluchzten immer: „Ach, dumme Peter ist todt! Dumme Peter ist todt!"

Als es nun Abend geworden war, da schellte es mit einemmale Klingeling, Klingeling am Schlosse und als die drei Mädchen die Thür aufmachten, da stand ein Herr davor, der war ganz in Diamanten gekleidet. Sie luden ihn höflich ein, herein zu kommen und sich ein wenig zu rasten, und setzten ihm fein Essen und Trinken vor. Sie waren so verwundert über seine kostbaren diamantenen Kleider, daß sie sich bald blind an ihm geschaut hätten. Zuletzt, als sie schon viel zusammen gesprochen hatten, ersuchten sie den schönen Herrn, er möge ihnen denn nun auch einmal sagen, wie er heiße und wo er zu Haus sei. Da fing der Herr laut an zu lachen und rief: „Haha, kennt ihr mich denn nicht mehr? Ich bin dumme Peter." — „Gott und Herr! Dumme Peter?" riefen die Mädchen alle drei und er bekräftigte das mit einem lustigen Sprung und schrie noch einmal:

„Ja, gewiß, ich bin dumme Peter," und dabei lachte er, daß ihm sein Bäuchlein waggelte. Die drei Mädchen konnten nicht zu sich kommen vor lauter Verwunderung und schlugen immerfort die Hände zusammen und sprachen: „Gott und Herr! Dumme Peter!" Als sie sich nun endlich genug verwundert hatten, fragten sie ihn aus, wie er denn zu den schönen Kleidern gekommen wär, und er erzählte ihnen Alles auf ein Härchen, was er in den drei Tagen auf der Weide erlebt hatte; und als er das alles erzählt hatte, da nahm er sich ein Herz und frug das Aelteste von den drei Mädchen, ob es ihn nicht zum Manne haben wollte. Da dumme Peter ein so reicher Mann war, kann man sich leicht denken, daß das Mädchen das nicht abschlug und ein paar Tage darauf war die Hochzeit und als die gethan war, da holte sich dumme Peter all das Geld aus der Erde und deß war so viel, daß er sieben Nächte daran fuhr und das muß man wissen, er fuhr es mit einem zweispännigen Wagen und hatte jedesmal so viel geladen, als die Pferde ziehen konnten.

Nachdem nun dumme Peter eine Zeitlang mit seiner Frau und den zwei andern Mädchen auf dem Schlosse gewohnt hatte, wurde er neugierig zu wissen, wie es eigentlich mit seiner Familie stände, sprach also zu seiner Frau: „Frau, ich muß einmal nach Haus, will sie aber einmal recht anführen. Ich geh' mit meinen alten schlechten Kleidern dahin; du kommst hinterher in einer schönen Kutsche, thust am Hause, als ob etwas am Rad gebrochen wär, und fragst dir ein Nachtlager." — „Gut," sprach die Frau und dumme Peter zog seine alten schlechten Kleider an und ging nach Haus. Seine Mutter und Schwester hatten ihn aber kaum gesehen, als sie schon das alte Liedlein wieder anfingen und schrieen: „Du fauler Bengel von Junge, bist du wieder da?

Wir haben kein Essen für dich, darum mach dich nur schnell fort, oder wir werfen dich aus der Thüre." — „Ach, nehmt mich doch um Gottes willen auf," sprach Peter mit einem jämmerlichen Gesichte, „ich sterbe vor Hunger und kann nirgendwo mein Brot verdienen; ich will ja gern arbeiten und alles thun." Das ging der Alten ans Herz und sie hieß ihn herein kommen und stellte ihm einen Korb voll Erdäpfel hin, daß er die schäle, und dumme Peter nahm ein Messer und begann rüstig. Indem kam eine prachtvolle Kutsche vor die Thür gerollt und daraus stieg eine Frau, die so kostbar gekleidet war, daß man nie etwas Schöneres gesehen hat. Dumme Peters Mutter und Schwester sprangen alsbald an die Thür und fragten die Frau unter vielen Knixen und Bücklingen, ob sie ihr mit nichts aufwarten könnten? Die Frau sprach: „Ich wollte nur fragen, ob ich hier nicht ein Bischen bleiben könnte; es ist mir ein Rad an der Kutsche zerbrochen und ich kann nicht weiter reisen." — „Gott gewiß, gnädige Frau," sprachen die Zwei, „kommt nur herein, gnädige Frau, und setzt euch was, gnädige Frau." Als die Frau nun in die Stube trat, nahm die Alte dumme Peter beim Kragen und warf ihn durch die Küchenthür, indem sie brummte: „Weg mit deiner Sauerei, du Schmierlapp, daß die gnädige Frau dich nicht sieht." Dumme Peter ließ sich das alles still gefallen.

„Es ist schon spät," sprach die Frau, „und ich glaube nicht, daß meine Kutsche heute fertig werden kann; könnt ich wohl die Nacht hier bleiben?" — „Gott gewiß, mit allem Plaisir, gnädige Frau," sprach die Alte, „wenn ihr nur vorlieb nehmen wollt, gnädige Frau; wir sind arm, gnädige Frau, und haben nicht viel zum Besten, gnädige Frau."

Das war nun gut, die gnädige Frau blieb da. Als

das Essen fertig war, setzten sich alle zu Tisch, ausgenommen dumme Peter, der mußte in der Küche allein hocken und bekam nur ein trocken Butterbrot und nichts dazu. Er ließ sich das schon wieder gefallen; als sie aber recht am Schmausen waren, schlich er stille herein und packte sich mit seiner bloßen, schmutzigen Hand einen Erdapfel von dem Teller der gnädigen Frau. Da wurde die Alte recht böse, nahm einen großen hölzernen Schöpflöffel und wollte dumme Peter auf die Finger schlagen, indem sie rief: „Hat die Welt je einen so unerzogenen Bengel gesehen! Packst du dich weg von der gnädigen Frau! Ach, nehmt's doch nicht übel, gnädige Frau, ich hatt' ihn nicht gesehen, gnädige Frau." — „Das thut nichts," sprach die Frau, aber damit war die Alte nicht zufrieden; im Gegentheil, sie faßte dumme Peter am Aermel, gab ihm einige Püffe in den Rücken und hieß ihn zu Bett gehen. Dumme Peter ließ sich das auch noch gefallen und legte sich auf seine Blätter, die inzwischen halb verfault waren.

Am andern Morgen in aller Frühe rief die Schwester schon an dumme Peters Ställchen: „He, he, dumme Peter! Steh auf und mahl' den Kaffee." Ja, wer aber da keine Antwort gab, das war dumme Peter. Die Schwester öffnete das Thürchen von dem Ställchen ein Bischen und schaute einmal hinein, aber wer nicht da war, das war mein dummer Peter. Nun blieb ihr natürlich nichts anders übrig, als den Kaffee selbst zu machen, und als sie den fertig hatte, ging sie zum Schlafzimmer der gnädigen Frau, um die aufzuwecken. Sie klopfte einmal auf die Thüre, aber die gnädige Frau gab keine Antwort. Sie klopfte noch einmal und noch einmal, und die gnädige Frau gab noch keine Antwort. Endlich machte sie die Thüre ganz leise mit einem Rißchen auf, schrak aber alsbald zurück, lief zu ihrer Mutter



und schrie: „Ach Gott, Mutter! Dumme Peter hat sich bei die gnädige Frau ins Bett gelegt." Nun kam die Alte mit einem großen Holzscheit und sie hätte sicherlich dumme Peter todt geschlagen, wäre die gnädige Frau nicht dazwischen gekommen und hätte die Mutter zurückgehalten. Als die Alte ihn dennoch wenigstens tüchtig ausschimpfen wollte, lachte er und sprach: „Eh, das ist meine Frau und ich bin ihr Mann."

Da stand der Mutter und der Schwester der Verstand still und sie konnten vor lauter Verwunderung kein Wort herausbringen. Als nun aber dumme Peter und seine Frau ihnen alles erzählten, da wurden sie alle Zwei roth bis hinter die Ohren, weil sie dumme Peter so schlecht behandelt hatten. Der hatte aber ein gar gut Herz und lachte darüber, sprach, das thäte nichts, er hätte doch all seinen Reichthum einzig dem Hämmerchen zu verdanken, und das hätte seine Mutter ihm ja gegeben. Er ließ ihnen alsdann ein prachtvolles Haus bauen, gab ihnen so viel Geld, daß sie gut leben konnten, und zog wieder mit seiner Frau nach dem Schlosse zurück und wenn sie nicht ausgezogen sind, dann wohnen sie noch da.

3.

Das wilde Schwein.

Es war einmal ein König, der hatte mit seiner Gemahlin nur einen Sohn gewonnen, doch nicht viel Freude von demselben, denn eine böse Hexe hatte ihn in ein wildes Schwein verwünscht. Der König und die Königin waren sehr betrübt darob, aber da geschehene Dinge nicht zu ändern sind, trösteten sie sich endlich doch in et=

was. Das wilde Schwein ließen sie denn in dem Hofe und im Schloßgarten herumlaufen, wo es auch ganz friedlich verkehrte und keinem Menschen etwas zu Leide that.

Nicht weit von dem Schlosse des Königs stand ein anderes Schloß, worin ein reicher Herr wohnte; der hatte drei Töchter, eine schöner als die andere. Eines Tages war das wilde Schwein weiter als gewöhnlich gelaufen und hatte die älteste Tochter gesehen, wie sie auf dem Felde Blümchen pflückte. Sie hatte ihm so gut gefallen, daß es sterbensverliebt in sie wurde und sie mit aller Gewalt heirathen wollte. Der König hatte gut sprechen, das ginge nicht; da war Hopfen und Malz verloren und das wilde Schwein wollte von nichts hören, sprach auch, wenn das seine Frau nicht würde, dann stürbe es vor lauter Betrübniß. Da schickte der König zu dem Herrn des Schlosses und ließ ihm alles sagen; dem gefiel der Vorschlag Anfangs auch wenig, doch als er bedachte, daß der Königssohn anders sterben werde, willigte er ein; aber nun war die Tochter nicht damit zufrieden und sagte im Gegentheil, sie wolle lieber Gott weiß was thun, als ein so abscheuliches Schwein zum Mann haben. Das alles half ihr aber wenig; als sie nicht wollte, zwang sie der König dazu und die Hochzeit wurde mit der größten Pracht von der Welt gefeiert. Als es nun schon spät war und ein Jeder zu Bette ging, da legte sich auch die Braut schlafen; das wilde Schwein wollte sich neben sie legen, aber indem es in das Bett sprang, trat es ihr unglücklicherweise mit einer seiner schweren Pfoten auf den Hals und — sie war todt. Wie betrübt das wilde Schwein und der König und die Eltern der Braut waren, das läßt sich mit keiner Feder beschreiben.

Ein Jahr nachher hatte das wilde Schwein sich wieder verlaufen und fand auf dem Felde die zweite

Tochter des reichen Herrn und die gefiel ihm so gut, daß es sie heirathen wollte, was es auch kosten möchte. Der König machte viel Einwendungen, aber das war nur Öl ins Feuer gegossen und am Ende blieb nichts übrig, als dem Herrn einmal davon zu sprechen. Der wollte aber nichts davon wissen und widersetzte sich aus allen Kräften dieser Heirath, sprach, er habe seine Töchter nicht für Schweine erzogen und dergleichen mehr. Der König meldete das seinem Sohne, aber der bestand nun noch mehr darauf als zuvor und somit war der König genöthigt, die Eltern der Tochter zu zwingen, daß sie das Mädchen folgen ließen. Mit Thränen und Jammern wurde die Braut aus dem Schlosse geholt und zur Hochzeit geschleppt. Da ging es nun gar traurig zu; es war als hätte es jedem der Gäste vorgestanden, daß es der zweiten Braut nicht besser ergehen werde, als der ersten. So ging es denn auch wirklich, denn als der Bräutigam in das Bett springen wollte, trat er wieder mit seinen plumpen Pfoten der Braut auf den Hals und sie war todt.

Der Jammer, der darüber in dem Schlosse des Königs, wie auch in dem andern Schlosse war, ist nicht zu beschreiben. Das wilde Schwein war wie verzweifelt darüber und schlug den Kopf gegen die Mauern, als ob es seines Lebens müde gewesen wäre. Die Eltern der Braut konnten sich nicht trösten; von drei Töchtern hatten sie nur noch eine, die noch ein zart, jung Mädchen war; und weil sie fürchteten, diese auf dieselbe Weise zu verlieren, wie die beiden andern, wollten sie ihr Hab und Gut zusammenpacken und in ein fremdes Land ziehen. Als der König das hörte, war er noch betrübter, als vorher, und noch mehr erzürnt auf seinen Sohn; er bat den reichen Herrn, doch nur in dem Schlosse wohnen zu bleiben, und versprach ihm zugleich,

das wilde Schwein alsbald wegzujagen. Dies Versprechen hielt er auch und der arme Königssohn wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit aus dem Schlosse des Königs weggejagt und lief in den nahen Wald.

Das dritte Töchterchen des reichen Herrn war ein wunderschönes und engelgutes Kind und bald vergaßen die Eltern bei ihm, auf welche schreckliche Weise sie ihre beiden andern Töchter verloren hatten. Eines Tages waren alle Leute aus dem Schlosse in den Wald spazieren gegangen. Die schönen Waldblümchen gefielen dem Mädchen so gut, daß es nicht genug pflücken konnte, und die lustigen Vöglein sangen so süß, daß es nicht genug hören konnte und immer pflückte und immer zuhorchte. Dadurch blieb es immer mehr zurück und fand sich endlich ganz allein. Indem es nun noch so da saß und Blümchen brach, kam plötzlich ein wild Schwein gelaufen, nahm es auf den Rücken und rannte mit ihm weg. Da hatten Vater und Mutter gut rufen und die andern Leute gut suchen, kein Mensch konnte das Mädchen wiederfinden und Abends mußte man ohne das arme Kind in's Schloß gehen.

Das wilde Schwein hatte es aber nicht aufgefressen, sondern in eine fernabgelegene, tiefe Höhle getragen, wo noch kein Mensch sich hinein gewagt hatte. Da setzte es das Mädchen still und sänftlich nieder und machte ihm ein Bettchen von weichem Moos, lief alsdann in den Wald zurück und holte noch Blumen und Erdbeeren, kurzum es that alles, was es dem Mädchen nur an den Augen absehen konnte. Ich brauch wohl nicht erst zu sagen, daß das wilde Schwein Niemand anders war, als der verwünschte Königssohn. Das Mädchen wurde auch immer kühner und zutraulicher und streichelte endlich mit seinen kleinen Händchen den rauhen Borstenkopf des wilden Schweins, und dies leckte ihm dafür die Händ-

chen und war so glücklich darüber, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen. „Warum weinst du denn?“ frug das Mädchen und das wilde Schwein sprach: „Warum sollt' ich nicht weinen; ich bin so unglücklich und du könntest mich erlösen, aber das wirst du nicht thun, das weiß ich.“ Das that dem Mädchen leid und es fing selbst an zu weinen; es sprach: „Doch das will ich gern thun, wild Schwein, aber sag mir, wie ich das machen muß.“ Das Schwein antwortete: „Ob ich dir das sage, du thust es doch nicht; aber ich will es dir nur sagen, du mußt mich zum Mann nehmen und heirathen und meine Frau werden.“ Da lachte das Mädchen und sprang auf und sprach: „Ist das Alles, dann will ich dich schon erlösen;“ und als das wilde Schwein das hörte, da sprang es dreimal um und um vor lauter Freuden. Dann lief es weg und holte so viel weiches, grünes Moos herbei, bis daß es ein Bett zusammen hatte, worin sie beide gemächlich zusammen schlafen konnten.

Des Nachts hatte das Mädchen einen sonderbaren Traum. Es dünkte ihr, als sagte ihr Jemand, sie müsse Morgens früh aufstehen und ein großes Fell nehmen, welches sie vor dem Bette finden würde. Dann müsse sie aus der Höhle gehen, diese mit einem Steine schließen, und auf dem Steine das Fell zu Asche verbrennen. Das däuchte ihr gar wunderlich. Als sie aber beim ersten Tagesdämmern einmal aus dem Bette guckte, sahe sie in der That ein großes Fell wie von einem wilden Schwein da liegen. Da faßte das Mädchen Muth, ging vor die Höhle und wälzte mit allen Kräften, die sie hatte, einen schweren Stein davor, der gleich neben dem Eingange lag. Dann machte es ein großes Feuer an und als das recht im Brennen war, warf es das Fell hinein; doch kaum fing dasselbe an zu brennen, als ein

jämmerlich Schreien und Jammern aus der Höhle ertönte. Da hätte sie nun gern die Höhle aufgemacht, aber der Stein war zu heiß geworden und das arme Mädchen hätte sich die Händchen tüchtig daran verbrannt. Als das Feuer aber aus war und der Stein eben ein wenig abgekühlt war, da schob es, so gut es konnte, den Stein ein wenig zurück; doch da stand der allerschönste Königssohn vor ihm, den man nur mit Augen sehen kann, und der fiel ihm um den Hals und rief: „Siehst du nun, daß du mich erlöst hast? Nun bist du mein und ich bin dein, und wären deine Schwestern so willig gewesen, wie du, dann wären sie nun nicht todt."

Nun ging der Königssohn mit dem Mädchen aus der Höhle und in das Schloß des Königs und erzählte dem und der Königin alles, und dann wurden die Eltern des Mädchens von dem andern Schlosse gerufen und denen erzählte er auch Alles. Drei Tage nachher hielt man die Hochzeit mit viel Pracht und Staat und nie hat man einen schönern Bräutigam gesehen, als den Königssohn, und nie eine schönere Braut, als das Mädchen. Nicht lange darauf starb der alte König und der Königssohn kam auf den Thron und das Mädchen wurde seine Königin, und wenn sie noch nicht vom Thron aufgestanden sind, dann sitzen sie noch drauf.

4.

Das verrathene Geheimniß.

Es war einmal ein Schuhmachergesell und ein Schneidergesell: der Erste hieß Peter und der hatte Geld und war reich; der Zweite hieß Hans und hatte kein Geld und war arm. Die Zwei trafen sich einmal in

der Herberge und wie sie denn so von allerhand Dingen sich unterhielten, sprach Peter auf einmal zu Hans: „Wollen wir nicht einmal auf Reisen gehen?" — „Ach Gott," sprach Hans, „ich habe keinen Stüber Geld und wenn ich in der Herberge mein Glas zerbreche, dann kann ich es nicht einmal bezahlen." — „Was schiert dich das," antwortete Peter, „ich habe Geld und bist du es zufrieden, dann ziehen wir Morgen schon zum Thore hinaus. Wir werden schon bald Arbeit finden und mit der Arbeit kommt das Geld, dann bist du geborgen und kannst leben wie ein Vögelchen im Hanfsamen." „Ja," sprach Hans, „wenn du mir schwören willst, daß wir als Brüder zusammenhalten und alles theilen, dann bin ich es geständig." Das schwur ihm Peter mit einem heiligen Eide zu und am andern Morgen packten beide ihre Ränzel und zogen aus der Stadt. Vor dem Thore sprach Peter: „Nun höre, Hans; jetzt wollen wir uns dreimal jeden Tag tüchtig satt essen und außer der Zeit nichts nehmen; damit sparen wir viel." — „Gut," sprach Hans und so wanderten sie in die weite Welt und von einer Stadt zur andern und aßen alle Tage dreimal, aber sie konnten nirgends Arbeit finden. Als sie nun schon neun Tage also gewandert waren, da zog Peter seinen Beutel heraus und zählte sein Geld und als er das gethan hatte, sprach er: „Hans, mein Beutelchen wird langsam mager, was meinst du, wenn wir nur zweimal im Tage äßen?" — „Gut," sprach Hans, „was du willst, das will ich auch," und da aßen sie alle Tage zweimal und wanderten weiter von einer Stadt in die andere und suchten überall Arbeit, aber nirgends konnten sie welche finden. Das dauerte abermals neun Tage und am zehnten Tage zog Peter das Beutelchen heraus und zählte wieder sein Geld und als er damit fertig war, sprach er: „Hans, Hans, das Beutelchen

bekommt Magenweh und wird uns nicht lang mehr dienen, wenn wir nicht sparsamer sind. Was meinst du, wenn wir nur einmal im Tage äßen?" — „Gut, in Gottes Namen," sprach Hans und sie aßen nur einmal im Tage und dabei wurden sie nicht allzufett. Sie wanderten dabei immerzu und fragten überall nach Arbeit, aber es war wie verwünscht und sie bekamen keine und bekamen keine. Da wurde Petern sein Versprechen leid und er steckte den größten Theil des Geldes, was er noch übrig hatte, in seine Strümpfe und wartete bis am neunten Tag. Dann zeigte er Hans den Beutel und sprach: „Hans, ich glaube, wir dürfen gar nicht mehr essen." — „Ja," sprach Hans, „das bin ich aber nicht gewohnt und dabei kann ich nicht leben bleiben und noch weniger marschiren." — „Es ist aber nun einmal nicht anders," antwortete Peter, „du siehst das ja selbst." — „Warum mußte ich auch so dumm sein, mit dir zu gehen," rief Hans da, „nun sitzen wir in einem fremden Lande und haben kein Brot." — „Hör'," sprach Peter, „für heute will ich dir noch zu essen geben, aber morgen nicht mehr," und damit ging er in einen Bäckerladen und aß da schnell drei große Brötchen; dann kaufte er noch eins und theilte das mit dem armen Hans und der mußte den ganzen Tag damit herumspringen. Am andern Tage kaufte Peter nur ein Brötchen für sich und gab Hans nichts davon; da beklagte sich Hans gar bitterlich und erinnerte seinen Gesellen an die geschworene Brüderschaft, aber der wollte von nichts hören und gab auch keinen Bissen her. So kamen sie in einen großen Wald und da konnte Hans vor Mattigkeit nicht weiter kommen. Als der schlechte Peter das sah, da war er gar froh und sprach: „Nun, ich will dir denn noch eine Schnitte geben, aber dafür mußt du mir dein rechtes Auge schenken." Was wollte der arme

Hans da machen? Er dachte bei sich, es wäre besser, das Auge verlieren, als vor Hunger sterben, und nahm die Schnitte Brot und Peter stach ihm dafür das rechte Auge aus. Das war nun gut, aber mit der Schnitte Brot konnte Hans doch nicht lange auskommen, wie kleine Bröckelchen er auch davon abbrach, und so sank er am folgenden Tage abermals vor Mattigkeit zusammen und weinte und klagte, daß es ein steinern Herz hätte erbarmen mögen. Da jubelte Peter so recht falsch in sich hinein und sprach: „Nun, Hans, ich habe Mitleid mit dir, ich will dir noch eine Schnitte Brot geben, dafür mußt du mir aber dein linkes Auge schenken." — „Ach Gott und Herr," jammerte Hans, „dann kann ich ja nicht mehr sehen, wenn ich keine Augen mehr habe." — „Das kann nichts helfen," sprach Peter, und Hans dachte: „Ei nun, ich werde mir dann mein Brot an den Thüren erbetteln; es gibt doch noch mitleidige Herzen auf der Welt" und nahm die Schnitte Brot und Peter stach ihm auch das linke Auge aus. Das war ein grundschlechter Kerl, nicht wahr? Kaum hatte er das aber gethan, da trieb er seine Falschheit noch weiter und ließ den armen Hans im Walde liegen und lief fort, was er konnte. Da wußte Hans nun nicht mehr, was er anfangen sollte: weil er aber bang war, es möchte ein Wagen kommen und ihm über den Leib fahren, kroch er von dem Wege ab und so lange fort, bis er einen großen Baum vor sich fühlte. Inzwischen war es dunkele Nacht geworden und Hans hörte von fern einen Bären brummen. „Dem muß ich aus dem Wege gehen," sprach er und kletterte auf den Baum und legte sich oben zwischen die Äste. Es dauerte nicht lange, da kam der Bär heran und hatte noch zwei andere Thiere bei sich, nämlich einen Fuchs und einen Wolf und die drei kamen dem Baume immer näher und legten sich endlich

darunter nieder. „Ah, ich weiß was, ich weiß was," hub der Bär da an und der Fuchs sprach: „Ja und ich weiß auch was"; und der Wolf sprach: „Meinet ihr, ihr wüßtet alles? Ich weiß auch was." Da sprach der Bär: „Höret, wollet ihr mir sagen, was ihr wisset, dann will ich euch sagen, was ich weiß, und darüber habt ihr Freude, oh, ich weiß nicht wie!" „Ja," antwortete der Fuchs, „aber dann müssen wir uns erst untereinander versprechen, keinem Menschen etwas davon zu sagen, denn wenn die Menschen wüßten, was ich weiß, dann sprängen sie vor Freuden auf einem Bein herum." „Das ist bei mir auch der Fall, das ist bei mir auch der Fall" sprachen die beiden andern und der Fuchs sagte: „Nun, dann fang du an, Bär, denn du hast uns zuerst gesagt, daß du etwas wüßtest." — „Nun gut," sprach der Bär, „aber wenn einer von euch es verräth, den fresse ich mit Haut und Haar. In der Stadt London ist große Wassernoth und sie fangen schon an, das Wasser mit Gläschen zu verkaufen, wie ehedem den Brantwein. Wenn das noch ein Bischen so dauert, dann sterben die Menschen alle vor Durst und dann haben wir einmal ein Leben, Juchhei! Alle Tage so viel wir wollen." — „Ist der Noth denn nicht abzuhelfen?" fragte der Fuchs. „Da liegt der Has im Pfeffer," antwortete der Bär, „und das ist just, was ich weiß, aber der Deus holt euch, wenn ihr es einem sagt, denn damit wär' unser aller Freude verdorben. Auf dem Markte nämlich liegt ein Stein und wenn sie den aufhüben, dann hätten sie Wasser, mehr als genug; denn unter dem Steine springt die reichste Quelle der ganzen Welt." — „Wolf, wenn du es einem sagst," sprach der Fuchs. „Bist du toll, Fuchs?" antwortete der Wolf; „aber nun laß auch einmal hören, was du weißt." — „Nach dir" sprach der Fuchs und der Wolf begann:

„Ja, ja, wenn die Menschen wüßten, was ich weiß, da könnte sich einer guten Lohn verdienen. Da ist des Königs von England Tochter, die liegt schon sieben Jahr krank und kein Arzt in der Welt kann ihr helfen." — „Wie so?" fragte der Bär. „Ja, da steckt der Knoten," antwortete der Wolf. „Als sie zur ersten Communion ging, da bekam sie ein Goldstück, um das in den Opferkasten zu werfen. Statt hinein, fiel es aber daneben und so lange das nicht darin ist, so lange kann sie nicht genesen." Aber nun sag du uns auch, Fuchs, was du weißt." — „Wenn die Menschen wüßten, was ich weiß," sprach der Fuchs, „dann wäre manch einem geholfen und mancher Blinde würde nicht länger blind sein." „Wie so?" fragte der Bär und der Fuchs antwortete: „Auf den Baum hier fällt heute Nacht ein Thau; wer sich damit dreimal die Augen wäscht, der wird sehend und hätte er selbst keine Augen mehr im Kopfe." „Das ist ein wunderbar Ding," sprachen Bär und Wolf und darauf gaben sich alle Drei die Pfoten und versprachen sich nochmals, nichts von den Geheimnissen zu verrathen und dann gingen sie auseinander. Hans hatte sich aber alles wohl gemerkt und er reichte alsbald nach den Blättern und wusch sich die Augen mit dem Thau und zur Stunde sah er wieder so klar, als vorher. Dann stieg er stille nieder und eilte mit großen Schritten der Landstraße zu und darauf immer weiter und weiter, bis er an die Stadt London kam. Da ging er auf den Markt und zu der Herberge, wo die Rathsherren jeden Morgen ein Gläschen Brantwein tranken und bat allda die Frau Wirthin um ein Glas Wasser. „Weg, du unverschämter Kerl," schrie die Wirthin, welche meinte, Hans hätte ihrer spotten wollen, „wie kannst du dich unterstehen, ein Glas Wasser zu fodern, da du noch nicht einmal Geld hast für

ein Glas Wein." — „Ist das Wasser hier so rar" sagte Hans, „das ist die Schuld eurer Rathsherren, die könnten euch dessen wohl schaffen, wenn sie wollten." Das hörten die Rathsherren nicht sobald, als einer derselben aufsprang, Hans beim Kragen faßte und rief: „Das sollst du mir beweisen, du Schurk; wenn das Volk das hörte, es hinge uns all an den Galgen." Darob lächelte Hans und sprach: „Ja, es ist eure Schuld, denn es springt ein Quell in der Stadt, der so reichlich Wasser giebt als einer in der Welt. Gebt mir nur zehntausend Thaler, dann will ich euch denselben zeigen." Der Rathsherr rief die andern Rathsherren zu sich und sie versprachen den Hans die zehntausend Thaler, aber Hans sagte: „Nein, ich muß sie erst in der Tasche haben." Da gaben sie ihm das Geld und er ging mit ihnen auf den Markt und ließ den Stein aufheben und da sprang so viel Wasser heraus, daß man auf dem Markt mit Nachen fahren konnte. Nun war Hans ein reicher Mann; er ging zu einem Schneider und ließ sich da einen schönen neuen Anzug machen, wie ihn die Doctors trugen. Als der fertig war, ging er zu dem Pallast des Königs und ließ sich da melden und dem König sagen, er wolle seine Tochter kuriren. Als der König das hörte, ließ er Hans vor sich kommen und sagte zu ihm, wenn er die Prinzessin gesund machte, dann sollte er sie zur Frau haben. „Ja, das ist kein leichtes Stück, das Gesundmachen," sprach Hans, „ich muß sie erst sehen und ihr den Puls fühlen." Da führten sie den Hans zu der Königstochter und er fühlte ihr den Puls und schüttelte bedächtig den Kopf und hustete einmal und rieb sich die Stirn, dann sprach er: „die Krankheit ist übernatürlich, aber ich will sie schon durch meine Kunst vertreiben. Zuvor muß ich aber in meinen Büchern sehen, was darüber geschrieben steht."

Ach Gott, was war der König froh, als er das hörte: er wollte dem Hans gleich hunderttausend Thaler geben, aber Hans nahm nichts an und ging nach Hause. Am andern Morgen kam er wieder und sprach, er hätte es nun gefunden, und fragte, wo die Königstochter zur ersten Communion gegangen wär? Da zeigten sie ihm die Kirche und Hans hustete und sprach: „Hm, hm, so, so. Dann bringt die Königstochter alsbald einmal her in die Kirche und setzet sie an die Communionbank.“ Das geschah, und als sie da saß, fragte Hans, wohin sie das Goldstück geworfen hätte? Das wies ihm die Königstochter und er ließ den Opferstock wegräumen und holte das Goldstück aus einer Ritze, gab es ihr und sprach, sie solle es nun in den Kasten werfen. Das that sie und im selben Augenblicke war sie gesund. Da war nun große Freude im Schlosse und die Hochzeit wurde alsbald gehalten und Hans war ein reicher und mächtiger Prinz und fuhr alle Tage spazieren. Eines Tages nun traf es sich, daß er mit seiner Frau über die Landstraße fuhr und durch ein Dorf kam, da sah er einen Scheerenschleifer der rief: „Scheerenschleif! Scheerenschleif!“ Die Stimme kam Hans ganz bekannt vor und er sah dem Mann einmal ins Gesicht und — der war der falsche Peter. Jeder andere, als Hans, hätte gleich ein paar Gendarmen kommen und den Peter arretiren lassen; das mochte Hans aber nicht, er hatte ein zu gutes Herz dafür. „Heda, Peter, bist du's?“ rief er dem Scheerenschleifer zu und der drehte sich verwundert um, und als er den großen Herrn in dem Wagen sah, da nahm er seine Mütze ab und sprach demüthig: „Ach Herr, wie komm ich denn zu der hohen Ehre, daß ihr mich kennet?“ — „Ei, Narr, ich bin Hans,“ sprach der gute Hans und habe mir groß Glück geholt auf dem Baume, gleich bei der Landstraße, wo du mir die Augen ausgestochen hast.“

Und dabei lachte Hans so recht herzlich und schenkte Peter noch eine Börse voll Dukaten und fuhr weiter. Peter aber sprach in sich: „Ei, wenn der dumme Hans sich auf dem Baume sein Glück geholt hat, dann kann ich das auch,“ und er ging hin und als es Abend wurde, setzte er sich auf den Baum. Es dauerte nicht lange, da kamen Bär, Fuchs und Wolf auch zu dem Baume und ein jeder schimpfte aufs Beste, daß sein Geheimniß verrathen wäre. Das hast du gethan, Rothhose,“ sprach der Wolf, aber der Bär nahm des Fuchses Partei und sprach: „Nein, der ist zu klug dazu; aber du Wolf hast es sonder Zweifel gethan, du bist so ein dummer Kerl.“ „Ja, ja“ fiel der Fuchs ein, „es ist nicht anders möglich, der Wolf hat es gethan und er muß hangen darum.“ — „Ich hangen?“ schrie der Wolf, „ich sage noch einmal, daß ich es nicht gewesen bin, und hat der Fuchs es nicht verrathen, dann hast du es gethan, Bär.“ — „Was sagst du da!“ rief der Bär und brummte einmal tüchtig, „Fuchs, wo ist ein Seil, marsch an den Baum mit dem Verräther.“ Da drehte der Fuchs schnell ein Seil aus Bast und schlang es um einen Ast des Baumes und der Bär packte den Wolf, that ihm den Strick um den Hals und zog an dem andern Ende, so daß der Wolf seine Himmelfahrt begann. Der Bär war aber nicht sehr vertraut mit Hängemann's Kunstgriffen und hatte den Knoten des Strickes gerade an des Wolfes Kehlkopf gemacht, so daß der arme Sünder die Ohren in den Nacken legte, als der Bär ihn heraufzog: indem der Wolf nun also unfreiwillig gen Himmel schaute, sah er den falschen Peter oben in dem Gezweig sitzen und rief: „Ach, wie ist das Unrecht so groß auf dieser Welt; da sitzt der Verräther auf dem Baume.“ Als Bär und Fuchs das hörten, ließen sie den armen Wolf schnell nieder und holten den bösen Peter herunter. Der

vertheidigte sich zwar aufs Beste und sprach immer, Hans hätte es gethan und sie sollten sich erst überzeugen; die drei Thiere hörten nicht auf ihn und rissen ihn in Stücke und fraßen ihn auf bis zum letzten Knöchelchen.

5.

Jan der Dieb.

Es war einmal eine blutarme Frau, die hatte nur einen Sohn Namens Jan, aber der machte ihr nicht viel Freude, denn er war so langfingerig, daß er von allen, die ihn kannten, nicht anders geheißen wurde, als Jan der Dieb. Die Frau hielt ihm häufig vor, daß er sein Leben ändern und sich bessern müsse, wolle er nicht zuletzt mit Seilers Tochter Hochzeit halten, aber das half alles nichts und Jan blieb stets der Alte. Der letzte und einzige Trost, der dem armen Weib blieb, war unser lieber Herrgott; alle Tage sah man sie in der Kirche, wo sie um nichts anders betete, als daß Gott doch ihrem Jan einen andern Sinn geben solle. Einmal hatte sie auch wieder lange gebetet und geweint; endlich seufzte sie wie in halber Verzweiflung: „Ach, ach, was soll aus meinem Jan doch noch werden!" Der Küster saß aber zufällig hinter dem Altar und als er den Seufzer hörte, antwortete er: „Dieb, großer Dieb, allzeit Dieb." Da erschrak die arme Frau über die Maßen, denn sie meinte, unser Herrgott selber hätte ihr das zugerufen; doch faßte sie sich bald und sprach: „Herr, dein Wille geschehe" und ging mit rothgeweinten Augen nach Haus. Da kam Jan ihr just entgegen; als er ihre Augen ansah, fragte er, warum sie denn wieder so betrübt wäre? Sie erzählte ihm offenherzig, was ihr be-

gegnet war, und sagte ihm dabei, daß sie ihm lieber auf den Rücken sähe, denn es thue ihr zu leid, ihn immer Dieb nennen zu hören und das selbst von unserm Herrgott. Jan war deß zufrieden, sie gab ihm noch eine tüchtige Kruste Brot und ein Kännchen Wasser mit auf den Weg und so zog er in die weite Welt.

Nach langem Wandern und als von seinem Brot schon längst kein Krümchen mehr übrig war, kam er eines Tages an einen Bauernhof, ging da dreist hinein und frug, ob sie keinen Knecht nöthig hätten. Der Bauer sprach, er hätte wohl einen Knecht nöthig, aber er könne ihn doch nicht so aufs Gratheawohl nehmen und müsse doch wissen, wer er wäre. „Wenn ihr das wissen wollt, das kann ich euch wohl sagen," antwortete Jan, „alle, die mich kennen, heißen mich Jan den Dieb." — „Hm, hm, Dieb, Dieb," brummte der Bauer, „und du baumelst noch nicht am Galgen?" Darob lachte Jan und sprach: „Ihr sprecht vom Galgen, ja davor nehme ich mich wohl in Acht, dem bin ich zu klug." — „Bist du wirklich so klug," sprach der Bauer, „dann will ich es mit dir wagen; ich nehme dich in Dienst, aber unter drei Bedingungen; kannst du damit fertig werden, dann gebe ich dir noch dazu meine Tochter zur Frau. Du mußt nämlich in Zeit von drei Wochen dem Pastor all sein Geld, meiner Frau das Hemd vom Leibe und die Pferde unter den Knechten, die drauf sitzen, weg stehlen. Kannst du das, gut, dann weißt du, was du bekommst; bringst du es aber nicht fertig, dann laß ich dich hängen." — „Ganz gut," antwortete Jan, setzte sich zu Tische, aß und trank tüchtig und ging alsdann an seine Arbeit.

In den ersten Tagen wußte er noch nicht recht, wie er's angreifen sollte, um hinter dem Pastor sein Geld zu kommen; endlich aber fiel ihm etwas ein. Er ging hin

und stahl dem Bauer zwei Hühner vom Hofe, machte sie todt und rupfte ihnen die Federn aus; dann trug er sie zu Markte und schlug sie für gut Geld los; von dem Erlöse kaufte er sich einen Topf Sirup und schlenderte nach Hause zurück. Des Nachmittags nun ging er in die Vesper und verbarg sich in der Kirche in einem Beichtstuhle, wo er still sitzen blieb bis gegen Abend. Dann zog er seine Kleider aus, bestrich sich den Leib mit dem Sirup und wälzte sich in den Federn herum, so daß er aussah, wie ein Engel, that drei Züge an der Glocke und stellte sich schnell auf den Hochaltar. Als der Pastor die Glocke läuten hörte, schrak er zusammen, denn er wußte wohl, daß es noch nicht Morgen war; weil er aber dachte, daß Diebe in der Kirche sein könnten, zog er sich schnell an und lief hin. Kaum hatte er die Thüre aufgeschlossen, als Jan von dem Hochaltar herab rief: „O du frommer und tugendsamer Hirte dieser Pfarre; lange genug hast du deines Amtes mit Sorgen und Mühen gepflegt und Gott sendet mich, dich nach dem Himmel zu führen. Zuvor aber will er dein Herz noch prüfen, ob es nicht am Irdischen hange, darum gebietet er dir durch mich, daß du all dein Geld hier auf den Hochaltar bringest, auf daß es nach deinem Hingange unter die Armen vertheilt werde." Dem Pastor hüpfte das Herz im Leibe vor Freude über seine bevorstehende Himmelfahrt, doch gefiel es ihm nicht ganz, daß der Engel ihm sein Geld abfrug. Da er aber fürchtete, durch Zweifeln oder Zögern den Zorn Gottes auf sich zu laden, bat er den Engel nur, sein zu warten, und lief nach Hause zurück, um das Geld zu holen; Jan, der sich für jeden Fall sicher stellen wollte, sprang schnell vom Altar herab und folgte ihm, sah genau zu, was er that, und eilte wieder zurück auf den Altar. Gleich darauf kam der Pastor und stellte zwei Geldsäcke auf den

Altar, sprach, da wären all seine Schätze, aber Jan wußte besser, wie es stand, und antwortete: „O du, dessen Herz noch so sehr am Irdischen hängt, wie magst du einen Engel Gottes belügen wollen; hast du nicht noch einen Geldsack in deiner Kiste zurückgelassen?" In seinem ganzen Leben hatte der Pastor keinen größern Schreck bekommen, als in diesem Augenblicke; roth bis hinter die Ohren lief er, auch den dritten Geldsack zu holen, denn er meinte, sonst gewiß und sicherlich für ewig verloren zu sein. Als er damit zu dem Altare kam, lobte Jan seine Treue und sprach: „Nun bereite dich zu deiner Himmelfahrt. Damit ich aber gemächlicher mit dir fliegen könne, krieche in diesen Sack, ich lade dich dann auf die Schulter." Der Pastor folgte und Jan sprang vom Hochaltar, lief mit ihm die Thurmtreppe hinauf, ließ sich am Glockenseil herunter und schritt mit großen Schritten nach dem Pfarrhause. „Hier wären wir an der Thüre," sprach er, „aber wo mag Sankt Peter sein? Warte einen Augenblick, ich gehe zu ihm, den Schlüssel zu holen. Hüte dich aber zu sprechen, oder anderes Geräusch zu machen, denn das könnte dir übel bekommen, das Fegefeuer ist gleich hierbei." Mit den Worten lief Jan weg, holte das Geld in der Kirche und trug es zu dem Bauer, der vor Verwunderung stumm und steif stand.

Als die Köchin des Pastors Morgens früh die Thüre öffnete und den Sack sah, stieß sie einmal mit dem Fuße daran, um zu fühlen, was darin wäre; als sich aber nichts darin regte noch wegte, schmiß sie ihn einmal herum, und damit fiel der arme Pastor so arg auf den Kopf, daß er unmuthig rief: „So laßt mich doch in Ruhe, ihr stoßt mir den Kopf entzwei. Ein Engel hat mich hierher gebracht und holt eben die Schlüssel bei

Sankt Peter." Da lachte die Köchin laut auf und öffnete den Sack und ihr Herr kroch heraus. Man kann sich leicht denken, was der für Augen machte, als er sich statt an der Himmelsthüre an seiner Hausthüre fand.

Das zweite Diebsstückchen von Jan war viel schwerer, aber er verlor doch den Muth nicht. Er hatte gemerkt, daß der Bauer jeden Abend in die Schenke ging, sein Gläschen zu trinken, und um im Wiederkommen Niemand im Schlafe zu stören, die Thüre seiner Kammer nur einklinkte und nie fest schloß. Des folgenden Abends schlich er ein wenig vor der Zeit, wo der Bauer zurückzukehren pflegte, in die Schlafkammer und legte sich ruhig zu der Frau ins Bette. Er lag aber noch keine fünf Minuten da, als er mit halber und heiserer Stimme sprach: „Frau, thu ein ander Hemd an, ich habe gesehen, es ist gar schmutzig, das ist keine Reinlichkeit und dem Dienstvolk ein schlechtes Vorbild." Die Frau wollte noch Einreden machen, aber es half nichts; als sie das frische Hemd nun anhatte, nahm Jan das andere stille zu sich und brummte, er müsse noch einmal in den Hof gehen, ging aber, in sein Fäustchen lachend, nach seiner Kammer zurück. Spät Abends erst kam der Bauer nach Hause; als er in die Kammer trat, schaute die Frau groß auf und fragte verwundert: „Warum hast du dich denn wieder ganz angezogen und wo bist du so lange geblieben?" — „Wieder angezogen?" fragte der Bauer verwundert; „ich habe mich diesen Abend noch nicht ausgezogen, wie kannst du von wieder Anziehen sprechen?" — „Ei, du wirst mir doch nicht weis machen wollen, daß ich geträumt, so eben bist du im Hemde herausgegangen und nun kommst du in deinen Kleidern wieder herein." Obgleich der Bauer nicht mehr nüchtern war, begriff er doch, daß da etwas anderes im Spiel sein müsse, fragte die Frau näher aus und erkannte, daß Jan sein zweites

Stückchen auch fertig gebracht. Er ging zu ihm und Jan gab ihm das Hemde der Frau.

Um so mehr suchte der Bauer nun zu verhindern, daß Jan auch das dritte Stückchen gelänge, und er paßte so wohl auf, daß der letzte Tag vor den festgesetzten drei Wochen da war, ohne daß Jan zum Ziele gelangt wäre. Des Abends rief er gar die Knechte zu sich und befahl ihnen, nicht nur in dem Stalle zu bleiben, sondern selbst auf den Pferden sitzend die Nacht zu durchwachen. Das gefiel Jan schlecht, doch verlor er den Muth nicht.

Gegen Abend begann es so schrecklich zu hageln und zu schneien, daß man keinen Hund vor die Thüre hätte jagen sollen; als es dunkelte, gingen die Knechte alle zusammen in den Stall, zündeten eine Laterne an und setzten sich auf die Pferde. Sie hatten noch nicht lange da gesessen, als es an die Thüre klopfte. Anfangs schwiegen sie und gaben keine Antwort; als das Klopfen aber kein Ende nahm, rief endlich einer von ihnen: „Wer ist da?" — „Ach, ein armer Einsiedel," war die Antwort, „der rund geht, sich ein Almosen zu erbetteln. Die Nacht hat mich überfallen, nirgend sehe ich mehr Licht, als hier, und ich bin ganz steif vor Nässe und Kälte. Gebt mir doch ein Eckchen, wo ich die Nacht durchbringen kann." — „Nichts da, nichts da," riefen die Knechte, „es geht Jemand darauf aus, diese Nacht hier die Pferde zu stehlen und am Ende seid ihr selbst der Spitzbub." — „Ach Gott, ich ein Spitzbub," antwortete der Einsiedel, „wie könnt ihr doch so hartherzig sein, mich bei meinem Leid noch zu schimpfen; öffnet mir nur und sehet dann zu, ob ich ein Spitzbub sein kann. Ich will im Gegentheil euch wachen helfen und euch beistehen, so etwa ein Dieb in der Nähe sein sollte; laßt mich doch nur ein." Da ließen die Knechte sich bewegen und gingen hin, zu öffnen; denn, dachten sie, ist

der Einsiedel wirklich auch der Dieb, er kann doch nichts gegen uns alle ausrichten." So machten sie denn die Thüre auf und ein stockalter Einsiedel trat ein, grüßte sie alle und kroch alsdann in ein Hüttchen, wo er sich mit ein wenig Stroh deckte. Den Knechten fiel die Zeit gewaltig lang auf den Pferden; darum begannen sie bald ein Gespräch mit dem Einsiedel und der erzählte ihnen von allerhand, so daß sie ihm endlich recht gut wurden. Als er nun aber eine Zeitlang erzählt hatte, da zog er ein Fläschchen aus der Tasche, setzte es an den Mund und that einen tüchtigen Zug daraus. Das hatten die Knechte nicht sobald gesehen, als sie auch schon neugierig fragten, was das denn wäre, was er tränke? — „Ach, das ist nicht viel" antwortete der Einsiedel; „ich stehe stets so viel Kälte aus auf meinen Wallfahrten, daß ich schon seit lang immer etwas mit mir trage, um mich zu erwärmen." — Das machte den Knechten den Mund wässern und sie baten ihn, doch ihnen etwas davon mittheilen zu wollen. „Ich habe zwar nicht viel," antwortete der Einsiedel, „aber ich theile doch gern mit euch, weil ihr mir so viel Freundschaft bewiesen habt." Mit den Worten reichte er ihnen sein Fläschchen und sie tranken jeder einen tüchtigen Zug daraus; es dauerte kein Viertelstündchen mehr und die Augen fielen ihnen langsam zu und nach einer halben Stunde schnarchten sie wie Bären.

„Nun bin ich weit genug," sprach Jan, denn wer anders konnte der Einsiedel sein? „und mein drittes Stückchen ist gespielt;" und damit nahm er den Einen und setzte den rittlings auf die Vorderwand der Krippe; dem Andern legte er einen Sattel auf eine Mistgabel und dem Dritten einen auf einen Rechen. Dann koppelte er die drei Pferde an einen Strick und ging mit ihnen nach dem Hause, wo der Bauer noch in der Küche saß. Als der

Bauer den Einsiedel sah, erschrak er gewaltig, aber Jan half ihm bald daraus, indem er seinen Bart abriß, die Kapuze hintenüber warf und lautlachend rief: „Da, da stehen die Pferde vor der Hausthür." — „Und wo sind denn die Knechte?" frug der Bauer erstaunt, und Jan antwortete: „Geht nur in den Stall, da könnt ihr sie auf wunderlichen Pferden sehen." Da ging der Bauer mit Jan in den Stall; wie er da gelacht haben muß, das ist leicht zu denken. „Heda, der Stall brennt!" schrie der Bauer und alle drei Reiter fielen zugleich von Krippe, Mistgabel und Rechen herab, rafften sich aber bald zusammen und liefen mit all ihren Beinen weg, so schnell sie konnten; denn sie schämten sich in den Tod, daß sie sich also hatten anführen lassen. Jan heirathete aber des Bauern Tochter und wurde ein reicher Mann und lebt vielleicht noch, wenn er nicht gestorben ist.

6.

Klein Däumchen.

Es war einmal eine blutarme Frau, die hatte nichts auf der Welt als ein klein Hüttchen und ein alt Tischchen und ein zerbrochen Stühlchen und ein Söhnchen, und das war so klein, so klein, daß es nicht größer war als ein Daumen; darum hatte die Mutter es auch klein Däumchen geheißen. Eines Tages wußte die arme Frau nicht, was sie kochen sollte, und da sprach sie in sich hinein: „Ach hätt ich doch ein Pfund Mehl, ich möchte mir so gerne einen Kuchen backen!" Das hatte klein Däumchen gehört, denn es saß zufällig in der Schürzentasche seiner Mutter; und es sprang flink heraus und sprach: „Nichts mehr als das, liebe Mutter? das will ich schon

schaffen;" und damit hüpfte es weg und lief in einen Laden und stahl sich dort ein Pfund Mehl. Als es das nach Hause brachte, da war seine Mutter über die Maßen froh und sprach: „Ja, das ist wohl schön und gut, aber wenn ich Kuchen backen soll, dann muß ich auch Butter haben." — „Hoho, nichts mehr als das?" fragte Däumchen, „die will ich schon schaffen," und es hüpfte fort und in einen andern Laden, wo es ein Pfund Butter stahl. Als es dies seiner Mutter getragen brachte, da freute sich die arme Frau noch mehr, aber sie schüttelte doch noch den Kopf und sprach: „Mehl und Butter haben wir nun, aber um den Kuchen zu backen, muß ich auch noch eine Pfanne haben." — „Ei, nichts mehr als das," lachte Däumchen, „die will ich schon schaffen;" und es lief eilig in Nachbars Eisenladen und schnitt ritsch, ratsch eine Kordel durch, woran eine Pfanne hing, und rannte damit nach Hause zurück. „Nun fehlt nur noch eins," sprach die Mutter da; „ich müßte auch noch Holz haben." — „He, nichts mehr als das," sprach Däumchen, „das Holz will ich wohl schaffen," und mit den Worten sprang es weg und in den Wald, um daselbst Holz zu lesen. Als es aber eben am Suchen war, da hörte es plötzlich viele Menschen sprechen. „Halt," dachte es, „das sind Räuber und vor denen muß ich mich verstecken; sonst sind sie im Stande und machen mich todt und dann kann ich kein Holz suchen und meine Mutter kann keinen Kuchen backen;" und indem es das sprach, versteckte es sich unter einem Wegerichblatte. Die Räuber hatten Däumchen auch nicht gesehen; sie kamen aber immer näher und näher, wo der Wegerich stand, und als sie endlich ganz nahe waren, da that der Eine von ihnen einen unglücklichen Tritt auf das Blatt und trat Däumchen todt, und so konnte es seiner Mutter kein

Holz bringen und die konnte keinen Kuchen backen und die ganze Geschichte war aus.

7.

Die schöne Königstochter im Garten.

Eine arme Frau hatte drei Söhne und keinen Mann und auch nichts zu essen und das that ihr so weh, so weh, daß sie meinte, das Herz im Leibe müßte ihr zerspringen vor lauter Jammer und Noth, und sie setzte sich hin und weinte bittere Thränen. Als die drei Söhne das sahen, da that es ihnen leid und der Aelteste sprach zu seiner Mutter:

Moer geef my 'ne koeck,
Lapp my myn broeck,
Ik zal uit reizen gaen.*)

Da gab ihm die Mutter einen Kuchen und flickte ihm seine Hose und er ging weg und kam in einen großen Wald; und darin ging er immer weiter und weiter, bis es stichdunkel geworden war. Da kletterte er auf einen hohen Baum und sah, wie von fern ein ganz klein Lichtlein schimmerte; auf das Lichtlein ging er zu und wandelte die ganze Nacht, und als es Morgen geworden war, da stand er vor einem wunderschönen Schloß, das glänzte, als wenn es von lauter Diamanten gewesen wäre. Weil das Thor nun offen stand, ging er hinein und kam in einen Garten; aber der war so schön, oh so schön, wie noch kein Mensch in der ganzen Welt einen gesehen hat. Wo er nur hinschaute, da standen Blu-

*) Mutter, gib mir einen Kuchen, flicke mir meine Hose, ich will auf Reisen gehn.

men und Bäume mit Aepfeln und Birnen und goldnen Nüssen und er hatte so große Freude daran, daß er immer weiter darin fortging, bis er an das Ende kam, wo er eine Königstochter sitzen sah, die von so großer Schönheit war, daß er im ersten Augenblicke glaubte, es wäre ein Englein aus dem Himmel. Er zog höflich sein Käpplein und sprach: „Gott grüß euch, schöne Jungfrau!" „Schön Dank," antwortete die Königstochter. „Aber sage mir nun auch, was dir am Besten gefällt in meinem Garten." Darauf antwortete der Aelteste: „Ach, schöne Jungfrau, das sind die lieben Blümelein." — „Ei, du dummer Tölpel," sprach da die Königstochter, „weißt du nichts Schöneres, dann marsch fort mit dir in den Keller!" und mit dem nahm sie ihn beim Kragen und setzte ihn in den Keller.

Als der Aelteste nun nicht wiederkehrte, da sprach der Zweite zu seiner Mutter:

> Moer geef my 'ne koeck,
> Lapp my myn broeck,
> Ik zal uit reizen gaen.

Da gab ihm die Mutter einen Kuchen und lappte ihm seine Hose und er zog fort und immer weiter bis in den großen Wald und endlich auch bis an das Schloß; da ging er hinein und rund herum in dem Garten, bis er an die Laube kam, wo die schöne Königstochter saß. „Gott grüß euch, schöne Jungfrau," sprach er. „Schön Dank," antwortete die Königstochter; „aber sage mir nun auch, was dir in meinem Garten am Besten gefällt." Darauf antwortete der Zweite: „Ach, schönste Jungfrau, das sind die rothen Aepfel und die gelben Birnen und die goldnen Nüsse." — „Ei, du dummer Tölpel," sprach da die Königstochter, „weißt du nichts Besseres, dann marsch fort mit dir in den Keller;" und sie faßte ihn am Kragen und setzte ihn in den Keller.

Als der Zweite nun auch nicht zurückkehrte, da beschloß der Jüngste, sein Glück auch einmal zu versuchen, und er sprach zu seiner Mutter:

Moer geef my 'ne koeck,
Lapp my myn broeck,
Ik zal uit reizen gaen.

Da gab ihm die Mutter einen Kuchen und lappte seine Hose und er zog aus und kam gleichfalls in den Wald und an das schöne diamantene Schloß. Er verwunderte sich über die Maßen ob der schönen Blümelein und der lachenden Früchte, bekam auch wohl Lust, einmal davon zu kosten, doch bezwang er sich und ging immer fort, bis er von ferne die Königstochter erblickte. „Nein," sprach er da zu sich selbst, „ein so bildschönes Mädchen habe ich doch in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen," und er zog sein Käpplein und trat ihr näher und grüßte sie höflich: „Gott grüß euch, schöne Jungfrau!" „Schön Dank," entgegnete die Königstochter; „aber sage mir doch, was dir in meinem Garten am Besten gefällt." — „Ach, das seid ihr, schöne Jungfrau, denn neben euch sieht man keine Blümelein und keine Aepfel und nichts," sprach der Jüngste schnell. Da fiel die Königstochter ihm um den Hals und sprach: „Du bist mein und ich bin dein und du bist mein lieber Mann," und sie führte ihn in das Schloß und am andern Tage wurde die schöne Königstochter seine Frau und sie lebten zufrieden und glücklich miteinander.

8.

Vom glücklichen Schuster.

Es war einmal ein Schuster und der saß auf seinem Dreifuß und zog lustig seinen Pechdraht und pfiff

und sang dazu. Da kam der Herr Jesus an seinem Hause vorbei und sah den fröhlichen Mann und setzte sich zu ihm hin und sprach: „Gott grüß euch, Schustermeister!" — „Schön Dank, Herr Wandersmann!" sprach der Schuster, denn er kannte den Herrn Jesum nicht. „Ihr scheint mir ein recht glücklicher Mann zu sein," fuhr Jesus fort und der Schuster entgegnete: „Ei, was sollte mir auch fehlen? Gestern habe ich ein Paar Stiefel verkauft und von dem Gelde neu Leder und frisch Brot mitgebracht und morgen sind die Stiefel wieder fertig und da hab' ich wieder Verdienst; ist das kein glücklich Leben?" — „Doch," antwortete Jesus, „aber hört einmal; ich muß heute noch fort von hier und hätte doch gern etwas, von eurer Hand gemacht; wollt ihr mir den einen fertigen Schuh verkaufen, ich will euch soviel dafür geben, daß ihr Leder für zwei und ein halb Paar kaufen könnt; seid ihr das zufrieden?" — „Ja, warum nicht?" sprach der Schuster, „ich bin euch viel Dank schuldig; aber was wollt ihr mit dem einen Schuh? Es ist ein gar wunderlicher Einfall von euch." — „Darum kümmert euch nicht," entgegnete Jesus und nahm den Schuh und gab dem Schuster das Geld und ging seines Weges weiter.

Drei Wochen später kam der Herr Jesus desselben Weges um zu sehen, was der Schuster mache; aber in dem Schusterhäuschen war es so stille, so stille, wie in einem Mäuseloche. Das wunderte den Herrn Jesum sehr und er trat hinein und fragte den Schuster, warum er nicht mehr sänge. „Ei," sprach der Schuster, „ich habe das Geld da liegen, was mir übrig blieb und was ich durch dich gewann, und sehe nun, daß meine Kinder keine Schuh noch Strümpfe haben und ich möchte sie ihnen doch so gerne kaufen; aber ich habe nicht genug und liegt das Geld so da, wie leicht könnte es mir ge-

stohlen werden!" — „Wenn das deine ganze Sorge ist," sprach Jesus, „dann will ich dir schon helfen," und gab dem Schuster Geld, um Schuh und Strümpfe für die Kinder zu kaufen, und wünschte ihm einen guten Tag und ging seines Weges weiter.

Nach drei Wochen kam der Herr abermals in die Nähe des Schusterhäusleins und freute sich schon, den Schuster nun recht lustig wieder singen zu hören, aber darin betrog er sich, denn es war noch stiller in dem Häuslein als vorher. Erstaunt trat Jesus hinein zu dem Manne und fragte, was denn nun noch fehle; er sänge ja gar nicht mehr. „Ja, das dank dir der Gott sei bei uns," fuhr der Schuster auf; „dein dummes Geld hättest du nur behalten sollen, das hat mir nur Mäusenester in den Kopf gesetzt," und damit griff er unter das Kopfkissen von seinem Bette und nahm das Geld und warf es dem Herrn Jesus vor die Füße und Jesus wurde böse darob und ging weg.

Am andern Morgen dachte der Herr, er müsse doch einmal zusehen, ob der Schuster nun glücklicher wäre, und stieg aus dem Himmel nieder; aber er war gewiß noch sechsmal so hoch als der höchste Kirchthurm von der Erde, da hörte er den Schuster schon singen und jauchzen: „Juchhei, Juchheisa, Juchhei." Da dachte der Herr: „Ach, was wär es für ein gutes Leben auf der Welt, wenn alle Menschen so genügsam wären wie der Schustermeister!"

9.

Das kleine alte Männlein.

Es waren einmal drei Schwestern und davon lebten zwei zusammen in einem Häuschen und die Jüngste

wohnte in einem andern Häuschen, denn die zwei Aeltern sprachen immer, sie wäre zu dumm, um todtzuthun. Eines Abends nun geschah es, daß ein klein alt Männchen kam und an dem Hause anklopfte, wo die zwei Schwestern wohnten. Da legte sich die Aelteste ins Fenster und fragte: „Was wollt ihr?" — „Ich hätte gern ein Unterkommen für die Nacht, dieweil es so kalt ist, daß ich nicht draußen schlafen kann," antwortete das Männchen. „Wir haben keinen Platz im Hause," sprach da die Aelteste, „und ließ ich euch herein, dann brummte mir meine Schwester acht Tage lang und das geht nicht, darum sucht euch anderswo ein Unterkommen;" und mit den Worten schlug sie das Fenster zu und hörte das alte Männchen nicht mehr an, wie sehr dasselbe auch bat und flehte. Als nun alles nichts half, da ging das alte Männchen zu dem Häuschen, wo die Jüngste wohnte, und klopfte da an. Da öffnete die Jüngste das Fenster und fragte: „Was hättet ihr gerne, lieber Freund?" „Ich hätte gern ein Unterkommen für die Nacht, dieweil es draußen so sehr friert," sprach das Männchen und alsbald sprang die Jüngste an die Thüre und machte ihm auf und führte es in ein warmes Kämmerlein. Sie kochte ihm Brei von Milch und Mehl und brockte das letzte Krümlein Brotes hinein, welches sie in ihrem Schranke fand. Dann ging sie hin und nahm ihr Stroh und schüttelte es recht auf, damit das Männchen weich darauf liege; sie selbst schlief aber auf der Erde. Am andern Morgen war das Männchen schon früh auf und sprach, es müsse nun weiter ziehen. Das litt das gute Mädchen aber nicht und sie kochte zuvor noch einen Brei zum Frühstück. Als das Männchen den gegessen hatte, bedankte es sich freundlich und sprach: „Es thut mir leid, daß ich euch eure Liebe und Freundlichkeit nicht vergüten kann." — „O, was macht das," sprach das

Mädchen, „ich habe an keine Bezahlung gedacht und wenn ihr nicht wißt, wo aus, wo ein, dann kommet nur noch mehr zu mir und machet euch darum keinen Kummer.“ — „Ich danke euch vielmal von ganzem Herzen,“ entgegnete das Männchen, „und ich bitte Gott den Herrn, daß er euch immerdar seinen Segen schenke und daß das Erste, was ihr heute beginnen werdet, so wohl gelinge und euch also zu Nutz sei, daß ihr den ganzen Tag nichts anderes thun könnet.“ Mit den Worten verbeugte es sich und ging weg und das gute Mädchen sprang ins Haus zurück, um sich an die Arbeit zu begeben; auf den Wunsch des kleinen alten Männchens hatte es gar nicht gehorcht. Es holte schnell ein Stückchen Linnen vom Speicher, wo dasselbe getrocknet hatte, und wollte es fälteln, und es fältete und fältete immer fort bis zum Mittage und den ganzen Nachmittag und das Linnen nahm gar kein Ende und die ganze Stube wurde davon voll; es hörte auch nicht eher auf, bis es stichdunkel war, da kam das Ende erst. Die zwei ältern Schwestern waren aber sehr verwundert, daß sie die Jüngste den ganzen Tag nicht sahen, und gingen darum am Abende zu ihr hin. Da machten sie aber Augen und das war ein Verwundern! „Herr Gott im Himmel,“ schrie die Aelteste, „wo hast du das Linnen her? in meinem ganzen langen Leben hab ich nicht so viel zusammen gesehn.“ Da erzählte die Jüngste, sie hätte es von dem kleinen alten Männchen und die beiden Andern wurden so giftig darüber, daß sie spieen, wie Schlangen. „Muß dem Dummohr da ein solch Glück zu Theil werden und — ich könnt mich an ihr vergreifen, der Gans,“ schrie die Zweite in ihrem Aerger; aber die Aelteste sprach: „Ereifere dich nicht, Schwester, und komm, dann wollen wir sehen, ob wir das Männchen noch einholen.“ Da stürmten Beide an der Thür heraus, um das Männ-

chen zu suchen, aber sie waren kaum einige Schritte weit gegangen, als sie es schon von ferne heranschleichen sahen. Husch, husch waren sie bei dem Männchen und knixten und neigten sich und die Zweite sprach: „Ach, lieber Herr, ihr wollet es meiner Schwester doch nicht übel nehmen, daß sie euch gestern nicht in unser Haus gelassen und beherbergt hat; ich habe vor lauter Leidwesen darüber die ganze Nacht kein Auge zugethan. Ach, wollet mir doch den einzigen Gefallen thun und diesen Abend bei uns einkehren, ihr macht uns alle Beide zu den glücklichsten Menschen auf der Welt." Das kleine alte Männchen war deß zufrieden und ging mit den beiden Schwestern, welche ihm auf das Köstlichste auftischten und am Ende ihn in ein ganz weiches Bett trugen, worin er schlief wie ein Prinz. Kaum hatte er sich am andern Morgen aus den Federn gemacht, als die Schwestern ihm schon Kaffee mit Bisquit brachten. Er dankte für Alles recht höflich und fein. Als er sein Frühstück verzehrt hatte, da sprach er: „Es thut mir sehr leid, daß ich eure Freundlichkeit nicht vergüten kann, aber" — „Oho," fiel da die Aelteste ein, „meint ihr denn, wir wollten etwas haben für die Bewirthung? Gott bewahre, daran haben wir nicht im Mindesten gedacht, im Gegentheil, wir wünschten nur, daß ihr uns recht oft die Freude machtet, bei uns einzukehren." „Das wird schwerlich möglich sein," sprach das Männchen, „aber ich danke euch doch herzlich für euern guten Willen und wünsche nur, daß das Erste, was ihr diesen Morgen thuet, den ganzen Tag sich fortsetze und ihr nichts Andres thun könnt." Damit empfahl das Männchen sich und die beiden Schwestern wünschten ihm eine glückliche Reise.

Kaum hatte das Männchen die Thüre gefaßt, als die Aelteste der Magd zurief: „Geschwind, Mieken, ge-

schwind, hole die Wäsche vom Boden, damit wir nur gleich anfangen können zu fälteln; wir müssen doppelt so viel haben, als das Dummohr hier neben." Die Magd sprang schnell auf den Boden, um die Wäsche zusammenzulesen; in der Zwischenzeit sprach die Zweite: „Aber, Schwester, wir wollen uns doch erst ein Bischen stärken, da steht noch ein Krug frischen Bieres, das wollen wir zu einem Butterbrote genießen; mache nur alles bereit, ich gehe indeß in den Garten, um zuvor schnell mein Wasser noch zu lassen." — „Gut, thue das, Schwester," sprach die Aelteste, „aber eil dich;" und damit faßte sie den Krug und setzte den vor den Mund.

Die Magd hatte aber die Wäsche schon lange zusammengelesen und in die Stube gebracht und sie wartete nur auf die Schwestern, aber die kamen nicht und kamen nicht. Da ging sie in die Küche, um einmal zuzuschauen, was sie machten; doch was kriegte das Mädchen nicht für einen grausamen Schrecken! denn, denke doch nur, da stand die Aelteste und trank und trank und konnte nicht aufhören zu trinken und die Andere schrie aus dem Garten, sie könne nicht aufhören, ihr Wasser zu lassen, und das dauerte fort, bis es ganz stichdunkel war, da stand Hof und Haus in Wasser und sie mußten Alle die ganze Nacht arbeiten, um nur ein trocknes Plätzchen zu gewinnen, wo sie ihre Füße hinsetzen konnten. Die Jüngste verkaufte aber das Leinen und wurde reich und glücklich für ihr ganzes Leben lang.

10.

Von Piet Jan Clas, der den Tod suchte.

Es war einmal ein Mann, der hieß Piet Jan Clas, und der war so neugierig, oh so neugierig, daß es nicht

zu sagen ist. Eines Tages nun hörte er zufällig von dem Tode sprechen und die Leute sagten, das wäre zwar ein gar häßlicher und grimmiger Kerl, aber gerecht dabei! wie kein Anderer. Als Piet Jan Clas das hörte, da dachte er bei sich: „Ach, den Tod möchte ich doch gern einmal sehen, das muß ein kurioser Kauz sein;" und damit ging er nach Hause und nahm seinen Stock und setzte seinen dreikantigen Hut auf und machte sich auf den Weg. Als er nun schon weit gegangen war, da kam er in eine Stadt und sah da einen Schuhladen voll Schuhe und der Schuster saß an der Thüre und machte immer noch neue Schuhe. „Guten Morgen, Meister," sprach er und der Schuster dankte, ohne jedoch von seiner Arbeit aufzusehen. „Was macht ihr da Gutes?" fragte Clas. „Wie ihr seht, Schuhe und immer Schuhe," antwortete der Meister und stach mit der Pfrieme ein Loch und zog Krrrr den Pechfaden durch. „Aber ihr habt ja schon so viel fertig da stehen," sprach Clas hinwieder, „warum macht ihr denn noch immer neue?" — „Ah, um sie zu verschleißen und zu verkaufen und meine Frau und Kinder mit dem Gelde zu ernähren, Krrrr!" — „Und wenn ihr das denn nun gethan habt, was dann?" fragte Clas weiter, und der Schuster entgegnete: „Ei, dann lege ich mich aufs Ohr und dann kommt der Tod und holt mich ab, Krrrr." „Der Tod?" schrie Clas verwundert, „ach, lieber Meister, thut mir doch um Gottes willen den Gefallen und sagt mir, wo ich den finde. Habt ihr ihn nie gesehn?" — „Nein, nein," lachte der Meister, „und dafür danke ich unsern lieben Herrgott, bin auch nicht gar neugierig darum." „Wo könnte ich ihn denn finden?" fragte Clas und der Schuster sprach schmunzelnd: „Geht nur gerad aus und immer weiter eurer Nase nach, da findet ihr ihn vielleicht." Clas bedankte sich für den guten Bescheid und ging fröhlich

weiter den ganzen Tag und die ganze Nacht und den folgenden Tag bis Mittag. Da begegnete er in einem Walde einem Bauer, der hatte schon einen ganzen Wagen voll Holz gehauen und hieb noch immer mehr. „Aber sag mir doch, Bruderherz,“ sprach Clas, nachdem er den Bauer gegrüßt und der ihn wieder gegrüßt hatte, „was willst du denn eigentlich mit all dem Holze anfangen?“ — „Ei,“ sprach der Bauer, „ich binde Bündel daraus, die ich im Winter brenne, und was ich für mich nicht nöthig habe, das verkaufe ich und hole mir Brot und Fleisch von dem Gelde; so bring ich mein Leben hin bis zu meinem seligen Tode.“ „Apropos,“ fiel Clas ein, „mit dem Tode; wißt ihr nicht, wo der sich wohl aufhält und herumtreibt, ich möchte ihn so gern sehen, daß mir der Bauch weh thut.“ — „Da kann ich euch nicht dienen, Freund,“ sprach der Bauer; „aber gehet einmal ganz gerade aus, es ist möglich, daß ihr ihn antrefft.“ Clas dankte fein höflich für den Bescheid und ging weiter und weiter, immer grad aus, bis er abermals in eine Stadt kam. Da saß ein Schneider in einem schönen Hause auf dem Tische und nähte und um ihn herum war alles voll Kleider, so daß kein Fleckchen Wand blieb, wohin auch nur eine Fliege sich hätte setzen können. „Was thut ihr doch mit all den Kleidern,“ fragte Clas, nachdem er eine Zeit lang das Haus angestaunt hatte. „Die verkauf' ich,“ antwortete der Schneider, „die wollnen im Winter, die linnenen im Sommer und die baumwollenen im Frühling und Herbst.“ „Und wenn ihr die denn verkauft habt?“ frug Clas. „Nun, dann nähe ich wieder neue,“ brummte der Schneider verdrüßlich, „und die verkauf ich wieder und nähe noch einmal neue und verkauf' sie abermals, bis der Tod kommt.“ — „Dann könnt ihr mir gewiß auch sagen, wo ich den Tod finden kann; nicht wahr, Meister?“

fuhr Clas neugierig fort, aber der Schneider sprach, er solle sich nur geschwind aus der Thür machen, denn die Schneidermeister wären nicht gar gut Freund mit dem Tode, der hole ihnen zu viel Kunden weg. „Das ist ein grober Kerl," dachte Piet Jan Clas und ging seiner Nase nach weiter und als er wieder lange gegangen war, da kam er in einen Wald, der so groß war, daß man kein Ende davon sah. Er schritt aber muthig hinein und fand daselbst einen Einsiedel mit langem, greisem Barte, kahlem Kopfe, einer dicken groben Kutte und einem Rosenkranze in der Hand. „Ach," dachte Clas, „wenn das nicht der Tod ist, dann weiß er mir doch sicherlich Bescheid davon zu geben," und ging auf den Einsiedel zu und grüßte ihn und der Einsiedel grüßte Clas wieder und Clas fragte: „Was thuet ihr denn hier allein in der Einsamkeit; da wüßte ich nichts Angenehmes dran zu finden, so allein zu sein." „Ach," sprach der Einsiedel, „ich habe mich von den Menschen abgesondert, um Gott besser dienen zu können und wohl vorbereitet zu sein, wenn der Tod kommt, um mich —" „Ja, wegen dem Tode wollte ich euch just fragen," fiel ihm Clas in die Rede, „den möchte ich für mein Leben gern einmal sehen; könnt ihr mir vielleicht dazu verhelfen?" — „Den Tod kann man nur einmal sehen," antwortete der Einsiedel, „aber wollt ihr ihn sehen, nun so gehet weiter, jeden Abend seit ihr ihm einen Tag näher." Das gefiel Clas und er dankte dem Einsiedel aus vollem Herzen und sprach, als er die Klause eben aus den Augen verloren hatte, zu sich selbst: „Das nenn' ich mir doch einmal einen vernünftigen Bescheid, nur wird es mir jeden Tag zu lang werden, ehe es Abend ist; aber ich habs dem Alten gleich angesehen, daß er es wußte." So schritt er munter fort über Berg und Thal, durch Wald und Wiese, bis er eines Abends in

der Ferne ein großes Schloß sah; da ging er darauf zu. Als er an das Thor gekommen war, stand da ein stein steinalt Mütterchen, die war so mager, daß man jedes Knöchelchen an ihrem Leibe zählen konnte; dabei hatte sie feuerrothe Augen, ganz eingefallene hohle Backen und eine dicke Hängelippe; auf ihrem Rücken saß ein dicker Buckel und darauf stand ein Korb voll Fläschchen und Salbentöpfchen; außerdem hatte sie ein großes Messer an ihrer Seite hängen. „Das könnte leicht der Tod sein," dachte Clas und trat zu ihr und zog seine Dreispitze und sprach: „Gott grüß euch, Mütterchen." „Schön Dank, mein Söhnchen," sprach die Alte. „Ach, liebes Mütterchen, seid ihr nicht der Tod?" fragte Clas alsdann. „Nein, im Gegentheil," antwortete sie, „ich bin das Leben und heile mit meinen Salben und Medizinen alle Schäden und Wunden und Krankheiten." — „Das ist doch Schade," sprach da Clas, „ich hatte schon so große Freude, indem ich dachte, ihr wärt der Tod; ich reise nun schon so lange über Berg und Thal, durch Wald und Wiese, um ihn zu suchen, und ich finde ihn nirgends; könntet ihr mir ihn nicht zeigen?" — „Doch das kann ich wohl," sprach die Alte. „Ach, lieb, lieb Mütterchen, dann thut das doch!" rief Clas entzückt aus; „ich bitte euch um alles in der Welt, ihr könntet mir keinen größern Gefallen erweisen." — „Ja, das will ich gern," sprach das Mütterchen, „zieh dich nur vorerst ganz splinternackt aus." Da warf Clas voller Freude Hut und Stock und Kittel hin und zog sich alsdann auch die übrigen Kleider vom Leibe. Als das geschehen war, da sprach das Mütterchen: „Nun kniee dich nieder und leg deinen Kopf in meinen Schoos," und als er das auch gethan hatte, da nahm sie ihr scharfes Messer und schnitt ihm den Kopf ritsch ratsch ab, drehte ihn ganz geschwind herum und setzte ihn wieder so auf,

daß das Gesicht nach dem Rücken gekehrt war. Im selben Augenblicke sprang Clas auf und schrie ganz jämmerlich: „O Je, o Je, o Je! o weh! Hülfe, Hülfe! O rettet mich! Helft mir aus der grausamen Noth! O was seh ich für gräuliche Sachen!" Das alte Mütterchen hörte aber nicht darauf und ließ ihn zwei Stunden lang mit dem Gesichte auf dem Rücken. „Du wolltest ja den Tod sehen, nun siehst du ihn," sprach sie. Clas ermattete aber dermaßen von all dem Schrecken, den er ausstand, daß er endlich ohnmächtig zusammenfiel und kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Als die Alte das sah, schnitt sie ihm den Kopf wieder ab und setzte ihn wieder zurecht, strich ein bischen Salbe aus einem ihrer Töpfchen auf die Wunde und in zwei Minuten war sie heil und Piet Jan Clas wieder so gesund wie vorher. „Hast du nun den Tod gesehen?" fragte das Mütterchen. „Ja, das sei Gott geklagt," sprach Clas, „das ist nicht zum Spaßen;" und er zog sich so schnell, wie er konnte, an und lief, was er konnte, nach Haus zurück.

11.

Die betrogenen Schelme.

Es war einmal ein Küster, ein sehr ehrenwerther und braver, aber dabei doch auch gar geschliffener Mann, und so geliebt in der Gemeinde, daß wenige starben, die ihn nicht in ihrem Testamente bedacht hätten. Dadurch war er langsam zu Gelde gekommen und hatte sich hübsche Sümmlein erspart, lebte auch ganz gemächlich davon auf seine alten Tage. Verheirathet war er nicht, dafür aber hatte er eine alte Haushälterin und einen alten Freund, die mit ihm zusammen hausten. Es war

ihm aber seit langer Zeit schon seine liebste Freude, wenn er an den wöchentlichen Markttagen in die Stadt gehen und dort sein Züglein Bier ungestört und in guter Gesellschaft trinken konnte; daran hinderte ihn nun seine immer mehr zunehmende Schwäche und deßhalb rieth man ihm von allen Seiten, er solle sich ein Pferd oder doch zum Wenigsten ein Maulthier kaufen. Endlich beschloß er denn auch, dem Rathe zu folgen und machte sich am nächsten Markttage in aller Frühe auf den Weg. Das Glück wollte ihm auch und er erhandelte sich ein prächtiges Thier, worauf er so stolz, wie ein Kaiser, nach Hause zurückritt. Nun waren aber drei Schelme in dem Dorfe und die hatten sich verabredet, sie wollten dem Küster das Maulthier abschwatzen. Als der brave Mann ungefähr halbweg war, da kam ihm einer der Schelme entgegen und sprach: „Ach, sieh da unser Herr Küster! Wie geht es? gut gekauft?" — „Wie ihr sehet," antwortete der Küster, „ich habe das Maulthier gekauft." „Maulthier?" frug der Andere, „welches Maulthier?" und dabei drehte er den Kopf rund herum und guckte nach allen Seiten hin. „Ei, das worauf ich sitze," sprach der Küster und der Schelm entgegnete: „Aber, lieber Herr Küster, da seid ihr garstig damit betrogen worden, denn das ist ja ein Esel." „Ach, so geht doch mit euren Narretheien!" brummte der Küster verdrüßlich und ritt weiter bis zu einem Kreuzwege, da kam ihm der zweite von den Schelmen entgegen und grüßte ihn und fragte, was er gekauft habe? — „Nichts andres, als das Maulthier hier," antwortete der Küster und der Andere riß die Augen sperrweit auf und rief: „Welches Maulthier denn? Das ist ein Esel, Herr Küster, und ihr seid damit angeführt." „Ach was Esel! Ihr seid selbst ein Esel!" brummte der Küster wieder und ritt seines Weges weiter. Einige Hundert Schritte vom Dorfe kam

ihm der dritte von den Schelmen entgegen und rief schon von fern: „Ach Herr Küster, was habt ihr da für einen schönen Esel gekauft!" — „Ihr kennt keinen Esel," sprach der Küster mürrisch, „sonst würdet ihr wohl sehen, daß dies ein Maulthier ist." — „Schämt euch doch, Herr Küster," erwiderte der Schelm, „ein Maulthier ist doch wol ganz anders gestaltet." Darüber wurde der Küster böse und erzürnte am Ende dergestalt, daß er schrie: „Und wenn es denn ein Esel ist, dann nehmt ihn in Gottes Namen und macht damit, was ihr wollt." Mit den Worten sprang er von dem Maulthiere und lief nach Hause, wo er die ganze Geschichte dem Nachbar erzählte. Der Nachbar war aber klüger als er und sah den Schelmstreich alsbald ein und sprach: „Mein lieber Herr Küster und Freund, die Gaudiebe haben euch zum Narren gehalten." — „Ei, mögen sie's," rief der Küster, „ich will sie schon wieder zum Narren halten."

Am andern Morgen ging der Küster ganz frühe aus dem Dorfe und erhandelte sich im nächsten Orte zwei Geisen, die waren beide weiß und glichen sich auf ein Haar. Den folgenden Markttag zog er wieder nach der Stadt und nahm eine Geis mit sich; die andere ließ er zu Hause, wo sie im Garten lustige Sprünglein machte; ehe er aber vom Hause fortging, trug er der Haushälterin noch auf, ein recht gutes Abendessen zu bereiten und nichts dabei zu sparen. Auf dem Markte traf er die drei Schelme bald und sie machten sich an ihn und sprachen: „Gott, Herr Küster, was habt ihr da für eine schöne Geis!" „Ja," sprach der Küster, „und wenn ihr erst die Tugenden kenntet, die das Thier hat, da würdet ihr Augen machen!" — Die Schelme wurden neugierig und fragten, was das denn für Tugenden wären? doch der Küster gab keine Antwort, sondern

ging an einen Laden und kaufte dort ein paar gerupfte Tauben und ein Hühnchen, und an einem andern Laden einen schönen dicken Aal und an einem dritten Laden eine kostbare Apfeltorte. Das alles packte er zusammen, legte es der Geis auf den Rücken und sprach: „Nun höre, Geislein, und verstehe mich recht; gehe nach Hause, aber halte dich nicht auf unterwegs, hörst du? und bestell zu Hause, daß man uns den Bündel für den Abend zurecht mache; ich brächte noch drei Freunde mit; hast du verstanden?" Da stieß die Geis zufällig mit dem Kopfe nach vorn, wie die Thiere zu thun pflegen, und lief weg, als der Küster ihr kaum den Strick vom Halse gebunden hatte. Die drei Schelme sahen sich aber erstaunt an und meinten, der Küster wäre nicht recht bei Sinnen. Der sprach aber zu ihnen: „Ich verhoffe, meine lieben Freunde, daß ihr diesen Abend bei mir esset; ich kann zwar nichts andres auftischen, als gute Bürgerkost; aber es ist doch gut gemeint." Deß waren die Schelme zufrieden und gingen am Abend mit dem Küster nach Hause; da sahen sie die zweite Geis im Garten laufen und meinten, es wäre dieselbe, welche mit dem Küster auf dem Markte gewesen war. Als sie nun aber auch das Abendessen für sie alle bereitet fanden und Tauben und ein Hühnchen und Torte aufgetischt bekamen, da hatten sie keinen Zweifel mehr an den wunderbaren Eigenschaften der Geis und fragten den Küster: ob ihm das Thier feil wäre? denn sie hätten dasselbe gar zu gern gehabt. „Ja," sprach der Küster und schüttelte den Kopf; „sie ist mir wol feil, aber ihr gebt mir doch nicht, was ich fordere, und außerdem habe ich sie schon halb einem guten Freunde zugesagt." Da wurden die Schelme noch begieriger nach der Geis und riefen alle drei zugleich: „Fordert nur, Herr Küster, fordert nur, wir geben euch, was auch jeder Andere euch gibt." —

„Nun, wenn ihr darauf bestehet, dann gebe ich euch als guten Freunden den Vorzug," entgegnete der Küster, „aber unter funfzig Goldgulden kann ich sie nicht lassen." „Nun, die wollen wir euch geben," sprachen die Schelme und zahlten ihm das Geld aus und nahmen die Geis mit sich. Am nächsten Markttage sagten sie zu ihren Frauen, es wäre nicht nöthig, eher zu kochen, bis die Geis wiederkäme; die würde schon alles bringen, was zu einem guten Abendessen nöthig wäre. Dann gingen sie alle drei zu Markte und kauften ein, was sie nur Leckeres fanden und das luden sie alles der Geis auf und sprachen zu ihr: „Nun höre, Geislein, und verstehe uns recht; gehe nach Hause und bestelle dort, daß dies Alles für den Abend zubereitet werden soll." Die Geis stieß mit dem Kopfe nach vorne und sprang weg und Gott weiß, wem sie in die Hände fiel; darum fanden die Schelme auch natürlicherweise zu Hause kein Abendessen und sie mußten sich mit einem Butterbrot und einem Glas Bier zu Bett legen. Am andern Morgen packten sie aber jeder einen tüchtigen Knüppel und liefen zu des Küsters Hause, um den recht tüchtig durchzuprügeln; doch der Küster war klüger als sie alle drei. Als sie nämlich in sein Haus kamen, da lief er ihnen schon die Treppe hinunter entgegen und sprach: „Ach, lieben Freunde, nicht wahr? die Geis hat einen dummen Streich gemacht, aber daran ist hier mein Nachbar allein schuld, der hat ihr gestern Abend noch Branntwein zu saufen gegeben und davon ist das Thier noch ganz toll; es wird aber wiederkommen, wenn's nur erst wieder nüchtern ist, darüber seid zufrieden. Aber er soll mir's büßen, der Saudieb!" und mit den Worten stieß er dem Nachbarn ein Messer in den Bauch, daß all seine Kleider blutroth sich färbten und der Mann, wie todt zu Boden fiel. Das war aber wieder nur ein Schelmstreich von dem



Küster, denn er hatte dem Nachbar eine Blase voll rothen Wassers auf den Bauch gebunden und ihm eingeschärft, daß er sich todt stellen sollte, nachdem er den Stich empfangen hätte. Die drei Schelme meinten, der Mann wäre todt und wollten den Küster packen und zum Richter führen, doch da lachte der Küster laut und sprach: „Ah, ihr wollt mich verrathen? dann ists doch besser, ich wecke meinen Nachbar wieder auf;" und er zog ein klein Flötchen aus der Tasche und blies damit dem Todten dreimal in die Ohren, daß es gellte. Da erhob sich der Mann, als wär er aus einem schweren Traume aufgewacht und sprang auf und lief fort, während die drei Schelme mit offnen Mäulern gafften und auch einigermaßen in Angst vor dem Küster im ersten Augenblicke noch nicht wußten, was sie machen sollten; denn sie glaubten, der Küster wäre ein Hexenmeister. Endlich sprach der Eine: „Das ist ja ein wunderbar Pfeifchen, Herr Küster; wie viel wollt ihr denn dafür haben?" „Nur funfzig Goldgülden," antwortete der Küster, und die Schelme bezahlten ihn und gingen weg mit ihrem Pfeifchen. Ein paar Tage nachher hatte der Jüngste von den Schelmen Streit mit seiner Frau und griff nach einem Messer und stach sie todt. Kaum war das aber geschehen, als er schon Angst kriegte vor dem Gericht; er lief darum schnell an den Schrank und holte das Flötchen und pfiff und pfiff, so gut er konnte; aber die Frau war und blieb todt. Als er noch am Pfeifen war, kamen die zwei Andern nach Hause und der Aelteste sprach, als er hörte, wie das zugegangen: „Ach, du verstehst das Pfeifen nicht; du mußt grade so laut pfeifen wie der Küster," und er faßte ein Messer und stach den Jüngsten auch todt und sprach: „Nun will ich es einmal probiren und zwei zugleich aufwecken; das Dummohr kannte die Sache nicht," und damit nahm

er das Flötchen und pfiff und pfiff, aber er hatte gut Pfeifen, das Licht war aus. Was das für einen Schrecken gab und wie wüthend die noch übrigen beiden Schelme über den Küster waren, das kann man sich leicht denken; sie beschlossen kurz und gut, ihn in einen Sack zu stecken und so in das Wasser zu werfen. Somit paßten sie ihm auf und als der gute Küster, nichts Schlimmes ahnend, des Wegs kam, faßten sie ihn beim Kopfe und steckten ihn in einen großen Sack von recht dickem starken Tuche. Das war nun gut, aber wie sie den Sack ins Wasser tragen wollten, da kam der König derselben Straße; sie verbargen den Sack also in einem Kornfelde und da sie beide alte Soldaten waren, folgten sie dem Könige nach Sitte und Gebrauch bis zur Stadt. Inzwischen kam ein Hirte mit einer Heerde Schafe des Weges; als der Küster hörte, daß jemand in der Nähe wäre, da rief er aus dem Sacke: „Ich will sie nicht! Ich mag sie nicht! Sie hinkt ja, gebt sie doch einem Andern!" Als der Hirte die Stimme hörte, kam er näher und fragte den Küster, was er denn nicht wolle und wer die Hinkende sei? — „O," sprach der Küster, „es ist abscheulich, da wollen sie, ich solle des Königs Tochter heirathen, aber ich will sie nun einmal nicht; ich mag keine Frau, die hinkt." — „Des Königs Tochter?" fragte der Hirt erstaunt, „ei, die nähme ich noch wol, wenn man mir sie gäbe; glaubt ihr wol, daß ich sie bekäme?" — „O, mit Vergnügen," rief der Küster, „du brauchst dich nur in den Sack zu setzen; aber du darfst kein Wort sprechen, bis man den Sack aufmacht." Deß war der Hirt zufrieden und der Küster kam heraus und band ihn hinein und trieb mit seiner Heerde weiter. Eine halbe Stunde nachher kamen die Schelme und nahmen den Sack und warfen ihn ins Wasser, worauf sie mit vergnügten Gesichtern nach der Schenke gingen. Vor

der Schenke, noch auf der Straße, kam ihnen der Küster mit der Heerde entgegen; sie rieben sich die Augen und starrten ihn an und nachdem sie endlich ganz sicher erkannt hatten, daß er wirklich der Küster war, fragten sie ihn, wie er denn aus dem Wasser gekommen sei? — „Ach, laßt mich in Ruhe," rief der Küster unwillig aus, „ihr seid alle Beide Esel und nichts weiter; hättet ihr mich zehn Schritt weiter hineingeworfen, ich hätte noch zwanzigmal so viel Schafe mit mir aus dem Wasser gebracht, denn es wimmelt da drunten von den Thieren." Da baten die beiden Schelme: „Ach, goldener Herr Küster, vergesset doch, was wir euch zu Leide gethan und stecket uns in zwei Säcke und werfet uns da ins Wasser, wo es so voll von Schafen ist." — Das wollte der Küster anfangs nicht, als sie ihn aber so recht flehentlich darum baten, da that er es und schmiß sie alle Beide ins Wasser und da hatte er Ruhe vor ihnen und eine schöne Heerde Schafe dazu und wäre er nicht gestorben, dann lebte er noch.

12.

Der fleißige und der faule Fischer.

Es war einmal ein Fischer und der war so fleißig, daß es keinem Menschen zu sagen ist; er fischte vom frühsten Morgen bis in die tiefe Nacht, aber das Glück wollte ihm immer nicht und er blieb ein armer Mann; was noch mehr war, seine Frau und sein einzig Kind starben ihm in Zeit von einem Jahre und er fühlte sich so allein, ach so allein, daß er meinte, er hätte verzweifeln müssen. Darum ließ er aber das Vertrauen auf Gott den Herrn nicht fahren und dachte immer: „Was

Gott thut, ist wohlgethan," und trug Alles mit Geduld und Ergebung. Am Vorabende von St. Andreas — der Heilige war nämlich sein Patron — ging er einmal so ganz allein spazieren und dachte seinem argen Schicksale so recht nach, auch, wie er gar nichts Besseres noch vor Augen sähe, und darüber wurde er so betrübt, daß er anfing, laut auf zu weinen. Darüber wurde es dunkler und dunkler und er war so verloren in seiner Traurigkeit, daß er das gar nicht merkte. Erst als es recht finster war, stand er auf und wollte nach Hause gehen; aber da sah er plötzlich ein kleines Flämmchen, welches auf dem Meere tanzte, dann ans Land schnellte und an den Resten einer alten Fischerhütte herumfuhr, und wieder ins Meer schoß, wo es an einer Stelle hell aufleuchtete und schnell wieder ans Land fuhr. Nun hatte der Fischer zwar häufig sagen gehört, daß solche Flämmchen im Meer versunkene Schätze anzeigten, aber er war doch zu furchtsam, als daß er hätte bleiben mögen; darum drehte er dem Flämmchen den Rücken und wollte nach Hause gehn. Da rief aber plötzlich Jemand seinen Namen und der Fischer kehrte sich um und sah hinter den Hüttentrümmern einen blassen alten Mann in ganz fremdartigen Kleidern stehen, der ihn mit einem so flehenden Auge ansah, daß es dem braven Fischer ganz leid that. „Habt ihr mich gerufen, Herr?" fragte er, „dann sagt mir, was ihr wünschet." — Da antwortete der Mann: „Andreas, du hast dich so sehr über dein Unglück beklagt; ich will dich zu einem reichen Manne machen, wenn du thun wirst, was ich dir sage." Nun wurde dem Fischer erst recht ängstlich zu Muthe, denn er glaubte, der Mann wäre der leibhaftige Teufel, und er schlug schnell ein Kreuz und sprach: „Nein, ich habe eure Hülfe nicht nöthig; ich will lieber arm sein, als Geld von euch nehmen." Deß lächelte der Mann und

sprach: „Du meinst, ich wär der Teufel, aber da irrst du dich; du kannst nur volles Vertrauen in mich haben und es wird dir gewiß zum Guten ausschlagen. Willst du, dann nimm den Ring hier und komm über drei Tage wieder; gehe dann um Mitternacht just einen Büchsenschuß weit ins Meer, da findest du drei umgestülpte Töpfe, davon mußt du den mittlern aufheben, dann ist die darin eingeschlossene Seele eines armen Ertrunkenen erlöst; gehe aber schnell wieder zurück, kümmere dich auch um nichts, was du auch sehen oder hören magst; ich werde dich reichlich dafür belohnen und du wirst so glücklich sein wie ein Mensch in der Welt." Mit den Worten verschwand der Mann und im selben Augenblicke fiel ein alter verrosteter Ring vor die Füße des Fischers; aber der hatte nicht Muth genug, das Abenteuer zu bestehen, und sprach in sich selbst: „Was kümmern mich die Seelen der Ertrunkenen und warum sind sie so närrisch, sich unter einem Topfe fangen zu lassen;" und er ging nach Haus und dachte gar nicht weiter an die Geschichte. Daran that er inzwischen nicht Recht und das zeigte sich auch bald; denn in den ersten Tagen nachher verlor er alles Geld, was er sich seit mehren Jahren kümmerlich abgespart hatte, und gleich darauf wurde er krank und blieb neun ganzer Monate im Spital liegen; als er daraus kam, war er so arm wie ein Job und es blieb ihm fast nichts andres übrig, als zu betteln.

Ohne daß er selbst wußte wie, befand er sich am Vorabend von Sankt Andreas wieder am Meere und an derselben Stelle, wie im vorigen Jahr. Das Meer war aber nicht so ruhig wie damals, sondern warf große Wellen und war recht wild. Nicht lange stand er also da und gedachte an die Erscheinung und wie er hätte glücklich werden können, als er das Flämmchen wieder sah und bald auch seinen Namen wieder rufen hörte;

bald darauf stand husch, wie hergeblasen, das kleine alte Männchen vor ihm und wiederholte seinen alten Vorschlag. Als es verschwunden war, guckte der Fischer auf die Erde und da lag der alte verrostete Ring da und er nahm ihn schnell auf und steckte ihn in die Tasche; denn er hatte nun fest beschlossen, einmal Muth zu fassen und ins Meer zu gehen. Am dritten Tage um Mitternacht kam er wieder an die alte Hütte und ging muthig aufs Wasser los, aber je tiefer er meinte hinabzusteigen, desto weniger Wasser fand er; im Gegentheil, er kam auf die schönste Wiese, die man nur mit Augen sehen kann; darauf waren Hunderte von Jünglingen beschäftigt, das Gras abzumähen und in große Bündel zu binden, und dazwischen sangen sie lustige Lieder. Der Fischer kehrte sich daran aber nicht, obgleich er unter vielen derselben seit lang ertrunkne Bekannte und Freunde erkannte, und schritt rüstig weiter. Da kam er an ein schönes Haus und aus dem Hause stürzte ihm eine schöne Frau entgegen und rief mit einer gar süßen Stimme: „Ach, so kommst du denn endlich und heirathest mich! Ach, wie lang hab ich dich erwartet!" Da hätte der Fischer bald der Warnung des Männchens vergessen, nämlich daß er auf nichts achten solle, was er auch hören oder sehen möchte; aber er faßte sich bald wieder, lief schnell weiter nach den drei umgestülpten Töpfen, welche er einige zwanzig Schritte weiter erblickte, und faßte tapp den mittelsten und warf ihn um. Zu gleicher Zeit stieß die schöne Frau einen grausamen Schrei aus und all die Jünglinge von der Wiese stürzten über den Fischer her, aber er wurde von einer mächtigen Hand gefaßt und so schnell nach oben gerissen, daß ihm Hören und Sehen verging und er ganz und gar von sich selbst kam. Als er endlich sich wieder erholte, lag er am Gestade im Sande und fühlte eine so gräßliche Müdigkeit in allen Gliedern,

als wenn er keine Knochen am Leibe mehr ganz gehabt hätte. Was ihn aber dabei tröstete, das war ein ledernes Seckelchen voll goldner Münzen und kostbarer Edelsteine, welches neben ihm lag; das steckte er voller Freude zu sich und ging nach seiner Hütte zurück, die er bald niederreißen ließ und ein schönes Haus an ihre Stelle setzte. Nicht lange nachher nahm er sich eine neue Frau und lebte mit der so glücklich und zufrieden wie ein Fisch im Wasser; alles, was er anfing, gelang ihm prächtig und in Zeit von fünf Jahren war er ein steinreicher Mann und zog in die Stadt, wo er von seinen Renten lebte.

Nun lebte in der Nachbarschaft von Andres ein anderer Fischer, der hieß Peter und war eben so faul, als Andres fleißig war; man brauchte ihn auch nur anzusehen, um zu erkennen, was hinter ihm steckte. Sein Gesicht war so runzlich wie eine alte Pflaume; er hatte Augen wie eine Katze und einen Bart, der einem Stoppelfelde nicht unähnlich sah; dabei waren seine Beine nicht dicker wie ein Besenstiel und noch nicht so gerade als eine Sichel. Er war nur einmal im Tage betrunken, nämlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend, so daß er selten oder gar nie arbeiten konnte und sicher hätte betteln müssen, wenn er nicht eine so sehr fleißige und brave Frau gehabt hätte. Er hielt aber trotzdem nicht viel auf sie, und das ist nicht schwer zu begreifen; denn wenn die arme Frau den ganzen Tag gefischt hatte und Abends meinte, sich etwas zugute thun zu können, dann kam ihr Mann betrunken nach Hause und verlangte, Gott weiß was, zu essen und zu trinken und hatte auch nicht eher Ruhe, bis sie ihn zu Bette prügelte, wo er sie dann zum Danke in die Tiefe des Meeres verwünschte, damit er und die Fische Ruhe vor ihr bekämen. Das ging lange so fort; eines Abends aber

fand er seine Frau nicht zu Hause und bald darauf erzählten ihm heimkehrende Fischer, daß sie ertrunken sei. Da war nun keiner froher, als der faule Peter, denn nun brauchte er sich nicht mehr zu zanken und bekam auch nicht jeden Abend Schläge; doch stieg bald die Sorge in ihm auf, wovon er denn künftig leben werde. Selbst wieder fischen wollte er nicht und andre Arbeit kannte er nicht. Als er so darüber nachdachte, ging er langsam aus seinem Hause hinaus und gegen das Meer zu; da fiel ihm auf einmal bei, was sein Nachbar Andres ihm erzählt hatte von den Seelen der Ertrunkenen, welche auf dem Boden des Meeres unter umgestülpten Töpfen säßen, und er dachte: „So gut wie der eine solche Seele erlöste, kann ich es auch; auf die Weise bekomm' ich ein artig Sümmlein und brauche nichts mehr zu thun und kann trinken vom Morgen bis Abend, Juchhei!" und damit sprang er stuhlhoch in die Luft, schwenkte lustig dreimal seinen Hut und ging nach der alten Hütte zu, wo er sich auf einen alten Balken niedersetzte. Er saß noch nicht lange da, als das kleine Flämmchen schon erschien und hin und wieder lief, und bald darauf stand auch das alte Männchen da. „Aha, Gevatter," schrie Peter, „seid ihr da? Deß bin ich gar zufrieden, denn ich möchte auch einmal gern eine Seele erlösen und mir die Taschen bei der Gelegenheit mit Gold füllen. Schwind, schwind, Gevatter, und zeigt mir den Weg, denn ich bin ein Kerl, der Muth im Leibe hat und nicht mit sich spaßen läßt!" Das Männchen gab keine Antwort, sondern warf ihm nur den Ring vor die Füße und verschwand. Peter nahm den Ring schnell auf und lief dem Meere zu und das Wasser wich immer weiter vor ihm zurück und als er einige funfzig Schritte gethan hatte, da stand er auf der Wiese, wo die Jünglinge noch immer mähten und sangen. „Ach," dachte er, „käme nun

doch auch die schöne Frau, ich würde mich ganz anders gegen sie benehmen wie der dumme Andres; ich heirathete sie auf der Stelle." Kaum hatte er die Worte aus dem Munde, als die Thüre des nahen schönen Hauses sich öffnete und ein Weib herauskam, welches dicker war als die größte Biertonne; sie hatte einen Mund, der ging nicht weiter als von einem Ohr zum andern, Augen so groß wie dicke Nadelköpfe, ganz kurze Beinchen und ganz breite und lange Füße. „Ach, gnädige Frau," stotterte Peter erschrocken, „wollet ihr mir wol sagen, wo denn eigentlich die drei Töpfe stehn?" „Also du kommst nicht hieher, um mich zu heirathen," schrie die Dicke, „dann soll dich der Tausend holen," und damit schrie sie, so laut sie konnte, und stürzte auf den armen faulen Peter los. Dieser besann sich aber nicht lange, sondern lief weg, bis zu den Töpfen, während die Jünglinge mit der Dicken hinter ihm drein eilten. Unglücklicher Weise hatte er aber nie von Andres gehört, welchen von den drei Töpfen der aufgehoben hatte; in seiner Hast und Noth und Angst griff er darum aufs Gerathewohl nach dem mittelsten und hob ihn auf; da drang aber ein so grausames Gequak und Gekrähe unter dem Topf hervor, daß Peter vor Schrecken in Ohnmacht fiel. Als er wieder aufwachte, fand er sich im Sande wieder; er raffte sich zusammen und suchte ringsum nach einem ledernen Sacke, mit Gold und Edelsteinen gefüllt, aber er mochte suchen, wie er wollte, er fand nichts. „Halt da," dachte er endlich, „vielleicht finde ich ihn zu Hause; wer kennt das Treiben der Geister, oder weiß Gott, wer sie sind, die da im Wasser spuken;" und er machte sich auf den Weg nach seiner Hütte. Schon von ferne merkte er, daß die kleinen Fensterlein hell schimmerten, als wenn Licht in der Kammer gebrannt hätte, und das war ihm gar verdächtig; darum

schlich er ganz, ganz sachte heran und guckte einmal durch eine Thürritze, aber da räth nun Keiner, was er da sah; man kann es nicht rathen, es ist unmöglich, drum will ich es nur sagen: er sah seine Frau, die mitten in der Kammer saß und ihre Fische zählte und auf ihren Taugenichts von Mann schimpfte. Es fehlte wenig und Peter wäre von Neuem in Ohnmacht gefallen; er faßte aber Muth und schlotterte bebend an allen Gliedern in die Kammer hinein und warf sich, ohne ein Wort zu sprechen, aufs Bett, hörte gar auf nichts, was seine Frau ihm auch vorwerfen und nachrufen mochte. „Ich bin an meinem Unglück selbst schuld," dachte er, „hätte ich den Topf zur Rechten, oder den zur Linken aufgehoben, ich wäre sonder Zweifel ein reicher Mann; aber wer konnte auch denken, daß meine böse Frau gerade in dem mittelsten saß?"

13.

Der Zwergenberg.

Ein Müller hatte drei Söhne und die konnte er in der Seele nicht ausstehen, und eine Tochter und das war sein Augapfel. Als die Söhne nun so viel von ihrem Vater leiden mußten, da sprach der älteste zu seinen Brüdern: „Ich gehe nach dem Zwergenberg und wenn ich da ein Zwergenmützchen erfassen kann, dann sind wir alle glücklich und brauchen unsern Vater nicht mehr." Da sprachen die beiden andern: „Thu das, Brüderchen" und er that es und machte sich auf die Reise und ging weit, weit fort bis an den Zwergenberg, wo er sah, wie die Zwerge eben ihre Mützchen in die Höhe warfen und sie wieder erschnappten. Ganz still legte er sich auf den

Bauch und schlich durch das Gras bis an den Berg und kaum war er da, als ein Mützchen neben ihn hinfiel; schnell griff er darnach, aber der Zwerg, dem das Mützchen gehörte, war noch schneller als er und bekam sein Mützchen wieder und rief zugleich all die andern Zwerge herbei, welche über den Aeltesten herfielen und ihn todt machten.

Als der Aelteste nun nicht wiederkehrte, sprach der Mittlere zum Jüngsten: „Ich gehe nach dem Zwergenberg und wenn ich da ein Zwergenmützchen erfassen kann, dann sind wir glücklich und brauchen unsern Vater nicht mehr.“ Da sprach der Jüngste: „Thu das, Brüderchen,“ und er that es und machte sich auf die Reise und ging weit, weit fort, bis er zum Zwergenberg kam, wo die Zwerge eben wieder mit ihren Mützchen warfen. Auf Hand und Fuß kroch er durch das Gras und als er am Berge war, da fiel ein Mützchen neben ihn hin und er griff darnach; aber der Zwerg war schneller und bekam sein Mützchen wieder und schrie die Andern zusammen und sie machten auch den Mittlern todt.

Als der nun auch nicht wiederkehrte, da sprach der Jüngste zu sich: „Ich will nach dem Zwergenberg gehen und sehen, ob ich ein Zwergenmützchen erfassen kann; dann bin ich glücklich und brauche meinen Vater nicht mehr.“ Das that er auch und schlich ganz, ganz leise zum Berge und legte sich da stille hin. Kaum lag er da, als ein Mützchen neben ihn zur Erde fiel; er hütete sich aber, darnach zu greifen, und ließ den Zwerg es wiedernehmen. Einen Augenblick nachher fiel ein zweites zu seiner Seite nieder, aber er ließ es wieder liegen und den Zwerg es nehmen. Gleich darauf fiel ein drittes, das faßte er schnell, ehe der Zwerg noch hinzugeschossen war, und steckte es in die Tasche. Da kamen die Zwerge all bittend und jammernd zu ihm und wein-

ten und flehten: „Ach, gib uns das Mützchen wieder; ach, gib uns doch das Mützchen wieder." Das that er aber nicht, sondern er befahl den Zwergen, daß sie ihn in den Berg führten, und sie gehorchten ihm alsbald und brachten ihn in den Berg und in einen schönen Saal, dessen Wände von lauter Karfunkelstein glänzten und in dessen Mitte ein prächtiger Leuchter, aus einem einzigen Edelstein gemacht, stand. Da sprach er: „Wenn ihr mir den Leuchter schenkt und drei Karren Goldes grabt, dann will ich euch euer Mützchen wiedergeben." Deß mußten die Zwerge zufrieden sein und sie gruben ihm drei Karren Goldes und trugen den Leuchter vor den Berg und da gab er ihnen das Mützchen wieder. Das Gold und den Leuchter fuhr er mit sich und wurde ein reicher Mann und baute sich ein schönes Haus und war der glücklichste Mensch auf der Welt.

14.

Von dem glücklichen Schäfer.

Es war einmal ein Schäfer und der hatte nur ein kleines Häuschen und eine ganz kleine Heerde und eine Katze und einen Hahn. Er hatte aber keine Ruhe im Lande und wollte durchaus reisen; darum verkaufte er sein Häuschen und seine kleine Heerde und nahm seine Katze und den Hahn als Gesellschafter und begab sich auf die Reise. Als er schon weit weg war und kein Geld mehr hatte, da kam er in ein Land, wo keine Katzen waren und man diese Thiere gar nicht einmal dem Namen nach kannte; es gab auch so viele Mäuse dort, daß man die Wiegen mit den Kindern Abends an die Stubendecken hing, denn sonst hätten die Mäuse die

Kinder gefressen. In der Herberge, wo der Schäfer übernachtete, wunderte sich Jedermann über das sonderbare Thier, welches er mit sich führte; dies Erstaunen stieg jedoch noch mehr, als man sah, wie die Katze hinter den Mäusen herlief und der Schäfer erzählte, daß sie überaus gern Mäuse fräße. Da schrieen die Leute alle (denn das war bald im Lande bekannt), er möge ihnen doch die Katze verkaufen, sie wollten ihm dafür geben, was er nur haben wolle. Der Schäfer war den Handel zufrieden und forderte fünfhundert Gulden für seine Katze und am andern Tage hatte er das Geld schon und gab ihnen das Thier und zog aus dem Lande weg. Als er aber kaum einige Schritte weit gegangen war, da kamen die Obersten des Landes ihm nachgelaufen und riefen, er möge ihnen sagen, was die Kätze fresse. „Alles, was Menschen essen," antwortete der Schäfer und schritt seines Weges weiter fort; die Obersten hatten aber verstanden: „Sie mag nur todte Menschen essen," und sie waren sehr in Verlegenheit, wo sie einen todten Menschen finden sollten, denn seit lange war Keiner im Lande gestorben und alle Leute sahen so frisch und gesund aus, daß man nicht sobald auf den Tod eines von ihnen rechnen konnte. Während sie nun berathschlagten, was in diesem so wichtigen Falle anzufangen wäre, bekam die Katze Hunger und als man ihr nichts zu fressen gab, da wurde sie wüthend und biß und kratzte um sich und trieb es so arg, daß man endlich ein Haus, in welches sie gerade hineingelaufen war, anzündete und mit ihr verbrannte.

Der Schäfer war aber immer weiter und weiter gezogen, bis in ein Land, wo die Leute Morgens sehr lange schliefen. Er ging in eine Herberge und übernachtete dort; am folgenden Morgen um vier Uhr begann der Hahn zu krähen: „Kikiriki! Kikiriki!" und die

Leute erwachten alle und fragten, wer da also gerufen hätte. „Das hat mein Hahn gethan," sprach der Schäfer; „er weckt mich also jeglichen Morgen." — „Ach, das Thier ist nicht zu bezahlen," sprachen die Leute, „wir haben keinen, der uns weckt, und verschlafen uns stets. Wolltest du uns den Hahn nicht verkaufen?" — „Doch," antwortete der Schäfer, „aber es ist ein rares Vieh und ihr müßt mir fünfhundert Gulden dafür geben." Deß waren die Leute zufrieden und brachten dem Schäfer am andern Morgen das Geld und er zog aus dem Lande weg.

Als er nun wieder weit, weit gegangen war, da kam er an einen großen Wald und in dem Walde hing an einem Baume ein Kesselchen, welches lustig schmorte. Der Schäfer hatte Hunger und ging und probirte an dem, was in dem Kesselchen war, und das schmeckte ihm so gut, daß er alles aufaß; dann kletterte er auf den Baum, um da abzuwarten, was folgen würde, denn er glaubte, das Kesselchen hätte Räubern zugehört. Es kamen aber keine Räuber, wie lange der Schäfer auch auf dem Baume wartete; dagegen kam eine Katze und die schlich zu dem Kesselchen und schaute hinein und schüttelte den Kopf und schaute hinauf und als sie den Schäfer sah, da rief sie: „Ei, Schäfer, seid ihr's; ihr habt an meinem Kesselchen geleckt; es thut aber nichts und ihr müsset nichts fürchten; darum kommet getrost herunter und versuchet, ob ihr den Busch hier bis zum Abende niederhauen könnet, so daß kein einziger Baum mehr stehen bleibt. Bringt ihr's fertig, dann gebe ich euch zwölfhundert Gulden wohl gezählt." Deß war der Schäfer zufrieden und die Katze ging fort und er nahm ein Beil und begann die Bäume umzuhauen. Das ging aber sehr schlecht und langsam, denn in Zeit von vier Stunden hatte er nur drei Bäume niederlegen können

und der Busch war so groß, daß es nicht zu sagen ist. Eben wollte er ein wenig rasten, als die Katze kam und sprach: „Ei, Schäfer, wie stehts; habt ihr erst drei Bäume umgehauen; da werdet ihr schwerlich fertig." „Ja," sprach der Schäfer da, „es hält schwer und ist viel Arbeit." Da sprach die Katze: „Ich will euch helfen, nehmt euer Beil und haut noch einmal." Das that der Schäfer und als er einen Schlag nur gethan hatte, da fielen die Bäume mit Hunderten; lustig schlug er weiter und in einer halben Stunde lag der ganze Wald da. „Nun müsset ihr morgen die Bäume all auf einen Haufen legen," fuhr die Katze alsdann fort, „und wenn ihr das gethan habt, dann gebe ich euch noch einmal zwölfhundert Gulden." — „Gut," sprach der Schäfer, „ich will's versuchen," und die Katze ging fort. Der Schäfer packte des andern Morgens einen Baum und schleppte und zog und arbeitete, bis er ihn auf einen andern gelegt hatte; dann packte er den zweiten und dritten; als er aber den vierten kaum zu den andern gelegt hatte, da begann die Sonne schon sich zu neigen und die Katze kam wieder und fragte: „Schäfer, seid ihr bald fertig?" — „Ja fertig, hätte ich gedacht," sprach der Schäfer; „es ist zu viel Arbeit für einen Menschen." Da sprach die Katze: „Schäfer, ich will euch helfen, nehmt den Rechen dort und faßt die drei ersten Bäume und zieht sie auf den Haufen." Das that der Schäfer und den drei Bäumen folgten die andern alle und in einer halben Stunde lag der ganze Wald auf einem Haufen. „Nun zündet den Haufen an," sprach die Katze da und der Schäfer folgte ihr, und als die Bäume recht lustig brannten, da fuhr die Katze fort: „Nun werft mich ins Feuer und wenn ihr sehet, daß ich bald verbrannt bin, dann zieht mich am Schwanze wieder heraus." — „Das thue ich nicht," antwortete der

Schäfer, „ihr habt mir so treulich geholfen und ich wäre ein schlechter Kerl, wenn ich euch verbrennte." — „Thuet es," sprach die Katze, „es soll euer Schade nicht sein." Der Schäfer ließ sich endlich bereden und that, wie die Katze ihm befohlen; als er sie aber am Schwanze herauszog, da stand die schönste Königstochter vor ihm, die man nur mit Augen sehen kann. „Du hast mich erlöst, Schäfer," sprach sie, „und zum Danke dafür will ich dich heirathen; komm nun und gehe mit mir auf meines Vaters Schloß." Darüber war der Schäfer höchlich erstaunt; er willigte mit vergnügtem Herzen in das Anerbieten der Königstochter und sie gingen zusammen fort und kamen in einen großen Wald. Da ritt ihnen ein Reitersmann entgegen und als der bei ihnen war, stieg er ab und sprach zu dem Schäfer: „Junge, halte mir das Pferd einmal an, bis ich wiederkomme." „Gut," sprach der Schäfer und der Reiter ging in den Wald; als er aber fort war, da schwang sich der Schäfer mit der Königstochter auf das Pferd und sie ritten zusammen fort bis an einen großen Fluß; da schnitt er dem Pferde den Schwanz ab und warf den in das Wasser und dann schwammen sie herüber an das andere Ufer und ritten weiter fort. Als der Reiter aber aus dem Walde zurückkehrte und sein Pferd nicht fand, da lief er dem Schäfer nach und kam auch an den Fluß und als er den Schwanz schwimmen sah, da dachte er, das Pferd wäre mit dem Schäfer versunken und von den Fischen gefressen worden und er ging weiter am Ufer herauf und suchte die Brücke.

Dem Schäfer fiel jedoch bald ein, daß er seine Mütze am Flusse hatte liegen lassen, darum sprach er zu der Königstochter: „Wartet hier ein wenig mit dem Pferde, ich gehe zurück und hole meine Mütze." In der Zeit aber, wo er seine Mütze holte, kam der

Reiter zu der Königstochter und erkannte sein Pferd, welches sie hielt, und schwang sich mit ihr darauf und ritt fort und als der Schäfer zurückkehrte, da hatte er das Nachsehen und vierundzwanzighundert Gulden, die er in seiner Tasche fand.

15.

Die drei Schwestern.

Es war einmal eine Mutter und die hatte drei Töchter, die sie nicht leiden konnte. Die Aelteste war deß endlich müde und sprach: „Mutter, ich ziehe aus und suche mein Glück." Da antwortete die Mutter: „Dann wünsche ich, daß es Pflastersteine regnete, wenn du auf dem Wege bist." Das Mädchen kehrte sich aber nicht daran und zog aus. Als es einige Zeit gegangen war, da wurde der Himmel schwarz und es fiel zuerst wenig, dann aber mehr und endlich ein ganzer Regen von Pflastersteinen aus der Luft und das Mädchen lief und barg sich unter einem vorstehenden Dache an einem schönen, schönen Hause. Kaum stand es eine Weile daselbst, da hörte es ein Stimmchen, welches rief: „Wer steht da unter meinem Tickettickedächelchen?" — „Ich bin es, Herr!" antwortete das Mädchen, und das Stimmchen sprach: „Komm doch herein, Kind." — Ich bin zu bang," entgegnete das Mädchen. „O, komm nur ohne Umstände," sprach das Stimmchen wieder und da ging das Mädchen hinein und kam in ein prachtvolles Zimmer und darin saß ein Männchen und das fragte: „Was willst du, rothen oder weißen Wein?" „Rothen Wein," antwortete das Mädchen, denn es wußte nicht, daß der rothe Wein Blut und der weiße Wein Eiter bedeute.

Da fragte das Männchen weiter: „Was willst du, daß ich dein Köpfchen auf einem Blöckchen abhaue, oder daß ich dich zwischen zwei Thüren zerdrücke." „Dann will ich lieber mein Köpfchen auf einem Blöckchen abgehauen haben," entgegnete das Mädchen und das Männchen faßte sie und kappte ihr den Kopf mit einem Beile auf einem Blocke ab.

Als das Mädchen nun nicht zurückkehrte, da sprach das zweite Schwesterchen: „Mutter, ich ziehe heute aus und suche mein Glück." Darauf antwortete die Alte: „Dann wünsche ich, daß es Eimer aus der Luft regne, wenn du auf dem Wege bist." Das kümmerte das Mädchen nicht und sie zog aus und als sie einige Schritte gegangen war, da fing es abermals an, Eimer zu regnen, große und kleine und leichte und schwere, und es lief und barg sich auch unter dem Dache. Das Stimmchen ließ sich wieder hören und rief: „Wer steht da unter meinem Tickticktebächelchen." „Das bin ich," antwortete das Mädchen. „Ei, dann komm herein, Kind," sprach das Stimmchen. „Ich bin zu bang," entgegnete das Mädchen, aber das Stimmchen sagte: „O, komm nur sonder Umstände" und da ging das Mädchen hinein und kam in das schöne Zimmer und fand daselbst das Männchen, welches alsbald frug: „Was willst du nun, rothen Wein oder weißen Wein?" — „Rothen Wein," sprach das Mädchen, denn es wußte nicht, daß das Blut bedeute. Da fuhr das Männchen fort: „Was willst du nun, daß ich dein Köpfchen auf einem Blöckchen abhaue, oder daß ich dich zwischen zwei Thüren zerpresse?" „Dann will ich lieber mein Köpfchen auf einem Blöckchen abgehauen haben," antwortete das Mädchen und das Männchen schlug ihr Köpfchen auf dem Blöckchen mit einem Beile ab.

Als nun das zweite Schwesterchen auch nicht zurück-

kehrte, da sprach das jüngste: „Mutter, ich ziehe heute aus und suche mein Glück.“ Darauf antwortete die Alte: „Dann wünsche ich, daß es Pflastersteine regne, sobald du auf dem Wege bist.“ Da fragte das Mädchen wenig darnach und sie zog aus und als sie etwas gegangen war, da regnete es Pflastersteine und sie barg sich unter dem Dache des schönen Hauses. Da fragte das Stimmchen wieder: „Wer steht da unter meinem Ticketickedächelchen?“ „Das bin ich,“ antwortete das Mädchen. Da fuhr das Stimmchen fort: „Ei, dann komm herein, Kind.“ „Ich bin zu bang,“ sprach das Mädchen. „O komm nur sonder Umstände,“ sprach das Stimmchen und das Mädchen ging hinein und kam in das Zimmer und fand das Männchen. „Was willst du,“ frug das Männchen, „rothen oder weißen Wein?“ „Ich habe keinen Durst,“ sprach das Mädchen und das gefiel dem Männchen, welchem außerdem über der wunderbaren Schönheit des Mädchens der Verstand fast still stand. Da fragte das Männchen weiter: „Was willst du, dir dein Köpfchen auf einem Blöckchen abhauen lassen, oder mich heirathen.“ „Dann will ich lieber dich heirathen,“ antwortete das Mädchen, „als mir mein Köpfchen abhauen lassen.“ Darüber war das Männchen gar zufrieden und es heirathete das schöne Mädchen und dies wurde reicher, als je ein Mensch auf der Welt gewesen ist.

16.

Jan im Himmel.

Jan ging eines Abends in seinen Garten und setzte da eine Bohne in die Erde und als er am andern Mor-

gen wiederkam, da war die Bohne bis in den Himmel hineingewachsen. Da kletterte Jan an der Bohne hinauf und kam an die Himmelsthüre und da stand der Apostel Petrus und fragte: „Jan, was willst du?" „Ich will in den Himmel," sprach Jan. „Dafür muß ich zuvor Erlaubniß bei unserm Herrgott holen," sprach Sankt Peter; „raste, derweil ich das thue, hier ein Bischen auf meinem Dreifuß aus." „Gut," sprach Jan und Sankt Peter ging in den Himmel und machte die Thüre hinter sich zu. Jan aber wurde die Zeit lang und er schaute von dem Dreifuß nieder auf die Erde und sah dort drei Waschweiber, welche wuschen und waschweiberten. Da nahm Jan ein Bein von dem Dreifuße und warf das unter die Weiber und eine jede meinte, die andere hätte das Bein geworfen, und sie fingen an, sich zu schimpfen und endlich schlugen sie sich gar. Jan lehnte den Dreifuß an die Wand und lachte aus Herzenslust, denn er hatte große Freude, daß ihm der Streich so wohl gelungen war.

Inzwischen kam Sankt Peter zurück und wollte den Dreifuß wiedernehmen und sich setzen, aber er fiel zu Boden, so lang er gewachsen war. Da sprach er: „Jan, wo ist das eine Bein aus meinem Dreifuß." „Ei, sieh doch," lachte Jan, „ich habe es unter die Waschweiber geworfen und die schlagen sich gottsbärmlich." „Fängst du hier solche Streiche an," rief da Sankt Peter zornig, „dann packe dich nur schnell fort."

Da ging Jan und suchte das Ende seiner Bohne, aber die hatte ein Schwein zernagt und gefressen. Jan besann sich nicht lange und machte aus Nudelnteig ein langes Seil und ließ sich daran herab. Als er aber auf Kirchthurmhöhe noch von der Erde war, da hörte sein Seil auf und er wußte nicht, was anders zu machen, als sich fallen zu lassen und das that er auch und fiel

zwanzig Klafter tief in die Erde, so daß er nun nicht wußte, wie da herauskommen.

Während er sich noch bedachte, wie er das anfangen solle, kam ein kleines Vögelchen geflogen und das fing er sich und tödtete es und rupfte ihm die Federn aus und machte daraus ein Kopfkissen, worauf er bald einschlief. Als er wieder erwachte, fiel ihm ein, daß er eine große Schaufel zu Hause habe und die holte er sich und grub ein Treppchen und stieg ganz gemächlich herauf; und als er oben war, zündete er die Federn des Vögelchens an und das gab einen so erschrecklichen Brand, daß die eiserne Schaufel in seiner Hand schmolz, das Holz am Stiele blieb aber unversehrt.

17.

Von Elip dem Schmiede.

Sankt Elip, das war ein Hufschmied und er verstand seine Kunst so wohl, daß er sich ein Schild machen und über seine Thüre setzen ließ, worauf geschrieben stand: „Elip, ein Meister über alle Meister."

Ein solcher Hochmuth ärgerte unsern lieben Herrgott und er sandte Jesum auf die Erde, damit der den Elip bestrafen möge. Jesus ritt auf einem Sonnenstrahle nieder und nahm ein Schurzfell und band sich das vor; auch schwärzte er Arme und Gesicht, so daß er vollständig wie ein Schmiedegeselle aussah. So kam er zum Elip und stellte sich vor dessen Thüre und las das Schild und lachte. „Was lachst du?" fragte Elip. „Ueber dein Schild," antwortete Jesus, „und daß du dich rühmest, ein Meister über alle Meister zu sein." — „Das bin ich auch," sprach Elip, „und davon habe ich Pro-

ben gegeben." Da fragte Jesus: „In wieviel Zeit kannst du denn ein Hufeisen fix und fertig machen?" Elip lachte und antwortete: „Hoho, das stecke ich nur dreimal ins Feuer und dann bin ich fertig damit." „Das taugt nichts," sprach Jesus, „einmal ist genug," aber Elip lachte und wollte es nicht glauben.

Da kam just ein Reiter herangeritten und Elip sprach: „Da, Geselle, dem Pferde fehlt ein Eisen, ich sehe es ihm an; du kannst nun deine Kunst zeigen." „Gut," sprach Jesus. Der Reiter ritt vor die Thüre der Schmiede und stieg ab und bat Elip, das Pferd am Hinterfuße zu beschlagen, und Elip sprach: „Der Geselle da wird es thun." Indem kam Jesus mit einer gewaltigen Scheere und schnitt dem Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und schrie: „Was verdirbst du mir mein Pferd, du schlimmer Geselle!" aber Jesus lächelte und sprach: „Laßt mich nur machen, ich will das Bein schon wieder ansetzen;" und mit den Worten nahm er das Bein mit sich in die Schmiede und schraubte es dort im Schraubstocke fest, hielt das Eisen nur einmal ins Feuer und nagelte es ganz gemächlich auf den Huf. Dann nahm er das Bein wieder auf und setzte es dem Pferde wieder an und dieses lief noch einmal so schnell, als es gelaufen war, und der Reitersmann gab Elipen ein groß Stück Geld.

Das gefiel dem Elip und er sprach zu Jesus: „Ich sehe, du bist ein wackerer Gesell und kennest die Kunst; willst du bei mir in Dienst treten?" „Warum nicht?" sprach Jesus und sie wurden des Lohnes einig und Elip sandte alsbald den neuen Gesellen zur Stadt, um Eisen zu holen. In der Zwischenzeit kam aber ein zweiter Reiter und dessen Pferde fehlte auch ein Eisen, wofür Elip ein neues aufnageln sollte. Elip lief alsbald in die Schmiede und holte die große Scheere und schnitt dem

Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und schrie: „Was verderbt ihr mir mein Pferd? Da seht nur, wie das Blut läuft;" aber Elip lächelte und sprach: „Laßt mich nur machen, ich wills schon wieder ansetzen;" und mit den Worten ging er in die Schmiede und hielt dreimal das Eisen ins Feuer und nagelte es auf das festgeschraubte Bein. Als er damit fertig war, kam er wieder heraus und wollte das Bein wieder ansetzen, aber das ging nicht, das Bein fiel immer herunter und wollte nicht halten und der Reiter tobte und schrie und faßte Elip beim Halse, um ihm den Nacken zu brechen.

Da kam just Jesus mit dem Eisen aus der Stadt zurück und Elip rief ihn um Hülfe an. Jesus nahm das Bein und sagte dem Reiter, er solle Elipen lassen, denn der Schaden könne wieder geheilt werden und damit setzte er das Bein wieder an und das Pferd sprang und wieherte vor Freude, und der Reiter bezahlte seine Schuld und ritt weg.

„Siehst du nun, daß du kein Meister über alle Meister bist?" fragte Jesus da den Elip und der antwortete ärgerlich: „Ja, es ist wahr" und ging zu seinem Schilde und nahm seinen großen Hammer und schlug es in Stücke.

18.

Die Eisenkerle.

Vor langer, langer Zeit war einmal ein Königssohn und der ging von Hause weg und wollte die Welt bereisen. Als er nun schon zwei Tage und zwei Nächte immer weiter gegangen war, da sah er am Morgen des dritten Tages in der Ferne ein großes schönes Schloß

und er ging darauf zu und kam an eine Mauer, auf der ein eisernes Gitter stand. Daran ging er herum und gelangte so endlich zur Thüre und daran klopfte er, und auf das Klopfen kam ein steinalt Mütterchen und machte ihm auf; sie führte ihn dann in das Schloß und zeigte ihm alle ihre Schätze, welche in vier großen, großen Sälen aufgehäuft lagen.

In dem ersten Saale sah man nichts als hohe Haufen von Kupfergeld und dabei lag ein Kerl von Eisen, der war sieben Ellen lang; in einer Ecke aber war ein kleines eisernes Thürchen und als der Königssohn das sah, fragte er das Mütterchen, was dahinter verborgen wäre: „Das ist ein Stahl und ein Stein und ein Stück Schwamm," sprach das Mütterchen und öffnete das Schränkchen und da fand der Königssohn, daß sie wahr gesagt hatte. Es wunderte ihn sehr, daß das Mütterchen diese drei Dinge so wohl verschlossen hielt, und er dachte, sie müßten wol von besonderer Kraft sein. Das Mütterchen zog ihn aber am Arme und führte ihn in den zweiten Saal und da lag alles voll Silbergeld und dabei ein Eisenkerl, der war vierzehn Ellen lang. Darnach kam er in den dritten Saal, der ganz voll Gold war, und bei dem Golde lag wieder ein Eisenkerl, und der war noch sieben Ellen länger als der vorige und maß einundzwanzig Ellen. Als der Königssohn das Alles nun recht lange angestaunt und sich ob des Reichthumes sehr gewundert hatte, da führte das Mütterchen ihn in den vierten Saal. Da liefen ihm aber die Augen über von all dem Glanz, der daselbst leuchtete, denn der ganze Boden war mit Haufen von Diamanten und Karfunkeln bedeckt, einer größer als der andere und der größte war so groß wie ein Kinderkopf; dabei lag wieder ein Eisenkerl und der hatte achtundzwanzig Ellen in der Länge.

Nachdem der Königssohn nun seine Augen herzlich an all den Schätzen geweidet hatte, fragte das Mütterchen ihn, ob er nicht bei ihr bleiben wolle? und er war deß gar zufrieden und blieb sieben Wochen bei ihr. Im Verlaufe der Zeit erkannte er, daß das Mütterchen eine Hexe war, und darum wollte er doch nicht mehr bleiben und sagte, er müsse nun weiter ziehen, aber das Mütterchen bat ihn, er möge denn nur noch drei Jahre und drei Monate und drei Wochen bei ihr bleiben, und darein willigte er und blieb auch die Zeit noch. Als diese aber auch zu Ende war, sprach er, er müsse nun durchaus fort, und da sprach das Mütterchen: „So ohne Alles kann ich dich nicht gehen lassen; nimm dir aus meinen vier Sälen so viel dir beliebt und fülle dir davon diese vier Säckchen." Der Königssohn nahm die Säckchen und ging in die Säle und füllte sie dort, und als er alle voll hatte, machte er das eiserne Thürchen auf und nahm den Stahl und den Stein und den Schwamm und steckte dieses in die Tasche. Kaum hatte er das aber gethan, als die Hexe heranstürmte und ihn ermorden wollte, doch er faßte sie und drehte ihr den Hals um und warf sie in den Brunnen. Dann nahm er einen Wagen und spannte Pferde daran und lud so viel er konnte auf und fuhr damit aus dem Schlosse weg und fort und fort, bis er in eine Stadt kam, wo ein mächtiger König wohnte. Da kehrte er in einem Wirthshause ein und begehrte Essen, und als er das hatte, begann der Wirth ihm zu erzählen, wie der König eine so überaus schöne Tochter habe, daß man auf der ganzen Welt nicht ihres Gleichen fände; und dazu wäre sie so geschickt, daß sie alles verstünde, was es nur sein möchte, Malen, Singen, Tanzen, kurz Alles. Dies Alles machte auf den Königssohn einen so tiefen Eindruck, daß er die schöne Prinzessin für sein Leben gern einmal gesehen hätte; aber

er wußte kein Mittel, um dazu zu gelangen. Doch gab er die Hoffnung nicht so bald auf und dachte bei sich, er wolle einmal auf sein Zimmer allein gehen und eine Pfeife guten Tabak rauchen, dann würde ihm wohl etwas einfallen. Das that er denn auch und stopfte sich seine Pfeife und zog den Stein aus der Tasche und legte etwas Schwamm darauf und schlug mit dem Stahle, um also Feuer zu bekommen. Beim ersten Schlage brannte der Schwamm schon; zugleich aber gab es ein groß Gepolter und ehe er sich es versah, stand einer von den Eisenkerlen vor ihm und fragte: „Was willst du, daß ich thun soll?“ Im Anfange war der Königssohn heftig erschrocken, doch faßte er sich bald und sprach: „Ich will, daß du mir die schöne Königstochter bringest.“ Da verschwand der Eisenkerl und kam drei Minuten hernach wieder und stellte die schöne Königstochter vor ihn hin. Der Königssohn sank ihr alsbald zu Füßen und gestand ihr, daß er sie sehr lieb habe, und fragte sie alsdann, ob sie ihn heirathen wolle. Das wollte die stolze Prinzessin aber nicht, obgleich er sie bis zum hellen Morgen immer noch darum bat; als die Sonne aber aufgehen wollte, da schlug er schnell wieder Feuer und der Eisenkerl kam und trug die Königstochter in ihr Bette zurück. Am folgenden Abende machte der Königssohn es ebenso und auch am dritten und vierten und fünften Abend, aber sie wollte durchaus nichts von der Heirath wissen; im Gegentheil, sie ging zu ihrem Vater und klagte dem Alles und darüber erzürnte der alte König so sehr, daß er den Königssohn gefangen nehmen ließ und hinzurichten befahl. Als ihm nun eben der Kopf abgehauen werden sollte, da gedachte er des Steines und er zog ihn schnell heraus und legte den Schwamm darauf und schlug viermal mit dem Stahle und im selben Augenblicke standen die vier Eisenkerle neben ihm und schlugen den Hen-

ker todt und nahmen die Königstochter und führten sie mit ihm auf das Schloß. Da verheiratheten sie sich und lebten sehr glücklich zusammen.

19.

Die beiden Bräute.

Es war einmal ein reicher und mächtiger König, dem nichts auf der Welt fehlte als eine Frau. Deren hätte er nun natürlich so viel haben können, als er wollte, aber er fand keine, die ihm schön genug gewesen wäre, wie lang er auch schon suchte. Nun trug es sich zu, daß er einen Kammerdiener bekam, der eine so bildschöne Schwester hatte, daß kein schöner Weib auf Erden zu finden war. Weil sie nun aber so sehr schön war, hatte ihr Vater sie malen lassen, und das Bild nahm ihr Bruder mit, als er bei dem König in Dienst kam, und hing es in seiner Schlafkammer auf und jeden Abend, ehe er schlafen ging, küßte er das Bild dreimal und gedachte seiner lieben Schwester dabei. Eines Abends kam der König spät nach Hause; wie er an der Thüre des Kammerdieners vorbei nach seinem Zimmer gehen wollte, hörte er das Küssen und machte die Thür auf. Da stand er aber verwundert, als er das Bild sah; er wollte anfangs nicht glauben, daß es ein so schönes Mädchen geben könnte; endlich kam er doch von seinem Erstaunen zurück und fragte den Kammerdiener, wen das Bild denn vorstelle? — „Das ist meine leibliche Schwester," antwortete der Kammerdiener. „Wenn das deine Schwester ist, dann soll es in acht Tagen meine Frau sein," sprach der König und fertigte am andern

Morgen gleich einen Gesandten ab, der die Schwester an seinen Hof holen sollte.

Als der Gesandte in des Kammerdieners Haus ankam und seine Botschaft vorbrachte, da war keiner erfreuter, als das schöne Mädchen mit seinem Vater und seiner Mutter, und keiner böser darüber, als seine alte häßliche Erzieherin mit ihrer häßlichen schwarzen Tochter Margareth; doch verhehlten die Zwei ihren Zorn gar wohl, so daß sie selbst die Erlaubniß bekamen, die junge Königsbraut nach dem Schloß zu begleiten. Unterwegs nun sannen sie, wie sie das schöne Mädchen aus dem Wege schaffen sollten; nachdem sie lang darüber berathen, sprach die Alte, das dürften sie nicht thun, bevor sie nicht den Gesandten weggeschafft hätten, denn der könnte sie am Ende noch verrathen. Wie gesagt, so gethan. Am nächsten Abend kamen sie alle an ein großes Wasser, wo sie überfahren mußten, um nach dem Schlosse des Königs zu kommen; da schlugen sie ihre Zelte auf und blieben daselbst bis zum andern Morgen. Als es nun Nachts zwölf Uhr war, weckte das alte Weib ihre Tochter und sie schlichen beide still in das Zelt des Gesandten; da nahm die Alte ein großes Messer, schnitt ihm ritsch den Hals ab und warf dann mit Hülfe der schwarzen Margareth die Leiche in's Wasser, worauf sie sich alle zwei wieder still in's Bett legten. Des Morgens suchte Jedermann den Gesandten, aber keiner konnte ihn finden und so blieb endlich nichts anderes übrig, als ohne ihn zu Schiffe zu gehen.

Wie sie nun schon zwei Tage gefahren waren, da stand die Alte einmal am Fenster in dem Schiffe und rief plötzlich: „Da ist das Schloß! da ist das Schloß!" Das schöne Mädchen lief voll Freude alsbald hinzu und legte sich in's Fenster, um nach dem Schlosse zu schauen, aber das war seiu Unglück, denn die Alte und die böse

schwarze Grethe faßten sie alsbald bei den Füßen und warfen sie in's Wasser. Dann setzten sie ohne die schöne Braut die Reise fort und als sie bald am Schlosse waren, zog die schwarze Grethe die Kleider des schönen Mädchens an und steckte einen Ring an den Finger und die alte Hexe bezauberte aller Leute Augen dergestalt, daß jeder die häßliche Grethe für schön ansah. Dem Könige gefiel sie aber trotz dem nicht und er wollte sie auch anfangs nicht haben, doch die Alte und auch die schwarze Grethe sagten, sein Gesandter hätte sich in seinem Namen mit ihr vermählt und er müsse sie zur Frau nehmen. Nun fiel des Königs Zorn noch mehr auf den Kammerdiener, als es ohnedies schon der Fall gewesen wäre, und er fragte ihn mit funkelnden Augen: „Wie konntest du dich unterstehen zu sagen, das wäre das Bild deiner Schwester, die das grundhäßlichste Geschöpf der Welt ist?" Der arme Kammerdiener verschwur sich hoch und theuer, die schwarze Grethe wäre seine Schwester nicht, das konnte aber alles nichts helfen und der König ließ ihn ins Gefängniß setzen und strenge bewachen.

Als die schöne Braut in das Wasser geworfen worden war, da war sie nicht ertrunken, wie man vielleicht denken könnte. Sie hatte nämlich ein treues Hündchen, welches nebst allerhand andern wunderbaren Gaben auch die hatte, sprechen zu können; und das Hündlein hatte sie gerettet und ans Ufer gebracht, wo sie sich ein Hüttchen baute und ganz still und einsam für sich lebte. Eines Tages nun geschah es, daß der König mit der schwarzen Grethe spazieren ging und zufällig in die Gegend kam, wo das schöne Mädchen wohnte. Da hörte er, wie eine Stimme rief, welches keine andere als die des Mädchens war:

Gille, Gille, gouwken! *)

Darauf antwortete eine andere Stimme, und das war die des Hündleins:

Wat belieft er u, schoone vrouwke?

Nun fragte das Mädchen:

Waer is de zwarte Margriet,
Die my in't water stiet?

Antwortete das Hündlein:

Zy ligt in's konings armen.

worauf das Mädchen seufzte

Ach armen!

„Ei was ist das denn? fragte der König verwundert, als er das hörte, doch die schwarze Grethe zog ihn beim Arme weg und sprach: „Ach, das ist nichts, das ist nichts." Der König aber sprach: „Ich will wissen, was das ist," und ging auf die Stimme zu und da fand er die schöne Braut am Ufer und sah, daß sie ganz dem Bilde glich, welches sein Kammerdiener jeden Abend geküßt hatte. Er lief alsbald auf sie zu und umarmte und küßte sie mit vielen Thränen, fragte sie auch um alles aus und sie erzählte es ihm, und er nahm sie in seinen Arm und führte sie mit sich auf das Schloß. Da wollte er nun zuerst die schwarze Grethe fangen lassen und sie nach Gebühr bestrafen, aber die hatte sich mit ihrer häßlichen Mutter schon aus dem Staube gemacht. Alsbald sandte er nun in das Gefängniß und ließ den Kammerdiener daselbst holen und bat ihn unter vielen Thränen um Verzeihung, beschenkte ihn auch als Schwager reichlich und feierte mit großer Freude

*) Gille, Gille, Schnellchen. — Was beliebt euch, schön Frauchen? -- Wo ist die schwarze Margareth, die mich in's Wasser stieß? — Sie liegt in des Königs Armen. — O mir Armen!

die Hochzeit, nach der er noch lange und glücklich mit seiner schönen Frau lebte.

20.

Ohneseele.

Es war einmal ein junger Bursch, der hieß Körper-ohne-Seele, oder auch schlechtweg Ohneseele und das war ein Menschenfresser, und er mochte anders nichts als junge Mädchen. Es war aber Brauch im Land, daß alle Mädchen um's Loos zogen, und welche es traf, die mußte ihm übergeben werden. Nun geschah es einmal, daß das Loos auf die Königstochter fiel. Der König war darüber außermaßen betrübt, aber er konnte nichts gegen das Gesetz machen und man führte die Königstochter zu dem Schlosse, auf welchem Ohneseele wohnte; der sperrte sie in ein Kämmerchen ein und trug ihr alle Tage gut Essen auf, um sie recht fett zu machen.

Obwohl sie nun schon in den Händen von Ohneseele war, verlor der König doch noch nicht alle Hoffnung, er ließ ein Gebot im Lande ausgehen und überall verkünden, wer die Königstochter erlösen werde, der solle sie zur Frau haben. Es waren aber nicht viel, die sich zu dem Wagstück anboten, denn ein jeder fürchtete dem Menschenfresser zwischen die Zähne zu kommen. Endlich aber kam doch ein ganz einfacher Soldat und der sprach, er wolle es unternehmen und die Königstochter erlösen; da war der König froh und schenkte ihm einen ganzen Sack voll Geld für die Zehrung auf der Reise und der Soldat machte sich auf den Weg. Indem er nun so dahinmarschirte, sah er auf einem Stücke Land zur

Seite der Heerstraße vier Thiere sitzen, eine Fliege, einen Adler, einen Bären und einen Löwen und die zankten sich um ihr Antheil an einem todten Pferde. Der Soldat ging auf sie zu und frug sie: „Was zankt ihr euch da?" Da schrieen sie alle vier zugleich, aber der Soldat sprach: „Ps, ps, Einer vor und der Andre nach," und hörte sie alle vier einzeln an, und als er wußte, warum es sich handle, da nahm er sein Käsmesser aus der Scheide und theilte ihnen das Pferd, so daß sie alle zufrieden waren. Als er darauf wieder weiter gehen wollt', riefen sie ihm nach: „Warte doch, wir wollen dir alle etwas geben für den Gefallen, den du uns gethan." Da lachte der Soldat und sprach: „Was könntet ihr mir wol geben wollen; ihr habt ja alle vier nichts." — „Das kannst du nicht wissen," sprach der Adler; „sieh hier, da hast du zum Beispiel eine Feder von mir; damit kannst du dich, so oft du willst, in einen Adler verwandeln." — „Das ist nicht schlecht," sprach der Soldat, „man kann nicht wissen, die könnte mir zugute kommen." Nun sprach die Fliege: „Da ist ein halb Pfötchen von mir, damit kannst du dich, so oft du willst, in eine Fliege verwandeln." — „Das ist auch eine schöne Kunst," erwiderte der Soldat. Der Löwe und der Bär wollten ihm auch was zum Lohne geben, aber er bedankte sich und sprach, er habe schon genug.

Des Abends machte er sich zum Adler und flog auf einen hohen Baum; da schaute er ein bischen um sich, aber er sah nichts als Bäume. Des andern Morgens flog er in der Gegend umher und sah von fern ein großes Schloß; darauf flog er zu. Am Thor fand er ein groß, schwarz Bret und darauf stand geschrieben: „Hier wohnt Herr Ohneseele." Als er das las, da war er froh und verwandelte sich sogleich in eine Fliege, um

das Schloß ein wenig auszuspioniren. Er flog von einem Fenster zum andern und schaute in jedes hinein, bis er endlich auch an das Fenster kam, wo die schöne Königstochter gefangen saß. Der gab er sich alsbald zu erkennen und sprach: „Ich komme, um euch zu erlösen, aber dazu muß ich wissen, wo eigentlich die Seele von Ohneseele sitzt," Da sprach die Königstochter: „Das weiß ich nicht, aber ich will's fragen." — „Gut," sprach der Soldat, „ich komme morgen wieder." Als nun der Menschenfresser kam und ihr Essen brachte, da sprach sie: „Ach, ich möchte doch noch etwas wissen, bevor ich sterbe." — „Was denn?" frug der Menschenfresser. „Wo deine Seele ist." — Da sprach der Menschenfresser: „Da werd' ich mich wol hüten, dir das zu sagen, denn wenn du das wüßtest, dann wärest du erlöst," und damit ging er weg. Des Abends flog der Soldat wieder zu dem Fenster und frug die Königstochter: „Wisset ihr nun, wo seine Seele ist?" — „Ach nein," sprach sie, „er will es mir nicht sagen." Da sprach der Soldat: „Ihr müsset ihm ein wenig schmeicheln und einen Fußfall thun, dann wird er es euch schon sagen und dann kann ich euch erlösen."

Am andern Tage, als Ohneseele ihr das Essen wieder brachte, schnauzte er sie an: „Da ist dein Essen. Du hast nun noch dreizehn Tage zu leben, dann freß ich dich." Da fiel sie vor ihm auf die Knie und sprach flehentlich: „Ach, ich möchte gern sterben, wenn ich nur wüßte, wo deine Seele wär." Da sprach er: „Nun ja, du kannst es wissen, aber du darfst es keinem wiedersagen." — „Wem sollte ich das wol sagen können?" frug sie. „Ich sehe hier ja Niemand." — „Nun ja, anders sagte ich es dir auch nicht. Sieh, meine Seele sitzt in einem Kistchen und das steht auf einem Felsen, mitten in der rothen See." — „Nun sterb' ich noch ein-

mal so gerne," sprach die Königstochter und er ging weg. Des Abends kam der Soldat wieder in Gestalt einer Fliege an das Fenster und frug wieder: „Wisset ihr nun, wo seine Seele ist?" — „Ja wohl," sprach sie, „in einem Kistchen auf einer Klippe inmitten der rothen See." — „Nun weiß ich genug," sprach der Soldat, „nun brauchet ihr nicht lange mehr auf eure Erlösung zu warten." Damit flog er wieder weg, verwandelte sich in einen Adler und ging in einem hohen Baum schlafen. Morgens früh schaute er einmal um sich und sah von Weitem ein ander Schloß stehen. Darauf flog er zu. Als er nicht weit mehr davon war, verwandelte er sich wieder in seine gewöhnliche Menschengestalt und ging zu dem Thore des Schlosses. Da sah er ein großes Schild auf dem Thore und darauf stand geschrieben: „Hier wohnen die vier Winde." Er klopfte und ein steinalt Mütterlein machte ihm die Thür auf, das hatte nur ein Auge, nämlich auf der Stirn. „Ach, Frauchen, könnt ich nicht heute hier bleiben, um etwas auszuruhen?" frug er. „Ich bin nur ein armer Soldat und ich habe kein Geld." Das Mütterchen sprach: „Ja wohl, ich bin's zufrieden, wenn nur meine Söhne es zufrieden sind. Aber dafür bin ich sehr bang, denn wenn die kommen und dich finden, dann fressen sie dich." — „Ach Gott, laßt mich doch ein," bat der Soldat, „ich will mich gleich ins Bett legen." Da ließ das Mütterchen ihn ein und er ging gleich auf den Speicher. Noch keine fünf Minuten war er da, als der Südwind noch Haus kam und zugleich auch schrie: „Mutter, ich rieche, rieche Menschenfleisch." — „Ja, da riechst du gut," sprach die Alte, „aber laß den armen Teufel nur noch leben; es liegt noch ein ganzer halber Mensch in Salz und Pfeffer." — „Nun, ich bin's zufrieden," sprach der Südwind, „wenn meine Brüder es nur auch zufrieden

sind." Ein bischen nachher kam der Nordwind und brummte: „Mutter, ich rieche, rieche Menschenfleisch." Da sprach die Alte: „Deine Nase ist nicht schlecht, aber 's ist ein ganz magerer Kerl, an dem nichts als Haut und Knochen zu sehen ist. Darum laß ihn nur in Ruhe, es kommt wol noch ein Fetterer." — „Hm hm hm," brummte der Nordwind, „nun ja, ich will ihn leben lassen, aber dann muß er morgen so schnell fliegen wie wir."

Wo blieben denn die andern Winde? — Die kamen nicht, oder wenn sie kamen, dann gaben sie sich doch zufrieden; denn der Soldat blieb am Leben und schlief ruhig fort auf dem Speicher, daß er schnarchte.

Am andern Tage Morgens ging die Alte schon ganz früh zu ihm auf den Speicher und gab ihm ein Hütchen und sprach zu ihm: „Da nimm das Hütchen und setz es auf, dann hast du Kraft, so schnell zu fliegen als meine Söhne." Der Soldat bedankte sich schön und setzte das Hütchen auf und sprach: „Ich will ein Adler sein;" im selben Augenblicke wurde er zum Adler und er flog mit den Winden aus weit über die See, und als sie schon lang zusammen geflogen waren, da hielten sie still auf einem Felsen. Da sprachen die Winde: „Nun sag uns, was du haben willst und alles soll dir gewährt werden." Der Soldat wünschte nichts besser und sprach: „Ich möchte gerne ein Kistchen haben, das mitten in der rothen See auf einem Felsen steht." „Das sollst du haben," sprachen die Winde und sie beschwuren die See, daß sie still stand, und riefen die Fische zusammen und befahlen ihnen, daß sie das Kistchen holen sollten. Die Fische schwammen alsbald nach allen Seiten weg und suchten und suchten, aber sie konnten es lange nicht finden. Endlich kam ein Krüppel

von Weißling ganz zufällig in die Nähe des Felsens, schlug einmal tüchtig mit seinem Schwänzlein und war in zwei Sprüngen oben; da packte er das Kistchen mit dem Maul, sprang wieder ins Wasser und schwamm guten Muthes zu dem Felsen, wo der Soldat mit den Winden stand. Der Soldat hatte Freude! Herr Gott, er wedelte mit seinem Adlerschwanz und schlug mit den Flügeln und sprang mit seinen dünnen Beinen, daß die Winde sich halb krank lachten. Dann nahm er das Kistchen zwischen die Klauen, bedankte sich noch aus Herzensgrund bei den Winden und dem krummen Weißling und flog, daß es rauschte, auf das Schloß von Ohneseele zu. Da klopfte er, als wenn es gebrannt hätte. Ohneseele wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, und kam und machte selbst die Thüre auf. Da stand der Soldat wieder in Menschengestalt davor. Ohneseele wurde blitzböse, als er ihn sah, und schrie: „Was hast du hier so zu klopfen? Gleich freß ich dich mit Haut und Haar." Der Soldat aber lachte ihn aus und sprach: „Das würde dir schlecht bekommen, denn hier habe ich deine Seele in dem Kistchen." Als der Menschenfresser das hörte, da fiel ihm sein ganzer Muth in die Waden und er bat und flehte den Soldaten, ihm doch die Seele zu geben, versprach ihm auch Gott weiß was noch, aber der Soldat kehrte sich nicht daran, schloß das Kistchen schnell auf, nahm die Seele und warf sie hinterrücks über seinen Kopf; im selben Augenblicke fiel der Menschenfresser hin und war stockmausetodt. Der Soldat ging nun zu dem Zimmer, wo die Königstochter gefangen saß, und sie fielen einander in die Arme und waren alle beide froh. Darnach verließen sie das Schloß und gingen zu dem König und da heiratheten sie und lebten noch sehr lang zufrieden

und glücklich. Da kroch eine Maus in des Pastors Haus und das Verzählchen ist aus.

21.

Der kühne Sergeant.

Es waren einmal drei brave Soldaten, ein Tambour, ein Corporal und ein Sergeant, und die gingen aus reisen. Nachdem sie schon lange herumgezogen waren, kamen sie eines Abends in einen großen Wald; weil sie nun bange waren, des Nachts möchten die wilden Thiere kommen und sie auffressen, während sie schliefen, kletterten sie auf einen hohen Baum, um da zu schlafen. „Das ist das beste Mittel," sprach der Tambour; „anders könnte es leicht geschehen, wenn wir morgen früh aufwachten, daß wir todt wären, und davon bin ich kein Liebhaber." Der Corporal und der Tambour blieben auf den ersten Aesten, der Sergeant aber kletterte wie ein Kätzchen bis in die Spitze des Baumes und schaute von da aus nach allen Seiten um sich herum. Da war es von allen Seiten stichschwarz dunkel, aber von einer Seite schien ihm doch ganz fern etwas zu glitzern und als er die Augen einmal zukniff und genauer zusah, da sah er, daß das ein Lichtchen war. Voller Freude schrie er seinen Kameraden zu: „Ein Lichtchen! Ein Lichtchen!" und husch husch war er bei ihnen und alle drei ließen sich wieder auf den Boden hinab und gingen auf das Lichtchen zu. Als sie endlich ganz nahe dabei waren, fanden sie ein großes Schloß und da die Thür offen stand, gingen sie herein und durch alle Zimmer, aber da war kein Mensch zu hören, noch zu sehen; dennoch brannte das Herdfeuer lustig und

war der Tisch bedeckt mit vielen und köstlichen Speisen und Getränken. Das kam den drei Helden ganz willkommen; sie setzten sich um den Tisch herum und hieben ritterlich drein, bis kein Krümchen Brot und kein Tröpflein Wein mehr blieb. Dann gingen sie herauf und legten sich schlafen. Kaum hatte es zwölf Uhr geschlagen, als das ganze Schloß wie von einem Donnerschlage erschüttert wurde und in allen Zimmern ein Höllenspektakel begann; das dauerte bis ein Uhr, dann war alles still. Da sahen die drei Soldaten, daß sie in einem verwünschten Schlosse waren, machten sich aber nicht viel daraus, denn sie dachten, verwünscht oder nicht, hier können wir gute Tage haben, so lange man uns den Hals nicht bricht.

Am andern Morgen hielten sie Rath untereinander, wie sie ihre Haushaltung einrichten wollten, und kamen endlich darin überein, daß immer zwei von ihnen auf die Jagd gehen sollten, während der dritte zu Hause bliebe und für das Essen sorgte. So machten sie es denn auch gleich schon, der Tambour blieb zu Hause und der Corporal und der Sergeant gingen auf die Jagd. Als der Tambour nun das Essen schon fertig hatte und es eben Mittag schlug, da kam ein klein, alt Männchen zur Thür herein und das bat ihn: „Ach, laß mich mich doch ein wenig wärmen!" Der Tambour hatte nichts dagegen, sprach: „Setz dich hin und wärme dich, so lang du willst." Nachdem das Männchen sich nun ein wenig gewärmt hatte, sprach es: „Dein Essen riecht so gut und ich habe seit drei Tagen nichts über meine Zunge gebracht. Gib mir doch etwas mit davon." Dem Tambour wurde das Herz weich und er bückte sich, um dem Männchen von dem Fertigen etwas auszuschöpfen, doch das Männchen packte ihn beim Halse und schlug ihn so schwarz und blau, daß er kein Glied mehr

rühren konnte, und als es das gethan hatte, verschwand es. Gleich darauf kamen die beiden Andern von der Jagd zurück und wurden blitzböse, als sie sahen, daß der Tambour das Essen nicht ganz fertig hatte. „Was hast du denn angefangen in all der Zeit?" frugen sie, aber er antwortete anders nichts, als: „Ich weiß nicht, aber es thut mir nicht wenig weh." Weiter sagte er nichts, denn wenn die Andern gewußt hätten, was ihm widerfahren war, dann wäre ihnen mit dem zu Hause Bleiben nicht gedient gewesen.

Am zweiten Tage mußte der Corporal zu Hause bleiben und der Tambour und der Sergeant gingen auf die Jagd. Als er das Essen beinahe fertig hatte, kam das kleine alte Männchen wieder und bat: „Ach, laß mich mich doch ein wenig wärmen." Der Corporal war das zufrieden und sprach: „Thu das in Gottes Namen, so lang du willst." Nachdem es nun sich einen Augenblick gewärmt hatte, sprach es: „Ach, was riecht deine Suppe gut, gib mir doch ein paar Löffel voll davon." Das wollte der Corporal aber nicht und sprach: „Nein, wir müssen warten, bis die Andern kommen." Kaum hatte er aber das Wort aus dem Munde, als das Männchen ihn beim Kragen ergriff und ihm den Rock noch besser ausklopfte als dem Tambour. „Aha," dachte da der Corporal, „darum that's dem Tambour nicht wenig weh." Gleich darauf kamen die beiden Andern von der Jagd und der Sergeant brummte gewaltig, daß das Essen nicht fertig war, und frug: „Was hast du denn in all der Zeit gemacht?" Der Corporal krümmte sich und sprach: „Ei, gekocht, aber ich bekam da plötzlich Weh in den Rücken, so daß ich nicht fortkochen konnte." Nun kochten sie ihr Essen in Ruhe fertig und Abends gingen sie schlafen.

Am andern Morgen ging der Corporal mit dem

Tambour auf die Jagd und der Sergeant mußte das Essen kochen. Das ging auch ganz gut bis ein Viertel vor zwölf; da kam das kleine, alte Männchen wieder und bat: „Ach, laß mich doch ein wenig am Feuer sitzen, ich bin so kalt." Der Sergeant sprach: „Thu das nur ruhig in Gottes Namen." Nachdem es sich nun ein wenig gewärmt hatte, fing es auch das alte Liedlein mit dem Essen an und bat: „Deine Suppe riecht so lecker, gib mir doch einen Teller davon." Der Sergeant aber rief: „Nichts da, du mußt warten, bis meine Kameraden kommen." Da wollte das Männchen wieder losschlagen, doch der Sergeant war nicht links, zog und hieb dem Männchen den Bart sammt einem Stück Kinn weg, da schrie es jämmerlich, denn mit dem Barte hatte es all seine Kraft verloren, und lief, was es laufen konnte mit all seinen Beinchen, und der Sergeant lief ihm nach bis an ein Loch, da sprang es hinein und war verschwunden. Nun ging der Sergeant zurück und kochte das Essen fertig. Als die andern Zwei nun um zwölf Uhr kamen, da stand alles fein ordentlich auf dem Tische und darüber wunderten sie sich nicht wenig. Dann fragten sie den Sergeanten aus, ob ihm nichts begegnet wär und ob er kein Rückenweh habe. Da lachte er und erzählte ihnen alles und sie gingen dem Blute nach, welches aus dem Kinn des Männchens gelaufen war, und kamen an das Loch. Nun war die Frage, was sie thun sollten; darauf beschlossen sie einmüthig, einer von ihnen müsse in das Loch hinuntersteigen und sehen, was da unten wär. Sie zogen also ums Loos und das traf den Tambour. Der wand sich ein langes Seil um den Leib und nahm eine Schelle in die Hand. „Wenn ich schelle," sprach er, „dann müsset ihr mich heraufziehen." Da ließen sie ihn herab immer tiefer und tiefer, bis das Seil zu Ende war. Da schellte er und sie zogen ihn wieder hinauf,

ohne daß er auf den Grund des Loches gekommen war. Nun war die Reihe an dem Corporal, den ließen sie an einem Seil hinunter, welches noch zehnmal länger war als das erste, aber der fuhr auch immer tiefer und tiefer und konnte nicht auf den Boden kommen. Da wurden sie recht ärgerlich und kauften sich ein Seil, das noch hundertmal länger war, und daran ließen sie den Sergeanten hinunter, aber auch der fuhr immer tiefer und fand doch keinen Grund. Als das Seil nun ganz zu Ende war, da bedachte er sich ein Weilchen, faßte dann Muth und rief denen oben zu: „Laßt nur los, laßt mich nur fallen!" Da ließen sie ihn los und er fiel und fiel, bis plumps er ganz, ganz tief in einem Zimmer niederstürzte, in welchem ein alt Weibchen saß. Das sah nicht wenig verwundert auf, als der Sergeant da so plötzlich ankam; der aber hatte großen Muth, denn er hatte seinen Säbel um den Leib hängen, und er ging spornstreichs auf das alte Weibchen los und sprach ganz rauh und wild: „Wenn ihr mir jetzt im Augenblick keinen Rath gebet, dann steche ich euch todt." Da erwiderte das Weibchen: „Nun nun, ich will euch schon was sagen, ich sehe, ihr seid ein braver Soldat und da könntet ihr leicht euer Glück machen, wenn ihr die drei Königstöchter erlöstet, die hier gefangen sind." „Wo sind sie denn?" frug der Sergeant, und das Weibchen antwortete: „Geht nur durch die Thür da und ihr werdet die Aelteste finden." Da ging er hinein und kam zu der ältesten Königstochter und die war so schön, daß man sich nichts Schöneres in der Welt denken kann. Als die ihn sah, da fing sie laut an zu weinen und sprach: „Ach, gehet doch schnell wieder weg, so euch euer Leben lieb ist! Ach gehet, laufet doch." — „Nein," sprach der Sergeant, „dafür bin ich gekommen und ich will euch erlösen oder sterben." Da sprach die

Königstochter: „Wenn es denn nicht anders ist, dann höret. Da auf dem Schrank stehen drei Fläschchen, in dem einen ist ein Trunk, der macht so stark, daß Einem nichts widerstehen kann; in den zwei andern aber ist Schlaftrunk. Trinket nun das grüne Gläschen aus, dann will ich schon sehen, dem Riesen die andern Gläslein beizubringen." Da trank er schnell das grüne Tränklein aus. Kaum hatte er den letzten Tropfen im Munde, als es draußen tobte wie Kanonenschüsse; das war der Riese aber, der hatte so einen schweren Tritt. „Schwind, geschwind," rief die Königstochter da, „kriech unter den Schrank!" Man kann sich leicht denken, wie schnell er das that, und es war auch Zeit, denn er saß noch keine zwei Minuten da, als der Riese auch schon hereinpolterte und rief: „Hm, hm, hm, ich rieche, rieche Menschenfleisch." Die Königstochter ging ihm aber gleich entgegen und sprach: „Ich glaube das, du riechst mich, denn ich habe mich eben gebadet." Da ließ sich der Riese genügen und legte sich auf sein Bett, daß der Boden erzitterte. Unterdeß war die Königstochter geschwind nach dem Schrank gelaufen und hatte den Schlaftrunk in ein großes Glas Wein gegossen, das hielt wol eine halbe Ohm; das trank der Riese in einem Zuge aus und nicht lange nachher schnarchte er, daß die Scheiben klirrten. Nun rief sie schnell dem Sergeanten, daß er käme, und der kam und nahm sein Schwert und schlug zu aus allen Kräften; aber er hatte den Hals des Riesen kaum halb durchgeschlagen und der Riese fing nun an zu tosen und zu toben und das Blut rann, daß es in zwei Minuten dem Sergeanten bis an die Knöchel stand. Da faßte er noch einmal Muth und hieb noch einmal zu und diesmal ging es besser; denn des Riesen Kopf fiel vom Rumpfe und stürzte zu Boden mit einem Schlag, als wäre eine Bombe von 1000 Pfund ins Haus geschla-

gen. Da fiel die Königstochter dem Sergeanten um den Hals und küßte ihn und sprach: „Nun bin ich erlöst; aber ach Gott, ich habe noch zwei Schwestern und die mußt du auch erlösen und das kriegst du gewiß nicht fertig." Darob lachte der Sergeant und sprach: „Ei was, warum denn nicht? Sag mir nur, wo sie sind." Die Königstochter sprach, das wolle sie thun, und gab ihm zum Andenken ein seidenes Taschentuch, darin war ein silberner Stern gestickt. Das legte er sorgfältig in seinen Ranzen und machte sich auf den Weg zu der zweiten Königstochter.

Als die ihn sah, schrie sie: „Ach Gott, geht doch wieder, woher ihr gekommen seid, sonst ist es euer Unglück." Darauf sprach der Soldat aber: „Nein, das nicht, ich komme um euch zu erlösen, wie ich eure Schwester erlöset habe." Sie sprach: „Ja, das ist aber nicht so leicht, denn der Riese, der mich gefangen hält, ist noch hundertmal stärker, als der andere, den ihr getödtet habet." Der Sergeant erwiderte: „Das thut nichts; ich will ihm schon den Bart scheeren, daß sein großer Kopf daran hängen bleibt. Gebt mir nur ein bischen von seinem Krafttrünklein." Das that die Königstochter und er trank das Gläslein aus und verbarg sich hinterm Schrank. Gleich darauf kam der Riese hereingepoltert und machte noch hundertmal mehr Spektakel als der erste und schrie: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch." Die Königstochter sprach: „Das glaube ich, das thut die Pomade von Menschenfett, die du mir für meine Haare gegeben hast; ich habe mich eben frisirt." Da gab der Riese sich zufrieden und legte sich in sein Bett und die Königstochter bat ihn, einmal aus seinem kleinen Gläschen zu trinken, da habe sie so guten Wein hinein geschüttet. Das Gläschen hielt aber gewiß mehr als ein Fuder und sie hatte den Schlaf-

trunk zu dem Weine gegossen; er trank das in einem Zuge leer und kaum hatte er's im Leibe, als er auch schon anfing zu schnarchen, daß in einer Stunde in der Runde die Blätter auf den Bäumen erbebten. Nun rief die Königstochter den Sergeanten und der that drei Hiebe mit seinem Schwerte, aber des Riesen Kopf war noch lange nicht ab und der Riese tobte und wüthete, daß es nicht zu sagen ist, und sein Blut lief dermaßen aus dem Halse, daß es dem Sergeanten bald bis über die Knie ging. Da ermuthigte er sich und that noch einmal drei Hiebe und da sank des Riesen Kopf. Niemand war froher als die Königstochter; die fiel dem Sergeanten um den Hals und zerküßte ihn bald todt und zum Danke schenkte sie ihm einen goldenen Apfel. Dann sprach sie: „Nun hast du die zwei Riesen todt gemacht, aber damit ist es noch nicht gethan. Meine jüngste Schwester wird von einem Drachen mit sieben Köpfen bewacht und den mußt du morgen tödten. Ach, ich habe so viel Angst, daß du das nicht fertig bringst." Der Sergeant aber lachte und sprach: „Das ist nichts und wenn er noch hundert Köpfe hätte." Da wies sie ihm den Weg und er ging zu der jüngsten Königstochter. Die hatte aber einmal Angst, als sie ihn sah! Das hättet ihr sehen sollen. Der Sergeant ließ sich aber nicht erschrecken, sondern sprach: „Seid nur ruhig, ich will den Drachen schon um sieben Köpfe kürzer machen." Da bekam sie auch mehr Muth und sprach: „Ja, wenn du es unternehmen willst, dann werde ich dir schon mit Krafttrank beistehen, aber du mußt trachten, ihm all seine Köpfe in einem Tage herunterzusäbeln." — „Gut," sprach er, „wir wollen schon sehen." Indem rauschte es von fern und das war der Drache; als der den Sergeanten sah, fing er an Feuer und Flammen zu speien, aber der Sergeant hielt ihm festen Fuß und schlug ihm gleich zum



Willkomm zwei Köpfe ab. Als der Drache das merkte, wurde er noch viel wüthender und spie noch viel mehr Feuer auf den Sergeanten; der wäre auch gewiß erlegen, wenn die Königstochter ihn nicht immer mit Krafttrank gelabt und bespritzt hätte, doch konnte er nicht viel weiter mehr kommen und den ganzen Tag bis zum Abend hatte er nur noch einen Kopf wegschlagen können. Als es nun dunkel wurde, sprach der Drache: „Du bist müde, sehe ich, und ich bin auch müde, laß uns morgen von Neuem anfangen." Deß war der Sergeant zufrieden, aber die Königstochter sprach: „Das ist nicht gut, das hättest du nicht thun sollen, denn morgen hat der Drache mit seinen vier Köpfen noch mehr Macht als heute mit den sieben." Das half aber nichts mehr und sie mußten sich schon getrösten. Am andern Morgen kam der Drache schon früh wieder und der Sergeant hieb ihm zum guten Morgen gleich wieder einen Kopf ab; darüber wurde der Drache wüthend und spie noch viel mehr Feuer als am vorigen Tage, doch die Königstochter stand dem Sergeanten so treulich mit dem Krafttrank bei, daß der Drache ihm nicht zu Leibe konnte; er kriegte aber bis zum Abend nur noch einen Kopf weg, so daß der Drache nun noch zwei hatte. Da bat der Drache wieder um Aufschub und den gab der Sergeant ihm gern, denn er war hundemüde von all dem Fechten und fühlte seinen Arm nicht mehr. Das war der Königstochter wieder nicht lieb, aber was konnte es helfen, der Sergeant hatte einmal sein Wort gegeben. Am dritten Morgen that er einmal einen tüchtigen Zug aus der Flasche mit Krafttrank und dadurch wurde er so gewaltig stark, daß er gleich dem Drachen einen so tüchtigen Hieb gab, daß der sechste Kopf wackelte, dann führte er einen zweiten Hieb und der war so gut, daß der siebente Kopf hinfiel. Nun flehte der Drache um Aufschub, aber der Sergeant sprach:

„Nein, es ist noch nicht Abend" und damit säbelte er ihm den verwundeten Kopf vollends ab. Da war die Freude groß! Die Königstochter wußte nicht, wie sie ihm danken sollte, gab ihm gleich auf der Stelle ihr Taschentuch, darin waren sieben diamantene Sterne gestickt und dabei stand ihr Name und ihres Vaters Namen. Das drehte er fein zusammen und barg es bei dem goldenen Apfel und dem andern Taschentuch in seinem Ranzen. Dann ging er mit ihr zu den zwei andern Königstöchtern und nahm die mit sich bis an das Loch, wo er hinabgestiegen war; da rief er den zwei andern zu: „Nun gebet Acht, jetzt kommen wir;" denn er meinte, er könne so gemächlich heraufsliegen, wie er heruntergefallen war. Doch darin hatte er sich verrechnet, die drei Königstöchter konnten das wohl; die wurden von unsichtbaren Händen heraufgetragen, er aber blieb unten sitzen. Da sollte man nun meinen, der Corporal und der Tambour hätten ihm ein Seil heruntergelassen und ihn herausgezogen, aber nein, die waren falsch und neidisch und sprachen zu den drei Königstöchtern: „Wenn ihr uns nicht versprechet zu sagen, daß wir euch erlöst haben, dann machen wir euch todt. Und wir wollen euch auch heirathen, der Corporal die älteste und der Tambour die mittelste, und seid ihr damit nicht zufrieden, dann drehen wir euch den Hals um." Da mußten die armen Königstöchter wol zufrieden sein, doch machten sie aus, daß sie nicht eher heiratheten als bis über ein Jahr und sechs Wochen.

Der Sergeant meinte unterdessen da unten, er müßte aus der Haut fahren. In seiner Verzweiflung ging er zu dem alten Weibchen und sprach: „Wenn du mir nicht sagst, wie ich heraufkomme, dann haue ich dir den Hals ab." Das Weibchen sprach: „Ich kann dir nicht helfen, aber tief, tief unter uns wohnen Zwerge, die können

dir helfen.“ Da ließ sich der Sergeant tief, tief hinunter und als er auf den Boden kam, stand er im Königreich der Zwerge und die kamen alle herbeigelaufen und waren ihrer mehr als dreitausend. Einer von ihnen trat zu dem Sergeanten und sprach: „Wie darfst du dich erkühnen in unser Königreich zu kommen.“ Der aber lachte und sprach: „Mach mir nur nicht viel Wippchen und Wappchen, sonst ziehe ich vom Leder und haue euch alle zusammen wie Spinat.“ Als die Zwerge sahen, daß er ein so kühner Held war, gaben sie gute Worte und wollten ihn zu ihrem König machen. Er sprach aber: „Nichts da, ich will aus dem Loch heraus, und wenn ihr mir dazu nicht helft, dann geht es euch nicht gut.“ Da meinte der König der Zwerge, hundert Spatzen könnten ihn wol tragen; das ging aber nicht, dafür war er zu schwer. Da sprach der König: „Dann wissen wir dir keinen andern Rath als den: du mußt zu der alten Frau zurückgehen; die hat einen großen Vogel Greif, auf den mußt du dich setzen und der wird dich hinauftragen. Vergiß aber nicht, hundert Pfund Fleisch in deine Tasche zu stecken; so oft der Vogel Greif schreit, mußt du ihm ein Stück Fleisch geben. Wenn du das nicht thätest, dann fräße er dich auf.“ Der Sergeant bedankte sich für den Bescheid und ging zu der alten Frau zurück. Ehe er sich aber da auf den Vogel Greif setzte, schnitt er erst dem Drachen die Zungen aus den Köpfen; die steckte er zu den andern Sachen in seinen Ranzen. Dann nahm er das Fleisch, stieg auf den Greif und der trug ihn aus dem Loche hinaus.

Als er nun wieder auf Gottes lieber Erde war, da schaute er einmal um sich, und als er von seinen Kameraden und den schönen Königstöchtern keine Spur mehr sah, da wurde er so recht herzlich betrübt und sprach: „Ach, wie viel Falschheit ist doch in der Welt!“ Dann

wanderte er auf gut Glück in die weite Welt und nach Jahr und Tag kam er an ein schönes Schloß, wo ein König wohnte, und darin war Jubel und Freude. Er frug den Ersten, Besten, den er sah, was das zu bedeuten habe, und der sprach: „Zwei von des Königes drei Töchtern halten heute Hochzeit mit einem Corporal und einem Tambour." Da dachte der Sergeant: „Halt, das sind die zwei falschen Kerle, aber ich will es ihnen lehren." Er ließ also fragen, ob er den König nicht sprechen könnte? Da hieß es: ja, er solle nur hereinkommen. Als er nun in das Zimmer trat, da saß der König da und der sprach, er solle sich an den Tisch setzen und mitessen, nachher wollten sie schon zusammen sprechen. Er nahm seinen Ranzen ab und legte den unter seinen Stuhl und setzte sich. Seine beiden Kameraden erkannten ihn nicht, die waren zu sehr verblendet von Stolz, aber die jüngste Königstochter hatte gleich weg, wer er war. Nachdem sie nun Alle gegessen und getrunken hatten, sprach die, nun müsse jeder seine Abenteuer erzählen. Da hub der Corporal und der Tambour an zu lügen, mit wie viel Gefahren sie die Königstöchter erlöst hätten. Als sie zu Ende waren, frug die jüngste Königstochter den Sergeanten, ob er denn keine Abenteuer gehabt habe. „Doch, gewiß und nicht kleine," sprach er und erzählte Alles, wie es zugegangen war. Da wurden die andern Zwei roth bis hinter die Ohren, daß sie so gelogen hatten, sprachen aber, um sich zu rechtfertigen, er hätte gelogen und das wär Alles nicht wahr und sie hätten die Königstöchter erlöst. Um dem Streit nun schnell ein Ende zu machen, sprach die jüngste Königstochter zu ihrem Vater: „Saget mir einmal, welcher der Rechte sein mag, der Zeichen hat von seinen Thaten oder der keine Zeichen hat." Der König sprach: Wer Zeichen hat, das ist der Rechte." Da nahm der

Sergeant seinen Ranzen und zog die zwei Taschentücher und den goldenen Apfel heraus und endlich auch die sieben Drachenzungen. Nun war alles Leugnen am Ende und der König gab ihm die jüngste Königstochter und das ganze Reich dazu.

Wie ging es aber mit dem Corporal und dem Tambour? — Der Sergeant hatte ein gut Herz und verzieh ihnen und ließ ihnen die beiden andern Königstöchter und sie wurden wieder brav und ehrlich und hatten alle zusammen ein Leben wie Vöglein im Hanfsamen.

22.

Dreizehn.

Es war einmal ein Schmied und der hatte einen Knecht, der Dreizehn hieß und so stark war, daß der Amboß unter seinen Hammerschlägen barst oder brach; er that Arbeit für dreizehn, aber er aß auch für dreizehn und davon hatte er eigentlich seinen Namen bekommen. Der Schmied konnte das aber nicht lange aushalten, rief ihn darum eines Tages allein in ein Kämmerchen und sprach: „Hör mal, Dreizehn, du bist ein braver Bursch und ich war auch immer mit dir zufrieden, aber ich habe nicht Arbeit genug für dich und du mußt die meiste Zeit müßig gehen. Das wäre aber noch das Wenigste; du kostest mich zu viel an Essen und statt für Dreizehn zu kochen, brauchte ich nur für fünf zu kochen, denn ich habe nur für fünf Knechte Arbeit. Sieh, da ist dein Lohn und ein gut Trinkgeld dabei. Da hast du genug, um abzuwarten, bis du anderswo Arbeit findest." Das that Dreizehn leid, aber es war nicht anders und er nahm betrübt Abschied von dem Schmiede und ging in

die weite Welt. Unterwegs kam ihm ein Reisender entgegen und der fragte ihn, ob er nicht einen recht starken Burschen kennte? „Doch," sprach Dreizehn, „ich selbst kann für dreizehn Mann arbeiten, aber ich kann auch für dreizehn Mann essen." — „Das ist ganz gut," sprach der Reisende; „wenn du in meinen Dienst treten willst, dann sollst du es gut haben, aber du mußt mir auch im Walde die wilden Thiere vom Leibe halten." — „Anders nichts?" frug Dreizehn. „Dann sollt ihr mit mir zufrieden sein, denn ich schlage mit meinen Fäusten einen Bären todt, als wär's eine Fliege." Da reiste Dreizehn mit dem Herrn und stand ihm getreu bei. Weil er aber so gewaltig viel aß, wurde des Reisenden Beutel bald leer und als er aus dem Walde war, suchte er, wie er Dreizehn los würde. Er gab ihm also seinen Lohn und da war der arme Dreizehn aufs Neue ohne Dienst und wanderte abermals dahin in die weite Welt. Nachdem er schon lange, lange gegangen war, kam er endlich zu einem Bauer, der hatte just einen Knecht nöthig. Des ersten Abends, wo er mit den andern Knechten zu Tische saß, aß er denen aber Alles weg, so daß sie halb hungrig schlafen gehen mußten. Das war ihnen zwar nicht lieb, doch sie dachten, das käme vom vielen Gehen und würde sich schon ändern. Als er aber am folgenden Tage und alle Tage eben so viel aß und es immer dasselbe Liedchen blieb, da berathschlagten sie untereinander, wie sie seiner los werden könnten. Dem Bauer war Dreizehn um so mehr willkommen und der dachte schon darauf, einige von den Knechten wegzuschicken, denn die standen doch zumeist die Hände übereinander; als die Knechte den Braten rochen, da wurden sie noch viel böser auf Dreizehn. Eines Tages sprachen sie zu ihm: „Dreizehn, du mußt den Brunnen reinigen, wir haben auf dem Felde zu thun." „Gut,"

sprach Dreizehn und stieg in den Brunnen nieder. Während er nun dort beschäftigt war, den Dreck und die Steine vom Boden zu holen, wälzten die Knechte einen großen Mühlstein herbei und warfen den in den Brunnen; nun, meinten sie, müsse Dreizehn gewiß todt sein und sie hätten nichts mehr von ihm zu fürchten, aber darin hatten sie sonder den Wirth gerechnet. Der Mühlstein war mit dem Loche gerade über Dreizehns Kopf gefallen und lag auf seinen Schultern und Dreizehn arbeitete weiter, als hätte er von nichts gewußt, schaute gar nicht einmal auf. Als er fertig war, stieg er aus dem Brunnen wieder herauf, lachte die Knechte an und sprach: „Da seht einmal, Jungen, was ich für einen schönen Kragen habe!"

Da sahen die Knechte wohl ein, daß sie ihn auf die Weise nicht vom Halse kriegen würden, und sannen auf andere Mittel. Nicht weit von dem Hofe ab stand eine Mühle, die war verwünscht und es wohnten Teufel darauf. „Warte," sprachen sie unter einander, „wir wollen Dreizehn mit einem Sack Korn auf die Mühle senden, von da kommt er gewiß nicht wieder zurück, denn die Teufel werden ihn erwürgen." Sie riefen Dreizehn also und sprachen: „Trag den Sack Korn nach der Mühle, wir haben kein Mehl mehr." — „Gut," sprach Dreizehn und nahm den Sack Korn unter den Arm und ging auf die Mühle zu. Als er in die Nähe kam, sah er wol hundert schwarze Teufelsköpfe mit Hörnern durch die Mühlenfenster schauen und die lachten alle, als sie ihn erblickten, denn sie meinten, mit ihm zu Chor zu gehen wie mit allen Andern. Das ging ihnen aber daneben. Dreizehn machte große Augen, als er so viel Gesindel auf der Mühle sah, dachte aber: „Das ist nicht schlecht, die können meinen Sack herauftragen." Darum rief er ihnen auch zu: „Heda, Jungen! Holt meinen

Sack herauf!" Die Teufel gaben ihm aber keine Antwort und rührten sich nicht von der Stelle. Da wurde Dreizehn böse und schrie: „Wollt ihr mir helfen oder nicht? Anders schmeiß ich euch, den einen vor, den andern nach, von der Mühle herab, ihr faulen Schurken!" Die Teufel aber schauten ihn immer noch an und regten sich nicht. Da kochte es ihm im Leibe und er warf seinen Sack nieder und lief die Mühle hinauf. Die Teufel standen da schon alle bereit, um ihn zu packen, schauten ihn an mit glühenden Augen und lachten in ihr Fäustchen, aber Dreizehn war nicht links; der wußte nicht, was bang sein hieß, griff einen der Teufel beim Schwanz und schlug ihn mit dem Kopfe wider einen Balken; dann warf er ihn die Mühlentreppe herab, daß der arme Schwarze eine Pfote brach und heulend wegließ. Da drehte sich das Blättchen; all die andern Teufel, die ihn erst angegrinzt hatten, sprangen nun hupp, hupp hinter die Räder und Säcke, bis kein einziger mehr zu sehen war. Dreizehn wußte sie schon hervorzuholen, und da hätte Einer sehen sollen, wie flink die waren; der eine holte den Sack, der andre richtete die Mühle, wieder andre schauten zu, ob das Mehl hübsch fein war, kurz Dreizehn hatte eins, zwei, drei sein Mehl und trollte sich nach Hause. Die Knechte, die machten einmal Augen! Nun blieb ihnen nichts Anderes übrig, als so fleißig zu sein, daß der Bauer Dreizehns nicht mehr bedurfte; dann würde er ihn schon fortjagen, meinten sie.

Eines Tages mußten die Knechte Bäume aus dem Walde nach Hause fahren; sie ritten Morgens ganz früh schon still mit dem Wagen weg und ließen Dreizehn schlafen und der wurde erst wach, als sie schon lange im Walde an der Arbeit waren. Er merkte alsbald, wo der Has im Pfeffer lag, und sprach: „Ah, die Schub-

jacken, die wollen mir einen Streich spielen und eher mit den Bäumen zu Hause sein als ich; ich werde sie aber schon kriegen dafür, daß sie so falsch sind." Damit stand er auf, nahm Pferd und Karre und fuhr weg. Als er kaum halbwegs war, sah er die Knechte schon aus dem Walde zurückkommen und nach Haus zu eilen; da riß er schnell eine große Eiche aus der Erde und legte sie quer über den Weg. „Nun mögen sie kommen," sprach er und fuhr weiter. Als er zu den Knechten kam, da lachten die ihn aus, schrappten ihm Möhrchen und spotteten sein; er aber sprach kein Wort, fuhr ruhig nach dem Walde, lud seinen Baum auf und hatte sie bald eingeholt. Von weitem schon sah er, wie all die pfiffigen Kerle an der Eiche arbeiteten, daß sie keinen Faden trocken am Leibe hatten, und sie doch nicht aus dem Wege bringen konnten. Da lachte er auch einmal, daß ihm der Bauch schüttelte, nahm alsdann sein Pferd und seinen Karren mit dem Baum, hob alles zusammen über die Eiche hinüber und fuhr seines Weges weiter nach Hause, während die andern da standen und nicht weiter konnten.

Nun erkannte der Bauer, daß Dreizehn allein wol den Hof in Gang halten könnte, und er schickte all die andern Knechte weg. Dreizehn pflügte auch an einem Tage so viel als dreizehn Knechte in einer ganzen Woche, er mähte und drosch so viel als dreizehn, aber er kostete dem Bauer auch so viel an Essen als dreizehn, und sein Magen wurde mit jedem Tage noch weniger zu füllen.

Eines Morgens sprach der Bauer: „Dreizehn, Junge, geh und hüte die Schweine." — „Ja, Meister," sprach Dreizehn und trieb die dreißig Schweine des Hofes auf die Weide. Da blieb er den ganzen Tag und litt gewaltigen Hunger, denn der Bauer hatte ihm kein



Essen mitgegeben und vergaß auch, ihm welches zu senden. Als Dreizehn nun endlich seinen Magen nicht mehr bändigen konnte, machte er sich hinter die Schweine und aß sie alle Dreißig auf. Nun war sein Magen wol zufrieden, aber sein Gewissen fing an ihn zu nagen und er wußte nicht, was er dem Bauer sagen sollte. Endlich fiel ihm etwas ein, er pflanzte all die Schweineschwänzchen in die Erde, so daß sie nur noch mit einem Spitzchen hervorguckten, lief nach Haus und schrie: „Meister, Meister, es ist ein groß Unglück geschehen; unsere Schweine sind all in die Erde versunken und man sieht nur ihre Schwänzchen noch" Der Bauer lief schnell mit ihm auf die Weide und da standen all die Schweineschwänzchen; er ging auf das erste zu und zog mit aller Gewalt daran, aber das Schwänzchen blieb in seiner Hand und er fiel plumps auf den Rücken nieder. „Ja, das könnt' ich auch," sprach Dreizehn; „ihr habt dem Schwein seinen Schwanz ausgerissen." Da ging der Bauer zu einem andern Schwänzchen und zog und plumps lag er wieder da. „Dreizehn," sprach er, „wenn du kein Geld in der Hölle kriegen kannst, dann kann ich dir die Kost nicht mehr geben." — „In Gottes Namen, ich will sehen," sprach Dreizehn, spannte das Pferd an den Karren und fuhr nach der Hölle. Unterwegs fand er eine arme Frau, die las Eicheln zusammen. „Warum thut ihr das?" frug Dreizehn. „Ach," sprach sie, „es ist für meinen Esel, ich habe kein ander Futter für ihn und muß doch mit dem armen Thier mein Brot verdienen." — „Wartet," sprach Dreizehn; „ich will euch was helfen," und er nahm den Esel beim Schwanz und schmiß ihn in die Krone der Eiche, wo das Thier einige Augenblicke herumzappelte, dann fiel und ein Bein brach. „Ach Gott, was habt ihr da gethan!" rief die Frau; „nun muß ich vor Hunger ster-

ben.“ Dreizehn sprach: „Seid nur still, ich gehe eben in die Hölle, da hole ich Geld genug;“ fuhr weiter, bis er ans Thor der Hölle kam; da schellte er. Es glückte grad, daß der Teufel ihm öffnen sollte, dem er auf der Mühle ein Bein gebrochen. Als der Dreizehn durchs Schlüsselloch sah, fing er an zu heulen und zu schreien: „Dreizehn ist da! Dreizehn ist da!“ und lief weg. „Wollt ihr aufmachen oder nicht,“ sprach Dreizehn, „sonst tret ich das Thor in Stücke.“ „Ja, wir wollen dir aufmachen, wenn du uns versprichst, uns nichts zu Leide zu thun,“ sprachen die Teufel. Das gelobte Dreizehn, sprach aber auch dabei, sie müßten ihm dann auch einen Wagen voll Geld geben. „Weiter nichts, als das?“ sagten die Teufel, „das sollst du haben,“ machten das Thor auf und trugen ihm so viel Säcke Geld auf seinen Karren, daß das Pferd sie nur mit Mühe ziehen konnte. Da war Dreizehn zufrieden und fuhr zurück. Als er zu der Frau kam, die ihn am Wege erwartete, gab er ihr einen ganzen Schoos voll Geld, so daß sie nicht mehr zu arbeiten brauchte, fuhr dann weiter nach dem Bauerhofe zu. Da lebte er mit dem Pächter eine Zeitlang von dem Gelde, aber es ging doch auf und er aß endlich gar so viel, daß eine Hungersnoth ins Land kam. Nun war guter Rath theuer; der Bauer wußte nicht mehr was anfangen und dachte Tag und Nacht nur, wie er Dreizehn vom Halse kriegen könnte. Endlich sprach er: „Dreizehn, mach mir einmal einen Kessel, der so groß ist, daß wenn hundert Mann daran arbeiten, einer den andern nicht hören kann.“ — „Gut,“ sprach Dreizehn und er hatte den Kessel in wenig Tagen fertig. „Setze nun eine Stadt hinein,“ sprach der Bauer, „und trage ihn da hinten auf den hohen Berg.“ Dreizehn nahm die Stadt und setzte sie hinein mit Häusern und Kirchen und Mann und Maus. Als

er aber an den Fuß des Berges kam, stieß er sich mit dem Fuß an einen Maulwurfshügel, strauchelte und fiel, die Stadt fiel auf ihn und der arme Dreizehn war todt.

23.

Die dankbaren Thiere.

Es war einmal eine Mutter, die hatte nur ein Kind, war aber so arm, daß sie kein Essen für den Jungen herbeischaffen konnte. Eines Morgens gab sie ihm ein Messer und sprach: „Da, du weißt, daß ich dich nicht ernähren kann; geh in die Welt und sieh, wie du durchkommst; ich kann dir nichts mitgeben als das Messer und nun fahr dahin in Gottes Namen." Der Junge nahm das Messer und ging weg und immer weiter und weiter, bis er in einen großen Wald kam. Kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, als er einen todten Esel am Boden liegen sah und drei Thiere saßen dabei, ein Löwe und ein Adler und eine Ameise. Als die Thiere ihn erblickten, riefen sie ihm zu: „Jüngelchen, Jüngelchen, komm einmal her; wir wollen den Esel theilen und können nicht eins werden und du mußt uns helfen." „Gut," sprach der Junge und trat zu ihnen, setzte sein Messer an und schnitt den Esel in drei Stücke, davon gab er eins dem Löwen und eins dem Adler. Als er das dritte aber der Ameise geben sollte, sprach er: „Du bist so ein kleines Thierchen und hast doch nicht viel nöthig, darum laß mir ein Stück von deinem Theil." — „Nein," sprach die Ameise, „das thu ich nicht. Du mußt rechtschaffen sein und mir mein Stück geben, es soll dein Schade nicht sein," Da gab der Junge der Ameise das ganze Stück. Als sie das hatte, kam der Löwe und sprach:

„Nun hör', Jüngelchen, weil du uns so gut betheilt hast, sind wir dir Dank schuldig;" und er gab ihm eine Leuenpfote und sprach: „Wenn du einmal in Gefahr kommen solltest, dann rufe die Kraft und Macht der Pfote an und du bist stärker als der stärkste Löwe." Da kam auch der Adler und sprach: „Jüngelchen, ich bin dir auch Dank schuldig," und er gab dem Jungen einen Adlerflügel und sprach: „Wenn du einmal in Gefahr kommen solltest, dann rufe die Kraft und Macht des Flügels an und du kannst so hoch fliegen als der stärkste Adler." Nun kam die Ameise auch und sprach: „Weil du so rechtschaffen an mir gehandelt hast, will ich dir auch etwas geben;" und sie gab ihm ein Ameisenfüßlein und fuhr fort: „Wenn du einmal in Gefahr kommen solltest, dann rufe die Kraft und Macht des Füßleins an und du wirst so klein wie die kleinste Ameise." Als die Thiere so gesprochen hatten, da packte der Löwe sein Theil zwischen die Zähne und lief in den Wald, und der Adler packte sein Theil zwischen die Klauen und flog durch die Luft dahin, und die Ameise rief all ihre Freunde und Magen zusammen und die halfen ihr das dritte Theil aufessen.

Der Junge barg die drei Wunschdinge in seine Taschen und schlenderte weiter durch den Wald und pfiff, als wär er bei den Vögelein zur Schule gegangen, und als er am Ende des Waldes war, da lag die See vor ihm und er sah nichts wie Himmel und Wasser. Zugleich aber sah er auch einen ungeheuern Drachen, der eine schöne Königstochter bewachte, welche er aus dem Schlosse ihres Vaters geraubt hatte; der Drache wohnte nicht an der See, er ruhte nur ein wenig da aus, denn es war sehr heiß und er hatte schon einen weiten Weg gemacht. Als der Junge bemerkte, daß der Drache die Augen geschlossen hatte, schlich er ganz, ganz leise auf

den Zehen zu der schönen Königstochter und frug sie, von woher sie käme? Doch er hatte das Wort kaum aus dem Munde, als der Drache anfing sich zu recken und zu strecken und gleich darauf sich aufrichtete, so daß der Junge kaum Zeit genug hatte, die Kraft und Macht des Ameisenfüßleins anzurufen, wodurch er augenblicklich kleiner wurde als das allerkleinste Ameischen, was nur mit Augen zu sehen ist. „Mit wem hast du da gesprochen?" brüllte der Drache. Die Königstochter sprach: „Mit Niemand; sieh nur um dich herum." Da schaute der Drache sich nach allen Seiten um, und als er Niemand sah noch fand, packte er die schöne Königstochter zwischen die Klauen und flog mit ihr durch die Luft dahin. Der Junge aber rief schnell die Kraft und die Macht des Adlerflügels an; dadurch wurde er alsbald zu einem großen Adler und flog dem Drachen nach weit, weit über die See; da ließ das Ungeheuer sich nieder und setzte die schöne Königstochter in eine Höhle gefangen. Schnell ließ der Junge sich hinter ihm nieder, rief die Kraft und Macht der Leuenpfote an und sprang in Gestalt eines schrecklichen Löwen dem Drachen auf den Nacken, hieb ihn mit seinen Klauen in die Augen, biß ihn in den Hals und spielte ihm so wohl mit, daß das Ungethüm niederstürzte und unter einem abscheulichen Geheul starb. Da war keiner froher als der Junge; der lief schnell zu der schönen Königstochter, faßte sie in seine Arme und sie waren Beide glücklich und zufrieden. Dann aber rief er die Kraft und Macht seines Adlerflügels wieder an, nahm sie sanft in seine Klauen und flog mit ihr zurück über die See und über Berg und Thal und Wald und Wiese bis an das Schloß, wo ihr Vater wohnte. Da war nun großer Jubel und Freude und zum Danke bekam der Junge die schöne Königstochter zur Frau und sie lebten noch lang und glücklich und als

der alte König gestorben war, da wurde der Junge König und bekam das ganze Reich.

24.

Jack mit seinem Flötchen.

Es sind nun schon mehr denn eins, zwei, drei Jahr verflossen, da lebte ein Bauersmann, der hieß Hänschen von Tichelen, der hatte mit seiner Frau einen Sohn, der hieß Jack. Als der Jack ungefähr sechs Jahr alt war, starb Hänschens Frau, seine Mutter. Hänschen gefiel der Witwerstand aber nicht gar sehr und er sah sich bald nach einer andern Frau um. Als er nun eines Tages in ein reiches Haus in der Stadt Holz brachte, sah er daselbst eine Magd, die stand ihm an und er frug sie: „Willst du meine Frau werden?" Die Magd wußte, daß Hänschen fett darin saß, darum zögerte sie nicht lange mit der Antwort und sprach: „Ei warum nicht?" und da heiratheten die Zwei. Bis dahin ging Alles gut, als aber die neue Frau einmal im Hause war, da fand sie an Allem etwas auszusetzen; mit der Buttermilch konnte sie keine Bekanntschaft machen, das Kuhmelken und Misttragen machte ihr nicht viel Freude und sie lag Hänschen so lang in den Ohren, bis er neben der Bäuerei noch ein Wirthshaus einrichtete. Nun kamen die Puppen ans Tanzen; die neue Frau sah gar nicht mehr nach dem Hofe, sondern lag den ganzen Tag hinter den Wirthstischen und alle junge Gelbschnäbel und Milchbärte der Gegend liefen sich bald die Sohlen ab, um nur stets in der Schenke zu sein. Keiner hatte es schlimmer dabei als der arme Jack; wie sehr Hänschen den Jungen liebte, so wenig konnte die böse Stiefmutter ihn

leiden und mit jedem Tage wurde sie ärger gegen ihn. Endlich sprach sie zu Hänschen, der Junge faulenze immer im Hause herum und es sei Zeit, daß er einmal zu andern Leuten käme. Hänschen aber sprach, das wäre nicht nöthig, der Junge könnte gar wohl die Schafe hüten und der Schafhirt andere Arbeit thun. So geschah es denn auch; aber was kriegte der arme Jack da für schlecht Essen mit! Kein Hund hätte es angerührt, er mußte es aber essen, weil er nichts Anderes bekam. Als er einmal nun so dasaß und seine Brotkrusten nagte, kam ein greis, alt Männchen zu ihm, das sprach: „Ach, gib mir doch ein bischen zu essen, ich habe viel Hunger." Da gab ihm Jack das größte Stück und das Männchen sprach: „Dafür, daß du so gut bist, laß ich dir drei Dinge zu wünschen; nun sag mir, was du haben möchtest." Jack sprach: „Wenn ich mir was wünschen sollt, dann wär das erstens ein Bogen, womit ich alles schießen könnte, was ich wollte." — „Den Bogen sollst du haben," sprach das Männchen. „Zweitens," sagte Jack, „ein Flötchen, und wenn ich darauf blase, dann muß jeder tanzen, der es hört." — „Das Flötchen sollst du haben," sprach das Männchen. „Und drittens," fuhr Jack fort, „müßte meine Stiefmutter jedesmal laut krähen, wenn sie über mich klagen wollte." — „Das soll ihr geschehen," sprach das Männchen, gab Jack den Bogen und das Flötchen und war weg, ehe Jack wußte wohin. Der Jack war froh! Er schoß sich alsbald ein Dutzend Vögel aus der Luft herunter, und als die dalagen, da spielte er zur Probe einmal auf seinem Flötchen und all seine Schafe begannen zu hüpfen und zu springen, daß es eine Lust war. Da verging ihm der Hunger und er sprang Abends wie ein Häschen nach Haus, ging dann später zu seinem Vater und sagte ihm, daß die Stiefmutter ihm so schlechtes Essen gegeben hatte

„Wart," sprach Hänschen, „dafür sollst du ein Stück gebratenen Kapaun haben" und schnitt Jack einen Flügel und ein Beinchen herunter. Als die Stiefmutter das sah, schrie sie: „Der Lümmel!" aber zugleich krähte sie „Kikeriki! Der Faulenzer! Kikeriki! Er lügt, was er betet, Kikeriki!" Hänschen und die Leute, die in der Wirthsstube waren, meinten, sie wäre toll geworden, und lachten sie derb aus, daß sie fortlaufen mußte.

Des andern Tages kam ein Einsiedel in die Schenke und dem schüttete sie einmal ihr Herz ganz aus und flehte und bat ihn, er möge den Jungen doch einmal wichsen; es thäte nichts, wenn er ihm auch Arm und Bein kaput schlüge, sie wollt es ihm gern zehndoppelt lohnen. „Gut," sprach der Einsiedel, und sie gab ihm einen Dukaten und einen tüchtigen Knüttel, und er sprach: „Nun geh ich ihm die Näthe reiben, daß er in drei Monaten nicht vom Bette kommt." Damit ging er, den Knüttel unter der Kutte, zu Jack und fing schon gleich an zu schimpfen, er wär' ein gottloser Bengel und was der Worte mehr waren. Jack sah aber das Ende von dem Knüttel unten aus der Kutte gucken, dachte: Liegt der Has da im Pfeffer, dann wart'! und sprach: „Warum gebt ihr euch die Müh', mich zu schimpfen, nehmt lieber die fette Schnepfe da in dem Dorn; seht, ich schieß sie;" und damit schoß er und die Schnepfe lag da, und der Einsiedel sprang auf den Dorn zu. Ja, als er aber darin saß, da fing mein Jack an zu pfeifen und der Einsiedel fing an zu tanzen und sprang und tanzte, daß die Fetzen von seiner Kutte in dem Dorn hängen blieben und der rothe Saft ihm von allen Seiten am Leibe herunterlief, ja er behielt endlich kein Zipflein Hemd mehr an und dabei schrie er und lamentirte Auwitsch Auwei, daß es endlich den guten Jack erbarmte und er aufhörte; der Einsiedel hatte ihm aber zuvor noch den

Vogel und den Dukaten geben müssen. Da hätte Einer den Mann laufen sehn sollen! Er legte die Fersen in den Nacken, daß es eine rechte Freude war, und blieb nicht eher still stehen, bis er die Thür von Jacks Haus hinter dem Rücken hatte. Die Stiefmutter machte Augen, als sie ihn sah, und frug ihn: „Wer hat euch denn so zugerichtet?“ Der Einsiedel jammerte: „Niemand anders als euer liebes Söhnchen, der ich weiß nicht wer soll ihn holen!“ Da stand Hänschen da und wußte nicht, was zu sagen, dagegen schrie die Stiefmutter drauf los: „Ich hab's immer gesagt, Kikeriki! an dem Jungen erleben wir noch, Kikeriki! Aerger und Verdruß, Kikeriki! zum Todtbleiben, Kikeriki!“

Indem kam Jack mit seinen Schäfchen von der Weide zurück und nachdem er sie in den Stall gebracht hatte, trat er in die Kammer, wo das Weib krähte und der Einsiedel jammerte und Hänschen vor lauter Verwunderung kein Wörtlein sprach. Nun that Hänschen aber doch den Mund auf und sagte: „Jack, warum hast du den frommen Mann so zugerichtet?“ — „Ei,“ sprach Jack, „ich spielte auf meinem Flötchen und da fing er an zu tanzen, das ist Alles.“ — „Das Flötchen möcht' ich auch einmal gern hören,“ sprach Hänschen, doch da fiel der Einsiedel vor ihm auf die Knie, zitterte und bebte und bat: „Ach, goldener Herzensfreund, laßt ihn das doch nicht thun, ach, laßt ihn das nicht thun!“ Jack kehrte sich aber nicht dran, zog sein Flötchen heraus und setzte es an den Mund. Da jammerte der Einsiedel noch mehr und bat endlich: „Ach, dann bindet mich doch an den Bettpfosten fest!“ Da lachten die Leute erst recht herzlich, die in der Wirthsstube saßen, und sie banden den Einsiedel so wohl, daß er kein Glied rühren konnte; als das geschehen war, begann Jack zu spielen und zugleich sprangen all die Leute von den Bän-

ken auf und tanzten und Hänschen tanzte mit und all die Leute auf dem Markt, die das Flötchen hörten, tanzten gleichfalls. Hänschen hatte seine Freude dran, aber das Weib schimpfte und da mußte sie natürlich auch krähen und das war ein Spektakel, hast du's nicht gesehen, dann siehst du's noch. Am schlimmsten stand sich der arme Einsiedel, der mußte trotz Stricken und Banden tanzen und die Seile rieben ihn also unbarmherzig, daß er kein heiles Fleckchen am ganzen Leibe behielt, und er stieß sich den Kopf fast an dem Bettpfosten entzwei. Endlich hatte Hänschen doch Mitleid mit dem Einsiedel und befahl Jack, daß er aufhöre zu spielen; da hörte auch der Tanz auf. Der Einsiedel fiel aber in Ohnmacht, so schlecht war ihm das Tanzen bekommen, und als er wieder zu sich selbst kam, da lief er weg, was er konnte, und verklagte Jack bei dem geistlichen Gericht als einen Zauberer, zeigte auch seine Wunden und sagte, die hätte er alle davon. Da ließen die Richter Jack und seine Stiefmutter kommen und frugen diese: „Ist es wahr, daß euer Sohn ein Zauberer ist?" — „Ja, ihr Herren, Kikeriki!" sprach sie; „er ist ein, Kikeriki! Zauberer, und mir hat er's auch angethan, Kikeriki!" Als die Richter das hörten, fingen sie alle an zu lachen, meinten, die Frau hätte einen zu viel oder einen zu wenig; aber der Einsiedel sprach, das Krähen hätte sie auch dem Jack zu verdanken. Da befahlen die Richter ihr, alles zu sagen, was sie von Jack wüßte, und da fing sie an zu schimpfen und zu kikerikien, daß kein Mensch sich ernst halten konnte. Als sie nun auserzählt hatte, sprachen die Richter, man müsse sich erst überzeugen, ob das Flötchen auch die Kraft hätte, aber da hätte einer den Einsiedel sehen müssen; der nahm als geschwind seine Beine unter den Arm und gab sich durch die Kordel. Jack lachte, setzte sein Flötchen an und pfiff und die

geistlichen Herren sprangen über Tische und Bänke und es war gut, daß ihre Röcke schwarz waren, sonst wären dieselben von der Dinte schwarz geworden, die überall herumlief. Nachdem sie also schon eine gute Zeit getanzt hatten, sprachen die Richter zu Jack, er solle nun aufhören, es wäre genug, sie wüßten es nun. „Ja," sprach Jack, „ich will aufhören, wenn ihr mir versprechen wollt, mich in Frieden zu lassen." Das wollten sie erst nicht, doch sie mußten es endlich wol und da ging Jack ruhig nach Hause und der Einsiedel kroch auf Hand und Fuß nach seiner Einsiedelei.

Die Stiefmutter hatte aber keine Ruhe und ging nun zu dem weltlichen Gericht und klagte und kikerikiete so lang, versprach den Richtern auch so manch Stück Geld, daß die Jack wollten greifen lassen. Der hatte inzwischen noch manch Stückchen mit seinem Flötchen ausgerichtet, ging gar in einer Nacht vor das Haus des obersten Richters und pfiff, so daß der Richter mit all seinen Nachbarn im Hemd aus dem Bett sprang und die Treppe heruntergetanzt kam bis auf den Markt, und die Nachbarn thaten desgleichen, mußten bei allem Aerger doch lachen, denn es nahm sich all zu gut aus, wie sie da herumsprangen. Am andern Morgen aber machte der oberste Richter aus dem Spaß Ernst und ließ Jack greifen und vor sich bringen, machte kurze Metten mit ihm und verwies ihn zum Galgen. Das war nun gut, aber als mein Jack oben auf der Leiter stand, da zog er sein Flötchen heraus und begann zu pfeifen und der Henker tanzte die Leiter herab, daß er fast Arm und Beine brach, und all die Zuschauer tanzten mit und keiner konnte Jack greifen; der ging im Gegentheil ganz ruhig aus der Stadt und nach Hause.

Indem er aber durch den Garten gehen wollte, sah er wie seine Stiefmutter ein Loch grub und darin einen

großen Schatz verbarg, hörte auch, wie sie sprach: „Hänschen soll den Schatz nicht finden, der sucht ihn nicht hier." Nachdem sie dann fein säuberlich alles wieder in Ordnung gebracht hatte, ging sie nach Hause und Jack ging ihr nach. Das war ein Schrecken, als sie Jack sah! Erst meinte sie, es wäre sein Geist gewesen, denn sie dachte nicht anders, als er hinge längst am Galgen. Als sie aber merkte, daß es Jack doch wirklich und wesentlich war, da sang sie ein ander Lied und that ganz freundlich mit ihm, gab ihm gut Essen und Alles, bis sie einmal sein Flötchen erwischte; da verbrannte sie es zu Pulver. Jack war untröstlich, nahm einen Strick und wollte sich aufknüpfen, doch indem er durch den Garten ging, fiel sein Auge auf die Stelle, wo der Stiefmutter Schatz lag. Da sprang er dreimal herum auf einem Bein, warf den Strick hin und lief mit dem Schatze davon. Hänschen klagte und schrie: „Ach, wo ist mein Jack!" frug überall nach ihm und drohte seiner Frau, er wolle ihr den Rücken mit einem eichenen Tüchlein einreiben, wofern sie ihm Jack nicht schaffe. Da lief sie in den Garten, dachte: „Jetzt nehme ich meinen Schatz und gehe meiner Wege," aber prosiciat, der Vogel war ausgeflogen und aus Aerger erhing sie sich mit dem Strick, den Jack weggeworfen hatte. Als Jack hörte, daß sie todt war, kam er zu Hänschen zurück und die Beiden lebten recht zufrieden mit einander bis an ihr selig Ende.

25.

Von dem Schiff, das zu Wasser und zu Lande fuhr.

Ein reicher und mächtiger König hatte nur eine einzige Tochter. Er ließ ein Gebot ausgehen in alle Län-

der, worin es hieß, er wolle die Tochter nur dem geben, der ein Schiff machen könnte, welches zu Wasser und zu Lande führe. Das hörten drei Jungen und die sprachen unter einander: „Wart, wir wollen doch einmal sehen, ob wir das nicht fertig kriegen;" der erste von ihnen war aber ein Schreiner, der zweite ein Ebenholzarbeiter und der dritte machte Schuhe, zu denen man kein Leder braucht*). Als sie nun so recht frisch am Werke waren, kam ein alt Weibchen vor des Schreiners Thür gegangen und frug: „Ei, was macht ihr denn da so Künstliches?" — „Da kennst du ja doch nichts von, alte Schlore; geh nur deines Weges und bekümmere dich nicht um mich," sprach der Schreiner und arbeitete fort; da sprach das alte Weibchen: „Ja ja, ich weiß, daß ihr ein Schiff wollt machen, das zu Wasser und zu Lande fährt, und daß ihr damit des Königs Tochter winnen wollt. Ich rath euch aber, euch weiter keine Mühe zu geben, denn ihr kriegt es doch nicht fertig;" und damit ging sie von dem Schreiner weg und kam zu dem Ebenholzarbeiter, der auch gar frisch und fröhlich drauf zimmerte. „Was macht ihr denn da, Freundchen?" frug sie; doch der Ebenholzarbeiter sprach: „Das geht dich nichts an, schmierige Hexe!" Da sprach das alte Weibchen: „Ja, ja, ich weiß wohl, ihr wollt ein Schiff machen, das zu Wasser und zu Lande fährt und damit des Königs Tochter winnen, aber gebt euch keine Mühe, ihr kriegt's doch nicht fertig," und damit ging das alte Weibchen weg und zu dem Holzschuhmacher, der auch just an seinem Schiff arbeitete; den frug sie auch: „Freundchen, was machet ihr denn da?" — „Das will ich euch einmal sagen, Mütterchen," sprach der Holzschuhmacher; „ich mach' ein Schiff, womit man zu

*) Holzschuhe.

Wasser und zu Lande fahren kann; wenn ich das fertig bring, dann gewinne ich des Königs Tochter." Da sprach das alte Frauchen: „Gut, Freundchen; arbeitet nur hübsch weiter, es wird schon gehen und des Königs Tochter ist dann für euch. Wenn ihr euer Schiff fertig habt, dann will ich es einmal besehen kommen;" und damit ging sie weg und der Holzschuhmacher arbeitete noch einmal so flink und so rüstig und es dauerte nicht lange, da hatte er sein Schiff da stehen fix und fertig. Da kam das Frauchen wieder zu ihm und sprach: „Hab ich's euch nicht gesagt? Das Schiff ist ganz wohl. Nun fahrt weg zum König und nehmt Alle in euer Schiff, die euch unterwegs begegnen. Und daß ihr mir Keinen haußen laßt, hört ihr?" — „Gut," sprach der Klumpenmacher und er zog mit seinem Schiffe weg zum Könige. Als er schon ein Endchen Wegs im Rücken hatte, fand er einen Mann, der stand neben einem trocknen Weiher und seufzte. „Was thut ihr da?" frug er und der Mann sprach: „Da hab ich nun drei Tage lang an dem Weiher getrunken und nun ist er leer und ich habe noch so großen Durst." — „Kommt in mein Schiff und fahrt mit, es soll euch nicht gereuen," sprach der Klumpenmacher, und der Mann trat in das Schiff und fuhr mit.

Als sie wieder ein wenig weiter waren, fanden sie Einen am Wege sitzen, der Knochen aß. „Was macht ihr da, Freundchen?" frug der Holzschuhmacher, und der Mann sprach: „Ich sitz nun schon drei Tage hier und hab all das Vieh gegessen, was hier in der Weide lief, und ich habe noch so großen Hunger." — „Kommt in mein Schiff und fahrt mit, es wird euch nicht gereuen," sprach der Klumpenmacher und der Mann stieg ein und fuhr mit.

Ein bischen ferner noch trafen sie auf einen Mann, der hielt mit beiden Händen sein Knie fest. „Was thut

ihr da, Freundchen?" frug der Holzschuhmacher und der Mann antwortete: „Ich muß mein Knie festhalten, denn thät ich das nicht, ich wär in Eins — zwei — drei mehr denn zweitausend Stunden von hier." — „Gut, dann kommt in mein Schiff und fahrt mit, es soll euch nicht gereuen," sprach der Holzschuhmacher und der trat auch ein und fuhr mit.

Abermals ein Endchen weiter stand Einer am Wege, der zielte mit einer Büchse auf sie. „Was thut ihr da, Freundchen?" frug der Schiffsherr. „Geht aus dem Wege," sprach der Mann, „denn wenn ich mit meiner Büchse schieße, das gibt einen Knall, den man mehr denn zweitausend Stunden weit hören kann." — „Kommt in mein Schiff und fahrt mit, es soll euch nicht gereuen," sprach der Holzschuhmacher und der Mann kletterte auch ein und zog mit.

Noch ein wenig weiter begegnete ihnen Einer, der seinen Mund sorgfältig mit der Hand zuhielt. „Warum thut ihr das, Freund?" — „Weg, weg," rief der Mann, „denn wenn ich blase, dann müssen alle ersticken, die hinter mir sind." — „Kommt mit in mein Schiff, es soll euch nicht gereuen," sprach der Holzschuhmacher und der Mann sprang hinein und sie fuhren weiter und immer weiter, bis sie zum Könige kamen. Da ließ der Holzschuhmacher sich anmelden und sprach: „Seht, Herr König, da steht das Schiff, wie ihr es gewünscht habt." Der König besah es genau von innen und von außen und er fand auch wol nichts daran auszusetzen, doch wollte er seine Tochter nicht gern einem Holzschuhmacher zur Frau geben, suchte darum Ausflüchte und sprach: „Ja, das Schiff ist gut, ehe ihr aber meine Tochter heirathen könnt, müßt ihr mir einen ganzen Keller voll Wein in Zeit von vierundzwanzig Stunden austrinken." Da rief der Holzschuhmacher den, der so viel trinken

konnte, und frug ihn, in wieviel Zeit er wol einen Keller voll Wein austrinken könnte? „Bah, in einem halben Stündlein," sprach der und der Andere ging zum König und sprach, der Keller sollte in Zeit von einer halben Stunde leer sein. Da ließ der König all den Wein, der in der Stadt war, in seinen Keller bringen und auslaufen, so daß der Keller so voll stand, daß der Wein aus den Fenstern auf die Straße lief. Der so stark trinken konnte, legte sich mit dem Munde daran und trank immer tiefer hinunter von einer Stufe zur andern, bis er endlich auf dem Boden stand und kein Tröpfchen Wein mehr zu sehen war. Da ging der Holzschuhmacher zum König und sprach: „Der Keller ist leer, nun gebet mir auch eure Tochter." — „Ja," sprach der König, „wenn ihr acht Kühe in einem Tage essen könntet, dann gäbe ich sie euch gleich auf der Stelle." — „Wenn ich noch einen zu mir nehmen darf, der mit ißt, dann ist es gut," sprach der Andere und das bewilligte der König. Da rief der Holzschuhmacher den, der so viel essen konnte, und der schnabulirte die acht Kühe in Zeit von einer Stunde und ließ weder Haut noch Knochen davon übrig. Nun sprach der Meister wieder, der König sollte ihm jetzt auch die Königstochter zur Frau geben, doch der König suchte wieder einen Ausweg und sagte: „Ich muß meinem Bruder einen Brief senden, der hat große Eil. Wenn du mir nun den Brief binnen vier und zwanzig Stunden hin und Antwort zurückverschaffen könntest, dann gäbe ich dir meine Tochter; du mußt aber wissen, daß mein Bruder zweitausend Stunden weit von hier wohnt." — „Das thut nichts," sprach der Meister, „ich will euch schon Antwort bringen," trug den Brief dem hin, der so schnell laufen konnte, der ließ seine Knie mit einer Hand los und pf, weg war er und wäre schon zurückgewesen, als die vier und

zwanzig Stunden noch lange nicht um waren, hätte ihn nicht unterwegs der Schlaf überfallen; nun lag er aber unter einem Baum und schnarchte, daß es eine Art hatte. Als es nun schon mit den vier und zwanzig Stunden zu Ende ging und der Läufer immer noch nicht kommen wollt', da sprach der Holzschuhmacher zu dem, der so hart schießen konnte, er solle nun auch seine Kunst mal zeigen. Der schoß alsbald seine Büchse ab und das gab einen Schlag, als wäre die Welt zusammengefallen; der mit dem Briefe erwachte auch augenblicks und war in zwei Sprüngen mit der Antwort zurück. Da konnte der König nun nichts mehr gegen die Heirath einwenden und die Hochzeit wurde auch mit vieler Pracht gefeiert, aber er war doch heimlich falsch, daß die Königstochter einen gemeinen Holzschuhmacher zum Mann haben sollte, und trachtete darum, diesen auf die Seite zu schaffen.

Gerade zu der Zeit kam ein großer Krieg in's Land und der König mußte gegen seine Feinde zu Felde ziehen. Da schickte er seinen neuen Schwiegersohn voraus, dachte, der würde gewiß gleich todtgeschlagen werden; das ging aber nicht so. Der Tochtermann nahm den gewaltigen Bläser an seine Seite, und als der Feind kam, begann der zu blasen und das ganze Heer erstickte von dem Geruch seines Athems, dann drehte er sich um und blies auch auf des Königs Lager, daß das auch erstickte mitsammt dem König und all seinen Räthen. Da war der Holzschuhmacher ein mächtiger König geworden, hat auch lange und weise regiert, und die fünf wunderlichen Gesellen machte er zu seinen Ministern.

26.

Von vier Wunschdingen.

Es war einmal ein sehr reicher und mächtiger König, der hatte drei Söhne. Eines Tages rief er sie alle drei vor sich, schenkte jedem ein groß, schön Seeschiff; dann frug er den Aeltesten: „Nun sag mir einmal, was willst du mit dem Schiffe machen?“ Der antwortete: „Ich fahr damit in die weite Welt und komme nicht eher wieder, als bis ich es mit Schätzen gefüllt habe.“ — „Gut,“ sprach der König, „dann zieh hin.“ Dann frug er den Mittelsten: „Und was willst du denn mit dem Schiffe thun?“ Der sprach: „Ich fahre damit fort und komme nicht eher wieder, als bis ich zum Mindesten so viel Schätze habe als mein Bruder.“ — „Gut,“ sagte der König darauf, „dann fahr hin;“ frug alsdann auch den Jüngsten: „Nun sag du mir auch, was du mit dem Schiffe thun willst.“ — „Ich will alles thun, um mich eurer Liebe und Güte würdig zu machen,“ sprach der Jüngste. „Hm, hm,“ brummte der König, „das soll mich wundern.“ Am andern Tage war ein großes Fest in dem Schlosse und als das zu Ende war, gingen die drei Königssöhne zu Schiff und stachen in See. Als sie nun schon sehr, sehr weit gefahren waren, kamen sie an eine Silbergrube; da sprach der Aelteste: „Hier lad' ich mein Schiff voll Silber.“ — „Nein,“ sprachen die beiden Andern, „wir wollen mehr haben, oder gar nichts.“ Da füllte der Aelteste sein Schiff mit Silber und fuhr zurück nach dem Schlosse, die andern Zwei aber zogen weiter und immer weiter und kamen endlich an eine Goldgrube.“ „Aha,“ sprach der Mittelste, „hier lade ich mein Schiff voll Gold.“ — „Nein,“ sprach der Jüngste, „ich will mehr haben, oder gar nichts.“ Da füllte der

Zweite sein Schiff mit Gold und fuhr zurück nach dem Königsschloß, der Jüngste aber fuhr noch weiter in die Welt hinein. Als er nun schon sehr weit gekommen war, da gingen ihm seine Lebensmittel zu Ende und er begann Noth zu leiden; er gedachte also, auf das erste beste Land loszusteuern, welches er zu Gesicht bekommen würde, nahm sein Guckglas in die Hand, kletterte auf den höchsten Mast und schaute sich einmal um; aber da war nichts als Himmel und Wasser rings um ihn her, nur auf einer Seite ganz, ganz weit sah er ein klein, schwarz Pünktchen und als er näher kam, da war das eine Insel. Er steuerte mit seinem Schiffe darauf zu und stieg aus, aber wie er auch suchen mochte, er fand kein lebendig Wesen. Nachdem er nun drei Tage also herumgesucht hatte, da wurde seine Mattigkeit so groß, daß er in Schlaf fiel. Als er wieder aufwachte, sah er mit Verwunderung ein schönes Mädchen vor sich stehen, das beschaute ihn von Kopf bis Fuß und frug ihn: „Wie kommst du denn hierher?" Er sprach: „Ach, ich bin ein armer Königssohn und mit meinem Schiff hier gelandet und ich habe so großen Hunger." Da sprach das Mädchen: „Dann komm mit mir nach Haus, da sollst du Essen und Trinken haben, so viel wie du willst." Deß war der Königssohn nicht unfroh und er ging mit dem Mädchen und sie kamen an ein Hüttchen und darin saß eine alte Frau und spann. „Mutter, gebt dem Jüngling doch was zu essen, er hat so großen Hunger," bat das Mädchen, aber die Alte brummte: „Nichts da, nichts da, ich hab unser Tichtüchlein in den Schrank gelegt und hol es für Niemand mehr heraus." Da sprach das Mädchen: „Ach, Mutter, thu's doch, ja, thu's doch" und bat so lange, bis sie aufstand und das Tisch-tüchlein holte; sie breitete das auf den Tisch und sprach: „Durch die Kraft und die Macht von meinem Tischtüch-

lein, daß Essen und Trinken darauf komme für einen Mann!" Und kaum hatte sie das letzte Wort aus dem Munde, da stand reichlich Essen und Trinken da und der Königssohn hieb ein, daß es eine Lust war, zu sehen. Als er fertig war mit Essen, da bedankte er sich bei der Alten und dem Mädchen und ging seines Weges weiter. Er hatte aber noch keine funfzig Schritt gethan, als er das Mädchen rufen hörte: „Wart einmal! Wart einmal!" Da stand er still und wartete, bis es bei ihm war; da sprach es: „Wenn du weggehst, dann sterbe ich und du mußt mich mitnehmen." Der Königssohn sprach: „Mitnehmen kann ich dich nicht, denn ich weiß noch nicht, wohin und woher; wenn ich aber ein Ruhplätzlein für uns gefunden habe, dann komme ich dich holen." Damit war das Mädchen zufrieden, zog ein Tischtüchlein unter ihrer Schürze hervor und sprach: „Da, wenn du Hunger hast, dann wünsch nur, wie meine Mutter und du hast Essen und Trinken, so viel du willst." Daß der Königssohn froh war, braucht man wol nicht erst zu sagen; er bedankte sich aus Herzensgrund bei dem Mädchen und dann gingen sie auseinander, jedes seiner Wege.

Ueber ein kleines bekam der Königssohn großen Appetit; er setzte sich also am Wege nieder, breitete sein Tüchlein auf das Gras und sprach: „Durch die Kraft und Macht von meinem Tischtüchlein, daß Essen und Trinken darauf komme für einen Mann;" und kaum hatte er das Wort aus dem Munde, da stand auch schon alles auf dem Tüchlein, Suppe, Rindfleisch und Bratwurst und Gemüse und eine Flasche Wein dabei; da hatte er Freude und aß und trank dem Tüchlein zu Ehren, bis er bald nicht mehr konnt. Indem er aber also offene Tafel hielt, kam ein Mann daher gegangen, der trug einen Reisestock in der Hand und war nicht wenig

verwundert, den Königssohn bei einem so leckern Mahl in dem wilden Walde zu finden. Er frug ihn auch, wie er zu dem Essen käme? Da erzählte der Königssohn ihm alles und that sich nicht wenig zu gute auf sein Wunschding, kommandirte auch alsbald Essen für noch einen Mann, und sie aßen beide und waren vergnügt. Als sie nun gegessen hatten, sprach der Mann: „Euer Tischtüchlein kann sicherlich viel, aber mein Stock, der kann noch mehr," und damit zog er den Knopf von dem Stocke und rief: „Hunderttausend Reiter zu Pferd!" und im selben Augenblicke standen die Reiter da in Reih und Glied; dann that er den Knopf wieder auf den Stock und die Reiter waren wieder verschwunden. „Wollen wir tauschen?" frug der Königssohn und der Mann sprach: „Ja, warum nicht," gab ihm den Stock, nahm das Tischtüchlein und ging weg. Er hatte aber noch keine hundert Schritt gethan, da nahm der Königssohn den Knopf vom Stock, sprach: „Tausend Reiter zu Pferd!" und sandte die dem Manne nach: „Marsch, marsch, holt mir mein Tischtüchlein wieder!" Da rannten die Reiter weg und kamen in ein paar Minuten mit dem Tischtüchlein zurück.

Gegen Abend legte der Königssohn sich im Walde zwischen die Sträuche schlafen. Er hatte aber noch nicht lange gelegen, als er wieder geweckt wurde und zwar durch eine Geige, welche er ganz nahe bei sich hörte. Da stand er auf, schaute sich um und sah endlich den Geiger auf einem Felsen sitzen, ging auf ihn zu und sprach: „Ach, spielt mir doch noch einmal ein Stückchen, ach, das war so schön." — „Ja, ja," sprach der Geiger, „meine Violine hat eine wundersame Kraft; wenn ich auf der letzten Saite spiele, dann fallen Alle, die es hören, vor Entzücken todt zu Boden; streich ich aber einmal über die erste Saite, dann springen sie wieder lebendig

auf.“ Der Königssohn sprach: „Kann eure Geige das, ich habe ein Tischtüchlein und das kann auch was; und damit breitete er sein Tüchlein aus und wünschte Essen für zwei Mann und die Beiden thaten sich gütlich, daß es eine Lust war. Nachdem sie gegessen hatten, sprach der Königssohn: „Nun, was sagt ihr zu meinem Tischtüchlein? Wollen wir tauschen?“ — „Nun ja,“ sprach der Spielmann und sie tauschten und ein Jeder ging seiner Wege. Der Spielmann war aber so sehr weit noch nicht, als der Königssohn den Knopf vom Stocke nahm und sprach: „Tausend Reiter zu Pferd!“ und als die da standen, rief er: „Marsch, marsch, holt mir mein Tischtüchlein wieder!“ Da galoppirten die Reiter weg und brachten ihm in ein paar Minuten sein Tischtüchlein zurück.

Da war unser Herr Königssohn nicht wenig zufrieden und schritt am andern Morgen stolz wie ein Pfau weiter durch den Wald dahin. Er hatte aber noch keine halbe Stunde gemacht, da begegnete ihm ein alt Frauchen, das hatte einen Mantel um, der aus mehr denn tausend Läppchen zusammengenäht war. Das Frauchen bot ihm einen guten Morgen und er ihr desgleichen; dann sprach es, ob er nicht ein Stücklein Brot hätte, es habe so entsetzlichen Hunger. „O ja, ich hab wohl Brot und noch etwas mehr,“ sprach der Königssohn, zog sein Tischtüchlein aus der Tasche und sprach: „Durch die Kraft und die Macht von meinem Tischtüchlein; daß ein Frühstück für zwei Mann darauf komme!“ Da stand Kaffee und Butter und Brot darauf und Milch und Hutzucker, und der Königssohn und die alte Frau frühstückten, als hätten sie in einem halben Jahr nichts gegessen gehabt. Darnach wollte der Königssohn weiter ziehen, die Frau aber zog ihn am Arm und sprach: „Dafür, daß ihr mir die Kraft von eurem Tischtüchlein

gezeigt habt, will ich euch auch was zeigen, was noch ein bischen wunderbarer ist;" und damit warf sie ihren gelappten Mantel auseinander und jedes Läppchen wurde ein Schloß mit großen Gärten und Weihern, so daß alles zusammen die allerschönste Stadt war, die man nur mit Augen sehen kann. „Was meint ihr, wenn wir tauschten?" frug der Königssohn und sie sprach: „O ja, damit bin ich zufrieden," packte ihren Mantel wieder zusammen und gab ihn dem Königssohn, nahm das Tischtüchlein und ging weg. Der Königssohn that aber den Knopf von seinem Stock und sprach: „Tausend Reiter zu Pferd!" und befahl denen: „Marsch, marsch und holt mir mein Tischtüchlein wieder." Als er das hatte, ging er seines Weges weiter, bis er an die See kam. Da lag gerade ein Schiff, das wollte fortfahren, und er frug den Schiffshauptmann, ob er ihn nicht mitnehmen wollt? „O ja," sprach der, „aber wir haben nicht Essen genug bei uns." — „Darum laßt euch kein grau Haar wachsen," sprach der Königssohn, „ich will euch Allen schon Essen geben, so lang und so viel ihr wollt." Da nahm der Hauptmann ihn ein und sie lebten allzusammen lustig drein von dem Tischtüchlein, bis sie wieder ans Land kamen, und das war ganz nahe bei dem Schlosse des Königs. Weil es aber schon spät war, wollte der Königssohn die Leute im Schloß nicht mehr herausschellen, sondern legte sich im Garten unter einen Baum und schlief ein.

Des Morgens wollte der König mit seinen zwei ältesten Söhnen auf die Jagd. Sobald die Jagdhunde aber aus ihren Ställen waren, liefen sie in den Hof und an den Baum und da bellten sie und wedelten mit den Schwänzen und trieben es so toll, daß der König auf den Baum zukam. Der König hatte den Jüngsten aber nicht sobald gesehen, als er ihn auch erkannte und

zornig ausrief: „Hast du dich also meiner Liebe würdig gemacht? Geh und pack dich aus dem Lande!" Der Königssohn aber sprach: „Wartet nur ein Weilchen, Vater, dann will ich euch schon zeigen, was ich mitgebracht habe;" und damit nahm er seine Geige und strich auf der letzten Seite und plumps lag der König mit seinen Söhnen todt da vor lauter Entzücken. Dann strich er auf der ersten Saite und sie sprangen wieder frisch und gesund auf. „Das wär schon etwas," sprach der König; doch der Jüngste lachte und sprach: „Das ist das Allergeringste" und nahm den Knopf von seinem Stock und rief: „Zehnmalhunderttausend Reiter zu Pferd!" und da sprang die ganze Armee heraus, daß die ganze Gegend voll Soldaten wurde. Nun kriegte der König die Angst, sprach: „Das ist ja entsetzlich," aber der Königssohn sprach: „Ich muß meinen Soldaten auch Quartier geben" und warf den Mantel auseinander. Da wäre der König aber bald vor Verwunderung hinterrücks gefallen, denn so etwas hatte er in seinem Leben nicht gesehen. Da sprach der Königssohn: „Das ist aber noch nicht Alles, meine Soldaten wollen auch Essen haben," und er zog sein Tüchlein und kommandirte: „Durch die Kraft und Macht meines Tischtüchleins; daß Essen darauf komme für Zehnmalhunderttausend Mann!" Und im Nu reckte sich das Tischtüchlein und das Essen stand darauf. Da war der König zufrieden mit ihm und führte ihn in vollem Triumph nach dem Schlosse, doch hatte der Königssohn nicht lange Ruhe und sprach: „Ich muß erst meine Liebste holen, der ich das Alles schuldig bin." Deß war der König zufrieden und der Jüngste fuhr wieder weg zu der Insel und holte das Mädchen und als sie zurückkamen, heiratheten sie und lebten noch lange in Frieden und glücklich.

27.

Das Feuerschloß.

Es war einmal ein Fischer, der saß am Wasser und fischte und saß drei Tage und hatte noch nichts gefangen. Endlich am Abende des dritten Tages wollt er sein Netz aufziehen und nach Hause gehen, doch das Netz war so schwer, daß er es kaum bewältigen konnte. Als er es aber endlich aus dem Wasser hatte, da lag ein großer Fisch darin und der that den Mund auf und sprach: „Hör', Fischer, laß mich gehen." Als der Fischer hörte, daß der Fisch sprechen konnte, sagte er: „Nun ja, dann spring in Gottes Namen wieder fort," und warf ihn ins Wasser. Am andern Tage fing der Mann wieder nichts; als er Abends aber sein Netz aufziehen wollte, da war es wieder so schwer und der große Fisch hing wieder darin und sprach: „Hör', Fischer, laß mich gehen." — „Ja," sprach der Fischer, „auf die Art habe ich heute Abend wieder nichts zu essen als trocken Brot." — „Laß mich gehen," sprach der Fisch, „es wird dein Glück sein." Da ließ der Fischer ihn wieder in's Wasser springen. Den Tag darauf zog der Fischer abermals leere Netze, des Abends aber lag der große Fisch noch einmal darin und der sprach: „Nun höre, Fischer, und versteh mich wohl. Nimm mich mit nach Haus und laß deine Frau mich zertheilen; dann gibst du deinem Pferde meinen Kopf, deinem Hund meinen Schwanz, die Gräten vergräbst du in deinen Garten und das Uebrige issest du mit deiner Frau. Das ist mein letztes Wort." Da that der Fischer nach des Fisches Willen und neun Monat später bekam seine Frau drei Kinder, sein Pferd drei Füllchen und sein Hund drei junge Hündlein; aus den Gräten aber waren drei Blumen ge-

wachsen und die Wurzeln von den Blumen das waren drei Schwerter. Der Fischer aber fischte immer zu und hatte sein Netz voll, so oft er aufzog, so daß er ein steinreicher Mann wurde.

Mit der Zeit aber wurden die Füllchen zu Pferden und die Hündlein zu Hunden und die Kinder zu großen und schönen Jünglingen, und die sprachen eines Tages: „Vater, wir wollen die Welt besehen." — „Das thuet," sprach der Fischer und schenkte jedem ein Pferd und einen Hund und ein Schwert und da zogen sie zusammen aus und zogen sieben Jahre herum und fanden kein Abenteuer. Da kamen sie eines Tages gegen Abend in einen Wald und banden ihre Pferde an die Bäume und legten sich schlafen; als sie Morgens nun wieder aufwachten, sprach der Aelteste: „Ich habe geträumt, wir müßten uns trennen und jeder eines andern Weges ziehen." „Das hat uns auch geträumt," sprachen die beiden Andern und sie setzten sich zu Pferd und ritten aus dem Walde und kamen an einen Dreiweg. Da sprachen sie: „Hier wollen wir uns über ein Jahr und sechs Wochen wiederfinden," dann schieden sie von einander.

Der Aelteste nun ritt und ritt, bis er in eine schöne Stadt kam, wo ein König wohnte; da gefiel es ihm so gut, daß er beschloß, da zu bleiben. Da er nun alle Tage am Schlosse des Königs vorbeiritt, sah ihn die Königstochter und gewann ihn so lieb, daß sie ihren Vater anlag, er möchte doch den schönen Ritter im Schloß wohnen lassen. Als er aber einmal im Schloß wohnte, da wurde sie von so großer Liebe für ihn entzündet, daß sie ihn eines Tages frug: „Willst du mich nicht heirathen." Der Ritter sprach: „Ach, allerschönste Königstochter, das wär das größte Glück von der Welt für mich, aber ich bin noch zu jung." „Nein," sprach sie, „du mußt mein lieber Mann werden." Da war er

es zufrieden und drei Tage darauf wurde die Hochzeit gehalten und das war eine Freude wie im Himmel. Als nun die Mahlzeit zu Ende war, da fing das Tanzen an und als der Jüngling und die Königstochter müde waren vom Tanzen, gingen sie an ein Fenster, um einmal auszuschauen. Da sah er von Weitem ein großes, großes Feuer und er frug die Königstochter, was das wäre? „Ach," sprach sie, „da hat schon mancher sein Unglück gefunden, denn wer das Feuer anrührt, der muß sterben." — „Das will ich doch wissen," sprach er und ging hinunter und setzte sich auf sein Pferd, und ritt weg, wie sehr ihn seine Braut auch bat, er solle das doch nicht thun. „Ich komme gleich wieder" sprach er und sprengte weg und als er an das Feuer kam, war das ein Schloß, welches golden und glühend leuchtete. Kaum aber hatte sein Pferd noch zwei Schritt weiter gethan und er das Schloß berührt, als er mit seinem Pferd und seinem Hund hinein verwünscht war. Was auf dem Königsschloß für eine Trauer war, das kann man sich wol denken.

Nicht lange nachher kam der zweite Fischerssohn auch in die Stadt, und dem gefiel es nicht minder gut da und er beschloß auch da zu bleiben. Er war aber seinem Bruder so gleich wie ein Tropfen Wasser dem andern, darum meinte die Königstochter, es sei ihr Bräutigam und ließ ihn rufen und fiel ihm um den Hals, küßte ihn und sprach: „Ach, wie bin ich so froh, daß du wieder hier bist; ich meinte, du wärest an dem Feuer umgekommen." Und da wurde der König gerufen und es war ein Jubel und eine Freude daß es nicht zu beschreiben ist. Der Jüngling wußte erst nicht, was er dazu sagen sollte, endlich aber dachte er: „Halt, es ist gewiß einer von deinen Brüdern hier gewesen," und er hielt sich so gut und entschuldigte sich so wohl, daß

es keiner merkte, daß er der Bruder des Ersten war. Als er aber Abends mit der Königstochter schlafen gehen wollte, sah er durch das Fenster von Weitem das Feuer und frug seine Braut, was das wäre? „Ach," sprach sie, „das ist ja das Feuer, worauf du zugegangen bist und welches jeden tödtet, der es berührt." — „Richtig," sprach er, „ich will doch noch einmal hin, denn ich konnte nicht zu wissen kriegen, was es ist," und damit eilte er fort und schwang sich auf sein Pferd, wie sehr die arme Königstochter ihn auch bat, daß er es doch nicht thun möchte, und ritt weg. Als er aber in die Nähe des Feuers kam, erkannte er auch, daß es ein Schloß war, doch in demselben Augenblicke trat eine Hexe auf ihn zu und schlug ihn mit einem Rüthchen und da war er auch verwünscht und zu Stein geworden.

Als nun das Jahr und die sechs Wochen um waren, da kam der dritte Bruder auf den Dreiweg zurück, aber er fand die zwei andern nicht. „Sie werden wol noch kommen," sprach er, „und ich will einem von ihnen ein bischen entgegenreiten." Da ritt er und ritt so lang, bis er auch in die Stadt des Königs kam. Als die Königstochter ihn erblickte, lief sie vor Freuden die Treppe hinunter und auf die Straße und schrie: „Ach, Gott sei Dank, daß du wieder da bist! Was hab' ich nicht für Angst und Sorgen um dich gehabt;" sie meinte nämlich wieder, er wäre ihr Bräutigam, weil er dem so ganz ähnlich sah, daß kein Heidenkind den Einen von dem Andern hätte unterscheiden können. Da er nun gar pfiffig war, merkte er gleich, da müssen seine Brüder im Spiel gewesen sein, that, als wäre er der Rechte, und ging mit ihr zu dem König, der auch so froh war, daß es nicht zu beschreiben ist, und gleich ein großes Gastmahl anrichten ließ, welches erst spät Abends geendet war. Wie sie nun alle aufstanden, sah er auch von

Weitem das Feuer und frug die Königstochter, was das wäre? „Ach," sprach sie, „das hast du mich nun schon dreimal gefragt — dreimal? dachte er — und du bist schon zweimal — zweimal? dachte er — dahin geritten und jedesmal so lang ausgeblieben." — „So lang ausgeblieben?" brummte er. „Haha, da waren also meine beiden Brüder schon hier und wo die geblieben sind, da will ich auch bleiben." Und damit packte er sich auf, sprach, er müsse mal hinuntergehen, setzte sich unten schnell auf sein Pferd und sprengte auf das Feuer zu. Unterwegs sah er eine alte Frau, die saß am Wege und rief ihm zu: „Gehet nicht in das Schloß; eure zwei Brüder sind da verwünscht, da rechts am Thore stehen sie in Stein verwandelt." Da sah er hin und erkannte ihre Gestalt und ihre Pferde und ihre Hunde; sprach: „Dann rath mir, wie ich sie erlösen kann." Sprach das Weib: „Da habt ihr ein Döschen, das haltet bei euch, dann kann euch nichts geschehen. Steiget aber bei Leibe nicht von eurem Pferd, sonst seid ihr verloren." Das versprach er ihr und ritt hin, sah seine armen Brüder und kam durch das Thor von dem Schloß. Da trat ihm ein Weib entgegen, das sprach: „Ei, schöner Herr Ritter, steiget doch ein wenig ab und trinket einmal, ihr seid gewiß müd. Thuet aber euern Hund weg, der möchte mich beißen." — „Nein," sprach er, „ich steige nicht ab und trinke nicht und thue auch meinen Hund nicht weg." Da wurde das Weib böse und schrie: „Jetzt sollst du absteigen, oder ich verwünsche dich." Da kriegte er die Angst und machte linksum und ritt zurück zu der alten Frau und frug die: „Sage mir, wie kann ich meine Brüder erlösen?" — „Ja," sprach sie, „das wird viel Mühe kosten;" dann gab sie ihm einen Rath, wie er sich zu verhalten hätte, sprach: „Nun reite wieder hin und nimm dein Schwert in die Hand und

halte dein Döschen gut fest. Du mußt durch das Schloß hindurch reiten, dann wirst du an einen Berg kommen, da sprengst du hinauf. Das kostet dir aber viel Arbeit, denn all das Zaubergesindel wird hinter dir sein, doch das thut nichts, wenn du dich nur nicht umschaust. Oben auf dem Berg steht ein Baum und auf dem Baume sitzt ein Vogel; den mußt du packen und mir bringen, dann wollen wir schon sehen; es wird dein Glück sein." Wie die Frau gesagt, so that er; an dem Berge kam zwar allerhand Gethier um ihn herum, aber er ließ sich nicht irre machen, sondern sprengte hinauf, ohne umzuschauen, und kam an den Baum und griff den Vogel. Kaum hatte er den aber in der Hand, als der anfing zu sprechen und sagte: „Nicht wahr, du willst deine zwei Brüder erlösen; das kannst du durch mich, aber anders nicht. Wenn du mich der alten Frau in die Hände lieferst, dann bist du verloren und ich mit." Frug der Jüngling: „Was muß ich denn thun?" Sprach der Vogel: „Hau dir für's Erste mit deinem Schwerte einen Zweig von dem Baume, mach dann ein Loch in den Baum und halt ein Fläschchen unter, er ist voll von Saft; was du damit thun sollst, das will ich dir später schon sagen. Hüte dich aber, daß du den Zweig nicht auf die Erde legst, denn sonst wär Alles verloren." Der Jüngling that also und stieg dann mit dem Vogel wieder den Berg hinab. Da war erst Alles ganz still, endlich aber brach von allen Seiten Feuer gegen ihn los, doch das brannte nicht. Dann kam auch die Hexe und sprang auf ihn zu, schrie: „Willst du mir den Vogel und den Zweig geben? Gleich verwünsch ich dich auf tausend Jahr!" Der Jüngling aber lachte, sprach: „Verwünsch nur zu, es hat gute Wege damit;" da mußte sie wieder gehen. Da that sie, als wollte sie den Vogel und den Zweig packen, aber das war nur, um ihn

bang zu machen, und sie vermocht's nicht. Endlich kam denn der Jüngling herunter, wo seine Brüder standen. Da kam die alte Frau zu ihm gelaufen, sprach: „Siehst du, daß ich dir gut gerathen habe; nun gib mir den Vogel, dann erlöse ich deine Brüder.“ Bat der Vogel: „Ach thu's doch nicht, sie bringt uns Beide in's Unglück.“ Sprach der Jüngling: „Ja ich thu's auch nicht, laß sie nur plaudern.“ Da wurde die Frau böse, wollt auf ihn zuspringen, aber sie konnte es nicht wegen des Zweiges. Sprach der Vogel: „Nun nimm dein Fläschchen und wasche deine Brüder mit dem Saft.“ Das that er und da waren sie erlöst und wachten auf, wie aus einem tiefen Schlaf, sprachen: „So fest haben wir noch nie geschlafen“ und waren nicht wenig verwundert, sich alle drei zusammen zu sehen. „Nun wasch mich auch mit dem Saft,“ sprach der Vogel und der Jüngling that es und da stand der Vogel da als ein schöner Königssohn und er war der Bruder der Königstochter. Da zogen sie all in Freuden nach dem Schloß und es war ein Jubel wie im neunten Himmel. Ja, nun wußte die Königstochter aber nicht, wer von den dreien ihr Mann war; nachdem sie nun lang gerathen, sprang der Erste hervor und sprach: „Ich bin es, liebe Frau!“ und da ging der Jubel noch mehr los. Bald darauf heirathete der zweite Bruder die Tochter eines Königs aus der Nachbarschaft und der dritte eine reiche Gräfin und dann zogen sie alle drei zu ihrem Vater zurück und wenn sie noch nicht bei ihm angekommen sind, dann sind sie noch auf der Reise.

28.

Des Teufels drei Federn.

Vor viel hundert Jahren lebte einmal ein Mann und der hatte nur einen Sohn, den liebte er mehr denn die ganze Welt und der Sohn liebte ihn hinwieder. Es geschah aber, daß ein Räuber in das Land kam, der nahm den Vater mit seinen Sohn gefangen, schloß den Mann in schwere Ketten und sperrte ihn in einen tiefen unterirdischen Kerker, den Jungen aber ließ er frei herumlaufen. Der klagte nun Tag und Nacht, wollte immer zu seinem Vater und weinte und bat den Räuber, er möge ihm doch seinen Vater wiedergeben. Da sprach der Räuber endlich: „Nun ja, das will ich thun, aber zuvor mußt du mir die drei Federn von des Teufels Kopf bringen." Der Teufel wohnte nämlich in einem Schlosse weit, weit über der See, jedes Jahr wuchsen ihm drei neue Federn auf dem Kopf und die drei alten Federn fielen ihm aus. Es war aber nicht leicht, zu ihm zu kommen, da mußte ein besonderes Glück im Spiel sein, denn man konnte nur an drei bestimmten Tagen in der Woche über die See kommen; die Tage waren jedoch nicht bekannt. Wer nun gerade an einem von den Tagen an das Gestade kam, der wurde übergefahren, wer aber an einem andern Tage dahin kam, der wurde in See geschmissen. Der Junge ging auf gut Glück zu und als er an die See kam, hielt ein Schiff am Ufer, da stieg er hinein und fuhr und fuhr drei Tage lang, da hielt das Schiff an einem Schlosse an. Er stieg heraus und ging auf das Schloß zu, da kam ihm eine Frau entgegen, das war des Teufels Haushälterin, die frug ihn, was er wollte: „Ach," sprach er, „ich hätte gern des Teufels drei Federn; wenn ich die

dem Räuber gäbe, dann kriegte ich meinen Vater wieder." Die Haushälterin hatte Mitleid mit dem Jungen, weil er die weite Reise seinem Vater zu Liebe gemacht hatte, und sie nahm ihn mit sich in das Schloß und wies ihm ein Kämmerchen unter der Erde, sprach, daß er da fünf Tage bleiben solle, bis sie ihn rufe, gab ihm auch gut Essen und Trinken, soviel ihn gelüstete. Unterweilen kam der Teufel nach Haus und legte seinen Kopf auf den Schoos der Haushälterin und schlief ein; da zog sie ihm schnell die drei Federn aus und es wuchsen ihm drei neue; die alten steckte sie in die Tasche, und als der Teufel aufgestanden war, gab sie dieselben dem Jungen. Der war einmal froh! Er lief auch, ohne an Essen und Trinken weiter zu denken, aus dem Kämmerchen und nach der See zu; ja, aber da begegnete ihm unterwegs der Teufel und frug ihn: „Was hast du in meinem Schloß gethan?" Der Junge ließ sich nicht bang machen und sprach: „Ich habe Butter und Käse gebracht und komme aus der Küche." — „Dann geh nur," sprach der Teufel und der Junge lief, was er konnte, an das Gestade und sprang schnell in das Schiff, welches auch alsbald mit ihm auf dem Wasser dahinflog; doch nicht für lang, denn der arme Junge hatte just einen von den unglücklichen Tagen getroffen, und als er mitten in der See war, da schlug das Schiff um und er fiel ins Wasser. Da schwamm er den ganzen Tag und die ganze Nacht und konnte nicht ans Land kommen. Endlich sah er des Morgens ganz fern ein schwarzes Pünktchen und als er darauf zuschwamm, war es ein Schiff; aber da hatte er wieder Unglück, denn das Schiff gehörte einem Seeräuber und der verkaufte ihn einem reichen Herrn, bei dem er zwei ganze Jahre als Sklave dienen mußte. Weil er aber so brav war und alles so gern that, was sein Herr ihm befahl, schenkte

der ihm endlich die Freiheit und da ging er hin und ging so lang, bis er an das Schloß des Räubers kam. Dem gab er des Teufels drei Federn und der gab ihm seinen Vater wieder. Was das für eine Freude war, kann man sich wohl denken.

Er lebte nun ruhig und vergnügt mit seinem Vater viele Jahre lang. Da kam eines Tages der Teufel zu ihm und sprach: „Du hast meine drei Federn geholt, wo sind die?" Der Junge sprach: „Die habe ich dem Räuber gegeben und der hat mir dafür meinen Vater zurückgegeben." Da lief der Teufel zu dem Räuber und zerhackte den in ganz kleine Stücke, dem Jungen gab er aber so viel Geld, daß er so reich war wie der allerreichste König.

29.

Herr Halewein.

Es war einmal ein Herr, hieß Herr Halewein, der sang also lieblich und fein, daß ein Jedermann davon bezaubert war und bei ihm sein wollt. Nun war da auch eine schöne Königstochter, als die ihn singen hört und ihn sah, da ging sie vor ihren Herrn Vater stehen, sprach: „Ach, Vater, laß mich zu Herrn Halewein gehn." Sprach der König: „Nein, mein Töchterlein, wer zu dem geht, der kehrt nicht wieder; schon manch Einer ließ bei ihm sein Leben." Da ging sie vor ihre Frau Mutter stehen, sprach: „Frau Mutter, laß mich zu Herrn Halewein gehn." Sprach die Mutter: „Nein, mein Töchterlein; wer zu dem geht, der kehrt nicht um, manch Mägdlein ließ bei ihm Leben und Blut." Da ging sie vor ihre Schwester stehen: „Schwester, laß mich

zu Herrn Halewein gehn." Sprach die Schwester: „Nein, wer zu dem geht, der kehrt nicht um; von den Mädchen, die zu ihm gingen, hat keiner mehr was gehört." Da ging sie zuletzt vor ihren Herrn Bruder stehen: „Bruder, laß mich zu Herrn Halewein gehn." Sprach der Bruder: „Wohin du gehst, das schiert mich nicht, wenn du deine Ehre nur rein behältst. Da ging sie in ihr Kämmerlein, zog ein schön fein Kleid an, daß sie war wie ein Engel; dann sprang sie auf des Königs Pferd, ritt hin zum Wald. Mitten im Wald fand sie Herrn Halewein; der sprach: „Willkomm, willkomm, schön Mägdelein! Nun geh mit mir auf mein groß Schloß, da geb ich dir Geld und Schätze und Edelsteine." Da ritten sie selbander fort, sprachen manch Liebeswort bis sie kamen auf ein Galgenfeld; ach, da hing so manch schöne Magd! Ach, da wurd's der Königstochter so schwer um's Herz! Da sprach Herr Halewein: „Weil du ein so schön Mägdlein bist, so wähl', ob du willst gehangen sein, oder ob ich dir dein schönes Haupt mit dem Schwert abschlagen soll." Sprach die Königstochter: „Wenn du mich wählen läßt, dann wähl ich mir das Schwert, das ist ein ehrlicher Tod. Zieh aber zuvor deinen schönen Rock aus, Jungfrauenblut das springt so sehr, das spränge dir drauf." Da wollte Herr Halewein seinen Rock abwerfen, doch hatte er kaum einen Aermel aus, da lag ihm sein Haupt schon zu Füßen. Da sprach das Haupt: „Neben dem Galgengrabe, da steht ein Salbentöpfchen, daraus streiche mir etwas an meinen Mund." — „Nein," sprach sie, „du sollst sterben" und that's nicht und da starb er in derselben Stunde. Das Haupt aber nahm sie, schwang sich wieder auf ihr Roß und ließ Herrn Halewein liegen in seinem rothen Blut. Als sie zur Hälfte des Weges kam, da begegnete ihr Herrn Haleweins Vater, frug: „Wie steht es

um Herrn Halewein?" Sie sprach: „Der sitzet dort im grünen Feld und spielt mit sechzehn Mägdelein." Ein wenig weiter kam sein Bruder gegangen, frug: „Wie steht es um Herrn Halewein?" Sie sprach: „Der hat mir seine Kunst erklärt, ich ließ ihn mit sechzehn Jungfrauen allein." Und abermals ein wenig weiter kam seine Schwester gegangen, frug: „Wie steht es um meinen Bruder werth?" Sie sprach: „Euer Bruder ist ein mächtiger Held, ich hab' ihn mit sechzehn Jungfrauen gleich gestellt." Und noch ein wenig weiter kam ihr Herrn Haleweins Mutter entgegen, die frug: „Wie steht es um meinen lieben Sohn?" Sie sprach: „Euren Sohn hab' ich seines Lebens beraubt, in meinem Schooß trag' ich sein Haupt." Da weinte die Mutter und rief: „Hättest du eher gesprochen das Wort, wir ständen hier nicht zusammen." — „Acht dich nur glücklich, häßlich Weib, daß du deinen Leib behalten magst!" Da ritt sie weiter hin bis auf des Königs Schloß und da wurde sie mit Freude und Jubel empfangen und ein Jeder pries sie um ihrer Heldenthat willen.

30.

Die schlimme Herberge.

Unser Herr Jesus reiste einmal mit Petrus und als sie schon lange und weit gereist waren, kamen sie Abends in einen großen Wald und fanden darin ein Haus; da wollten sie einkehren und klopften an der Thür. Eine alte Frau machte ihnen auf, hatte sie aber kaum gesehen, als sie jämmerlich zu weinen anfing und sprach: „Ach, was seid ihr nicht für unglückliche Leute; ihr seid verloren, da ist keine Hülfe mehr, denn das

Haus hier gehört einem Menschenfresser." Darüber gerieth Petrus in gewaltige Angst und zog Jesus beim Aermel, um ihn weg zu haben, aber Jesus wollte nicht von dem Hause weg und sprach: „Ich bin müde und bleibe hier, gehe es, wie es wolle." — „Dann werden wir aber aufgefressen," entgegnete Petrus; doch Jesus beruhigte ihn, indem er sagte: „Dafür laß mich nur sorgen und mach dir keine Unruhe." So traten sie denn mit der alten Frau in das Haus und sie gab ihnen zu essen und zu trinken und versteckte sie alsdann unter einer Fleischbütte. Nicht lange hatten sie noch da gesessen, als es an die Thüre klopfte; die Frau öffnete und der Menschenfresser trat in das Haus und bei jedem Tritte meinte man, das ganze Nest wäre über den Haufen gefallen. Pluff ließ er sich auf einen Stuhl niederfallen, begann dann aber zu schnauben und sich zu schneuzen und brummte dazwischen: „Hm, hm, ich rieche, rieche Menschenfleisch." Das alte Frauchen kriegte schon Angst, noch mehr Sankt Peter; sie hätte es dem Menschenfresser gern ausgeredet und sprach: „Ach, du riechst mein Fleisch, du verthust dich;" doch der Menschenfresser fuhr immer fort: „Nichts da, nichts da; ich rieche, rieche Menschenfleisch," und dabei ging er in der Kammer rund und schnüffelte überall herum, in allen Schränken und Kisten und Kasten. So kam er endlich auch an die Fleischbütte und da fand er denn die zwei Gäste und zog sie heraus. Er hätte sie eigentlich gerne gleich an den Spieß gesteckt und aufgefressen, aber die alte Frau sprach: „Laß sie nur laufen, es wäre nur magere Kost." Da lachte er und sprach: „Ja, ja, du hast Recht; der Eine (Peter) ist übrigens doch nicht so sehr mager, der wäre nicht zu verschmähen. Doch ich will ihnen das Leben schenken, jedenfalls kriegen sie dann aber heut Nacht einmal tüchtig Schläge." Darauf gin-

gen sie all zu Bette und Petrus legte sich vorne und Jesus legte sich hinten. Gegen elf Uhr stand der Menschenfresser auf, ging auf den Söller, wo sie lagen, und griff Petrus und bläute den so durch, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Dann ging der arge Kerl wieder in sein Bett. Petrus lag wol eine halbe Stunde, ehe er sich von den Schlägen erholen konnte, dann sprach er zu Jesus: „Ach je, hättest du mir gefolgt, dann wären wir hier nicht eingekehrt. Laß mich doch hinten liegen, da kann ich mich gegen die Wand drücken." Jesus that das und tröstete ihn, sprach, er solle sich ergeben, morgen ginge es besser. Gegen ein Uhr kam der Menschenfresser wieder auf den Söller und sprach: „Der vorne liegt, der hat sein Theil, nun muß der hinten es auch bekommen" und faßte Petrus zum zweiten Male und bläute ihn noch einmal durch. Petrus schrie und jammerte: „Ich habe zuerst vorn gelegen, du hast mich schon geschlagen," aber darüber wurde der Menschenfresser noch viel böser und grimmiger, schrie: „Du willst noch lügen? Wart, das sollst du mir entgelten!" und schlug mit seinen dicken Fäusten noch mehr auf Petrus' Rücken, bis der arme Petrus halb todt dalag; da ging er weg. Jesus stand aber auf und heilte des armen Petrus Rücken und legte den Unglücklichen ins Bett. Der rief aber und schrie: „Nein, nein, ich bleibe hier nicht" und sprang zum Fenster hinaus in ein Kohlfeld und Jesus folgte ihm nach und setzte sich zu ihm zwischen die Kohlhäupter.

Von all der Bewegung hatte der Menschenfresser aber Hunger bekommen und er stand noch einmal auf und ging in den Garten, um sich ein Kohlhaupt zu schneiden und das zu kochen. Statt eines Kohlhauptes packte er aber des Petrus Kopf und schnitt; da schrie der arme Apostel Zeter und Mordio. Der Menschenfres-

ſer meinte aber, ein Kohlhaupt hätte ſo geſchrien, rief: „Da iſt Zauberei im Spiel!“ und lief was er konnte auf und davon. Jeſus heilte aber des Petrus Hals wieder zu, ſo daß man nichts von der Wunde mehr ſah, dann machten ſie ſich auf und eilten auch weg aus dem verwünſchten Wald und Petrus ſprach: „In meinem Leben bleibe ich nicht mehr bei ſo einem Menſchenfreſſer über Nacht.“

31.

Vom Schelfiſch.

Es iſt jedermann bekannt, daß Sankt Peter ein gewaltiger Meiſter im Fiſchen war. Eines Tages nun hatte er lang gefiſcht und nichts gefangen bis zum letzten Zuge, da hatte er das Netz ganz hagelvoll. Er warf die Fiſche heraus, den einen vor, den andern nach und ſchmiß ſie in ſeinen Eimer; einen und zwar den letzten konnte er aber lange nicht bekommen, denn der ſprang ſo ſchnell hin und wieder, daß es faſt unmöglich war, ihn zu erwiſchen. Endlich aber gelang es Sankt Peter doch, ihn oben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger zu packen. „Du biſt mir ein Schelmſiſch,“ ſprach er, „ein wahrer Schelmfiſch, den Namen verdienſt du und ſollſt ihn behalten.“ Und von der Zeit an hieß man den Fiſch Schelmfiſch oder auch Schelfiſch und zum Wahrzeichen von der Echtheit deſſen, was ich euch hier ſage, ſieht man noch heutzutage den Daumen Sankt Peters oben auf dem Rücken des Fiſches; wer es nun trotzdem nicht glauben will, der kann es bleiben laſſen.

32.

Hühnchen mit einem Bein.

Jesus ging einmal mit Sankt Peter auf Reisen und kam in die Nähe einer großen Stadt; er wollte aber nicht hinein, auch nicht hindurch gehen, sandte darum Sankt Peter mit vier Stübern dahin, um etwas Essen zu kaufen. Peter schritt lustig auf den Markt los, fand aber wenig mehr, weil es schon Mittag war, und mußte endlich mit einem gebratenen Hühnchen vorlieb nehmen. Das kaufte er und machte sich auf den Rückweg nach der Stelle, wo Jesus seiner wartete. Unterwegs aber roch ihm das Hühnchen so gut, daß er es ein paarmal unter die Nase hielt und am Ende ihm gar ein Beinchen abriß und aufschmauste.

Als er zu Jesus zurückkam, war der gar erfreut ob des schönen Hühnchens, sprach aber dabei: „Sieh doch, Peter, wie kommt das; das Hühnchen hat ja nur ein Bein." — „Natürlicherweise," antwortete Peter, „denn hier zu Lande haben die Hühner alle nur ein Bein, das müsset ihr doch schon gemerkt haben." — „Bis jetzt noch nicht," sprach Jesus, schüttelte den Kopf ein Bischen und zertheilte das Huhn; nachdem dasselbe verzehrt war, setzten Beide ihre Reise fort.

Es dauerte nicht lange und sie kamen an einem Bauernhof vorbei, wo eine Menge von Hühnern auf Karren, Leitern u. a. saßen und schliefen, wie die Hühner pflegen, auf einem Bein. Alsbald zog Sankt Peter Jesum beim Aermel und flüsterte: „Sieh da, sieh da, Herr, die Hühner haben alle nur ein Bein." — „Das ist in der That wahr," sprach Jesus, „aber wie können die mit dem einen Beine laufen?" — „O ganz gemächlich," antwortete Sankt Peter, „sie hüpfen und

schlagen mit den Flügeln dazu." — „Das möchte ich gar zu gerne einmal sehen," sprach Jesus darauf, „das muß sich wunderlich ausnehmen;" und damit machte er Psch, Psch, Psch! und zugleich liefen die Hühner alle mit zwei Beinen von dannen. „Da hast du mir einmal etwas aufbinden wollen; Peter, Peter!" sprach Jesus mit dem Finger drohend, aber Sankt Peter ließ sich nicht verblüffen, sondern fiel schnell ein: „Ei, nein, bewahre! Das ist mir schön; hättest du unserm Hühnchen einmal Psch, Psch! zugerufen, es würde auch schon seine zwei Beine bekommen haben."

33.

Von den vier diebischen Studenten.

Es waren einmal vier Studenten, die thaten sich zusammen und gingen auf Reisen. Nachdem sie schon manch ehrlichen Mann einen Possen gespielt hatten, begegneten sie eines Tages einem Bauer, der brachte einen Esel zu Markte und zog ihn hinter sich her an einem langen Leitseil. Da berathschlagten sie unter einander, wie sie dem Bauer den Esel entwenden sollten. Endlich fanden sie's. Einer von ihnen zog sich nämlich splitterfadennackt aus, ging still zu dem Esel, schnitt das Leitseil durch und drehte sich das um den Hals, während die andern mit dem Esel in den Wald liefen. Der Bauer schritt immer zu und zu und der Student schritt ihm nach; endlich wurde es diesem aber zu lange und er seufzte einmal so recht aus Herzensgrunde. Da drehte der Bauer sich erschrocken um; als er den Studenten aber sah und nicht seinen Esel, da schrie er: „Ach Gott und Herr, steh mir bei, mein Esel ist zu einem Men-

schen geworden!" Der Student sprach: „Ach ja, ich hatte eine große Sünde begangen und darum wurde ich verwünscht, sieben Jahr Esel zu sein; nun ist meine Zeit um." Da fiel der Bauer vor ihm auf die Knie und bat ihn um Verzeihung, daß er ihm so oft wider Recht und unverdient Schläge gegeben hätte, gab dem Studenten auch noch Geld, um nach Haus kommen zu können. Der bedankte sich bei dem Bauer, lachte in sein Fäustchen und lief bei seine Kameraden. Der Bauer aber ging nach Haus und sprach zu seinem Weib: „Sieh, Mie, unser Esel ist unterwegs zum Menschen geworden, denn seine Zeit war um." — „Ja," sprach die Frau, „ich habe dir's ja immer gesagt, es war ein klug Thier, das Menschenverstand hatte und dem nichts fehlte, als die Sprache."

Am andern Tage ging der Bauer wieder zu Markte, um einen andern Esel zu kaufen. Als er aber auf den Markt kam, siehe, da stand sein Esel und einer von den Studenten dabei, der bot ihn feil. Da schrie der Bauer: „Ach, ihr Leute, kaufet doch den Esel nicht, denn es ist ein verwünschter Mensch. Ich hab's erfahren; er hat wahrscheinlich wieder eine schwere Sünde auf sich, sonst wär er nicht wieder ein Esel." Da wollte Niemand den Esel kaufen und die Studenten mußten ihn wieder mitnehmen.

34.

Die Kröte.

Ein Bauer ging einmal zu Felde, um trocknen Wurzeldorn von den Aeckern zu holen. Indem er aber also arbeitete, traf er mit seiner Gabel eine große Kröte, die

unter dem Burzeldorn lag; die setzte sich alsbald auf ihre Hinterbeine und spie ihn an, als wollte sie sich mit ihm messen; er aber nicht faul, nahm ein groß Stück Holz, schlug den Wurm, daß er todt hinfiel, und ging dann ruhig nach Haus. Unterwegs schaut er einmal um und, richtig, da ist dieselbe Kröte wieder hinter ihm, da schlug er sie noch einmal todt und verbrannte sie noch dazu, dachte: „Nun kommst du mir sicherlich nicht wieder zu nah;" ja, da war er aber schief gewickelt; denn kaum hatte er seine Thür erreicht, da saß die Kröte schon wieder da und ließ ihm auch keine Ruh, bei Tag, noch bei Nacht, zwang ihn gar, in einem Schild, den er an die Balken aufhing, sein Bett zu machen. Ein paar Tage darauf ritt er mit einem Jäger über Feld; der schaute zufällig einmal hinter sich, schrie Mordio: „Nimm dich in Acht! Nimm dich in Acht! Der Teufel kriecht am Schwanz von deinem Pferd herauf." Da sah der Bauer nach und es war wieder dieselbe Kröte; er sprang vom Pferd und hieb sie in hagelkleine Stücke, sprach: „Nun wird sie sich wol hüten, wiederzukommen." Ja wohl, hüten, das war leicht gesagt. Ein paar Tage später saß er mit andern Bauern zu Tisch; da rief plötzlich einer der Gäste: „Sieh da! Sieh da! da sitzt der Teufel wieder," und die Kröte saß wieder da neben einem Pfosten an der Wand. Da sprach der Bauer: „Ich werde den Wurm nicht eher los, bis er sich gerächt hat," und damit entblößte er seine Hüfte und ließ die Kröte hineinbeißen, warf sie dann aber schnell weg, nahm ein Rasirmesser und schnitt sich ein gut Stück Fleisch aus, wo sie gebissen hatte, warf das in die Ecke. Es dauerte kaum drei Minuten, da schwoll das Stück Fleisch faustdick auf von dem Gift der Kröte und zerplatzte. Seitdem ließ die Kröte ihn in Ruh.

35.

Die Schlange am Halse.

Es war einmal eine Mutter, die hatte ihrem Sohne all ihre Güter übergeben, dachte, er wäre fromm und brav und würde wohl mit ihr handeln. Ja, man soll sich aber nicht eher austhun, bis man schlafen geht; als der Sohn Alles hatte, nahm er sich eine Frau und da konnte die arme Mutter laufen. Einmal saß er mit seiner Frau am Tisch und hatte ein gebraten Hühnchen vor sich stehen, da klopfte die Mutter an der Thür. Da rief er schnell seinen Knecht, sprach: „Setz das Huhn in die Kiste da, bis die Alte weg ist." Das that der Knecht; als die arme Mutter nun hungrig hereinkam und um ein Bröcklein Brot anhielt, da wies er sie mit manchem Schimpf- und Schmähwort vor die Thür. Wie sie nun weg war, sprach er zu dem Knecht: „Nun geh und hol das Hühnchen wieder." Der Knecht ging und machte die Kiste auf, aber da lag kein Hühnchen mehr auf dem Teller, sondern eine große Schlange. Man kann sich leicht denken, wie der Knecht erschrak und schrie. Der Sohn wollte das aber nicht glauben, schickte die Magd an die Kiste, aber die schrie auch und lief davon. Da wurde er böse und sprach: „Und wenn der Teufel auf dem Teller liegt, dann hol ich ihn," ging an die Kiste und machte sie auf, doch da sprang die Schlange heraus und wand sich um seinen Hals, aß mit ihm und trank mit ihm und wich nicht, denn wenn man ihr kein Essen gab oder gar Miene machte, sie von dem Halse herabzunehmen, dann preßte sie den Söhn also, daß er meinte zu ersticken. Da konnte er mit der Schlange am Halse herumlaufen und das

hatte er dafür, daß er so mit seiner Mutter zu Chor gegangen war.

36.

Ich liege im Säckelchen.

Es war einmal ein Mädchen, das hatte ein kleines Kreuzbildchen, welches es oft küßte; einmal that es dasselbe in ein Säckelchen und legte es in das Stroh seines Bettchens. Morgens hatte es aber vergessen, wo es mit dem Kreuzchen geblieben war, und es suchte und suchte und konnte es nicht finden. Da ging es in die Kirche an den Altar, worauf ein großes Kreuz stand, und bat das, es möchte ihm doch sein kleines Kreuzchen wiedergeben, und dabei weinte es, daß es ein steinern Herz hätte erbarmen mögen. Da sprach das große Kreuz: „Mußt nicht weinen, ich liege im Säckelchen in deinem Bettstroh." Da lief das Mädchen an das Bett und suchte und fand sein Kreuzchen, und das war einmal ein Freudchen!

37.

Der trunkene Peter.

Ein Trunkenbold, der jeden Abend spät in dem Wirthshause blieb, hatte bei all seinen schlechten Gewohnheiten doch eine gute und die war, daß er, wenn er nach Haus ging, erst das große Christusbild auf dem Markte grüßte. Eines Abends nun kam er auch wieder an dem Bilde vorbei und sprach:

Guden Avond, lieve Heer!

Der Küster hatte sich aber hinter das Bild versteckt und antwortete mit einer ganz groben Stimme:

Guden Avond, satte*) Peer!

Peter horchte auf, denn er meinte, er hätte sich verhört, und sprach noch einmal:

Guden Avond, Heerke lief!

Doch da schrie die Stimme noch viel härter als zuvor:

Guden Avond,, satte Dief!

Da hätte aber einer den Peter laufen sehen sollen! Er war in seinem Leben nicht so schnell nüchtern geworden und hatte auch von da ab keinen Muth mehr, sich je wieder zu betrinken.

38.

Vom guten Janchen und dem bösen Mieken.

Es war einmal eine arme Frau und die hatte zwei Kinder, ein Knäblein, das Janchen hieß, und ein Mägdelein, welches Miekchen hieß. Eines Morgens nun gab sie jedem ein Butterbrot und schickte sie in den Wald, Reisig holen. Unterwegs kam ihnen die Mutter Gottes entgegen, gekleidet wie ein blutarmes Weib, und die sprach zu Miekchen: „Ach, Kind, ich hab so großen Hunger, gib mir doch etwas von deinem Butterbrot;" aber Miekchen drehte den Kopf um und sprach: „Nein, das thu ich nicht." Da ging die Mutter Gottes zu Janchen und sprach: „Ach, Kind, ich hab so großen Hunger, gib mir doch etwas von deinem Butterbrot." Janchen that das ganz gern, brach ein großes Stück ab und gab es

*) Trunkner Peter.

der Mutter Gottes und die dankte ihm von Herzen dafür und ging des Weges weiter.

Ein paar Schritte fürder kam der Herr Jesus in Gestalt eines steinalten Männchens und sprach zu Mieken: „Ach, Kind, ich habe seit drei Tagen noch nichts gegessen und sterbe vor Hunger; gib mir doch was von deinem Butterbrot;" aber Mieken drehte den Kopf um und sprach: „Nein, das thu ich nicht." Da ging der Herr Jesus zu Janchen und sprach: „Ach, Kind, ich habe seit drei Tagen nichts gegessen und sterbe fast vor Hunger; gib mir doch was von deinem Butterbrot." Janchen gab ihm alles, was er noch hatte, und sprach: „Da hast du, ich hab nichts mehr und das thut mir leid." — „Ich dank dir von Herzen, Janchen, ich habe genug damit," sprach Jesus und zog zwei Küchelchen aus seiner Tasche, ein schwarzes und ein weißes; das schwarze gab er Mieken und das weiße gab er Janchen und sprach: „Nun werfet die Kügelchen auf die Erde und wo die hinlaufen, da müsset ihr auch hinlaufen." Das thaten die Kinder und die Kügelchen liefen bis vor zwei Thore; das weiße vor ein weißes und das schwarze vor ein schwarzes. Janchen klopfte auf das weiße Thor und da kamen alsbald hunderttausend weiße, schöne Englein gelaufen, machten ihm auf und trugen ihn in den Himmel. Als Miekchen aber auf das schwarze Thor klopfte, da kamen mehr Teufel als Tage im Jahr, und die machten auf und zogen das böse Miekchen mit glühenden Haken in die Hölle.

39.

Lügenmärchen.

Es war einmal ein gewaltiger Herr, hieß Dummohr von der Schnauze, war klein von Gestalt und groß von Nase, auf welcher Nase unlängst saß ein gestiefelter Dragoner. Dadurch geschah es, daß Herr Dummohr nicht wohl sehen konnte, weshalb er gegen den ersten Maitag rannte und seine Nase daran tödtlich verwundete. Die Aerzte ließen durch sein linkes Nasenloch einen feinen weißen Schornsteinfeger kriechen, der untersuchte alles ganz wohl mit einer Laterne, wo kein Licht in war, meinte durch das rechte Nasenloch wieder herauszukommen, fand aber keine Wunde daran und stieg darum in Herrn Dummohrs Hintermund, der aber auch noch war gesund, wollte ihm nachsehen Gurgel und Kehl, fand alles ohne Fehl, blieb aber hangen an einem Brotkrümchen und fiel damit in Herrn Dummohrs Magen, wo er wol noch sitzen wird, wenn er nicht unterweilen erlöst ist worden. Das geschah in den Hundstagen zu der Zeit, wo das Bächlein Donau bis auf den Grund zugefroren war. Alle nüchternen Kälber des ganzen Landes Moldau waren auf den Beinen und rannten umher gleich brüllenden Schnecken, fuhren in schönen Schlitten aufs Eis und liefen so schnell wie ein Hase, der auf einen Baum klimmt. All die Einwohner des ganzen Landes standen da und starrten es an mit geschlossenen Augen und lachten wie ein Schwein, welches Essig trinkt. Da kam eine Begine, die wollte ein Faß Wein heirathen, aber der Pfarrer verbot es, weil die Beiden zu nah verwandt waren; trotzdem trank sie in einem Schlucke den Wein und die Tonne und den Zapfen und den Kranen und den Keller dazu; dann nahm sie einen

Riegel und band damit ihre Strümpfe, und Herr Dummohr sprach, daran hätte sie wohl gethan. Indem strauchelte eine Mücke, die oben auf dem Kreuze des Kirchthurms saß, über einen Pflasterstein, der ein bischen hervorguckte, purzelte und stürzte auf die Straße hinab, daß sie Hals und Beine brach. Ein Schwimmer, der gerade splitterfadennackt auf dem Markte herumschwamm, nahm ihre Eingeweide und band sie in sein Taschentuch und ihre Beine steckte er in die Tasche und das Uebrige salzte er ein. Als er es aber in seinen Keller tragen wollte, fiel er die Treppe hinunter in den Mond hinein, blieb da an einem Horne hängen und die ganze Nachbarschaft lachte sich fast krumm und bucklig.

40.

Vom Breitöpfchen.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wußten eines Abends nicht, was sie essen sollten. Endlich sprach der Mann: „Frau, laß uns Brei essen." — „Nein, sprach die Frau, dann müßte ich morgen das Breitöpfchen spülen, und das thue ich nicht." — „Ich thue das auch nicht," sprach der Mann und da zankten sie sich, wer das Breitöpfchen spülen müßte; endlich aber kamen sie überein, der sollt' es spülen, der zuerst sprechen würde.

Da aßen sie den Brei und gingen schlafen und am andern Morgen sprach keiner von ihnen vom Aufstehen. Es wurde sieben Uhr, acht Uhr und gar zwölf Uhr und sie lagen alle zwei noch immer im Bett. Die Nachbaren fanden das wunderlich, sprachen untereinander: „Es sind gewiß Räuber gekommen und haben die Zwei er-

mordet," und sie brachen die Thür auf und kamen in die Schlafkammer, sprachen, sie sollten doch aufstehen, aber sie kriegten keine Antwort. Da sagte einer von den Nachbarn: „Wart, wir wollen den Pastor holen, dann können sie beichten." Der Pastor kam, aber die Zwei wollten nicht beichten, waren still wie die Mäuschen. Da ging der Pastor nach Haus und die Zwei blieben liegen bis zum Abend und sprachen kein Sterbenswörtchen. Da kam der Pastor wieder und frug: „Haben sie noch nichts gesprochen?" — „Nein," erwiderten die Nachbarn. „Dann bleibet hier und pfleget sie!" sprach der Pastor. „Ja, wer soll uns aber dafür bezahlen?" frugen die Nachbarn, und der Pastor antwortete: „Ihr werdet schon bezahlt werden; da hängt noch ein guter Weibermantel an der Wand, nehmt den und macht euch bezahlt." Da schoß das Weib in Wuth und schrie: „Was? Ihr wollt meinen Mantel nehmen? Nehmt, was Euer ist, aber lasset andern Leuten ihre Sachen." — „Aha," sprach der Mann, „nun geh und spüle das Breitöpfchen," und so mußte das Weib das Breitöpfchen spülen.

41.

Wie Albertus Magnus einen Neugierigen strafte.

Van Velthem Spiegel historiaal I, 26. S. 36.

Ein landfahrender Schuhmacher kam einmal nach Köln. Oftmals hatte er vordem groß Wunder sagen hören von Bruder Albrecht, dacht nun bei sich selber: „Sollten all diese Dinge wahr sein, wie möcht' ich sie dann wohl erproben." Er kam mit seinem Schnappsack zu Bruder Albrechts Wohnung und fragte dreist, wo Bruder Albrecht wär'? Der Knabe frug ihn, was er wollt'? Der Andere sprach, er müßte Herrn Albrecht sehn und sprechen. Da ging der Knabe zu Albrecht und meldete ihm, ein Jüngling mit einem Schnappsack wollt' ihn sprechen. „Hast du ihn nicht gefragt, was er wolle von mir?" sprach Bruder Albrecht. „Ja wohl," antwortete der Knabe, „aber er will nur mit euch selber sprechen, und ich glaube, er kennt euch wohl." — „Geh hin und frage ihn, was er wolle, und laß ihn dir seine Botschaft künden, ich habe sogleich mein Werk gethan." Der Knabe that also, aber der mit dem Schnappsack sprach: „Ich muß nun einmal mit dem Herrn selber sprechen; geht und saget ihm das, und ich wolle nicht von hinnen scheiden, ehe ich ihn sah und sprach. Sollte ich euch mein Geheimniß sagen, warum ich hierher kam? Nein, ich sag's ihm selber, bei Gott!" Da ging der Knabe und brachte Bruder Albrecht die Antwort und Al-

brecht ließ den Jüngling vor sich kommen in seine Zelle und frug ihn, was er wollte? Der sprach: „Meister, ich habe nun schon manch seltsam Wort über euch reden hören, von Gauklereien und Behendigkeit, und komme nun euch zu bitten, daß ihr mir etwas von euren Künsten zeiget, damit ich dem Gerede glauben könne.“ — „Knabe, kamst du darum zu mir, und wolltest du darum mich sprechen?“ fragte Bruder Albrecht, und der Andere sprach: „Ja sicherlich, und heute gehe ich nicht von euch, ihr hättet mir denn etwas von eurer Kunst sehen lassen.“ Bruder Albrecht sprach freundlich: „Gib mir deinen Sack, ich will auch nicht, daß du von mir scheidest, sonder etwas von meiner Kunst gelernt zu haben.“ Der Andre gab Albrecht den Sack und der Meister steckte seine Hand hinein, zog sie wieder heraus und band den Sack fest zu, gab ihn alsdann dem Burschen zurück und sprach: „Nun geh schnell und sonder Weilen nach Hause, aber mach den Sack nicht auf, bis du zu Hause bist, was auch geschehen möge. Wenn du ihn da 'öffnest, dann wirst du etwas schauen; bind' ihn aber wieder fest zu und komm und sage mir, was du gesehen.“ Deß war der Andre froh und er schied von Bruder Albrecht. Als er eben das Stadtthor von Köln im Rücken hatte, da hätte er doch gar zu gern gewußt, was in dem Sacke war. Er setzte sich denn hin und knüpfte ihn auf, doch da sprangen zwei stämmige Kerle heraus, von jeder Seite einer, die trugen Leisten in der Hand und gingen dem Burschen brav zu Leibe, je länger, je mehr und schlugen ihn so lang, bis er nicht mehr wußte, wo er war. Zuletzt bedachte er sich, daß Bruder Albrecht gesagt, er müsse den Sack wieder zubinden; das that er und zugleich verschwanden die Beiden, die ihn so jämmerlich geschlagen hatten. Als er nun von ihnen erlöst war, da wagte er nicht weiter zu gehen, sondern kehrte

stracks wieder nach Köln zurück und zu Bruder Albrecht, dem er erzählte, wie es ihm ergangen, bat ihn auch mit vielen Worten, daß er den Sack doch machen möge, wie er zuvor gewesen. Da sprach Bruder Albrecht: „Ich will dir doch noch eine Kunst lehren, damit du noch mehr von meinen Künsten weißt;" der Bursch rief aber in großer Angst: „Ach, nein, edler Meister, ich bitte euch um nichts andres, als daß ihr diese eine Kunst von mir nehmet; eure Künste dünken mich allzu stark; ach, ich bitt euch, Herr, wollet ihr das, ich will nimmermehr eurer Kunst gehren, ich bin genug gestraft." Da that der Meister nach des Burschen Wunsch und entließ ihn, und der war gar erfreut darob. Als er aber nach Haus kam, da wagte er noch nicht den Sack selbst zu öffnen, sondern ließ einen Andern das thun, denn die Probe von Meister Albrechts Kunst hatte er noch nicht vergessen, vergaß sie auch nicht sein ganzes Leben lang.

42.

Mutterthränen.

Thom. Cantiprat. bonum universale de apibus l. II. c. 53. §. 17. p. 501. ed. Colven.

Des Thomas Cantipratensis Großmutter hatte einen Sohn, den Erstling ihrer Ehe, der war schön und liebenswürdig in jeder Hinsicht, aber er lebte nicht lange. Nach ihm gebar sie einen andern, der wohl im Waffenwerke sich auszeichnete, aber daneben ein eitler Vogel und ein großer Verschwender war. Die arme Mutter konnte ihn nicht sehen, ohne an ihren guten Erstgebornen zu denken und dabei vergoß sie jedesmal reiche Thränen. Einmal nun hatte sie ihn auch wieder beweint, als ihr die folgende Erscheinung wurde. Sie sah eine

Straße, worauf mehre Jünglinge in höchstem Jubel einherschritten. Alsbald gedachte sie ihres Sohnes und schaute zu, ob sie ihn nicht unter jenen fände, aber vergebens. Das fiel ihr schwer aufs Herz und sie weinte bitterlich darüber, doch nicht lange, denn sie erblickte bald nachher ihren Verlornen, der mit langsamen Schritten auf der Straße einherschlich. Da rief die gute Frau in großer Betrübniß: „Ach, Sohn! warum gehst du denn so allein und nicht mit jenen andern? Was hält dich zurück und hemmt deinen Schritt?" Da wies der Geschiedene auf sein Kleid, welches schwer von Nässe war, und sprach: „Siehe, Mutter, das sind die Thränen, welche du unnütz um meinetwillen vergießest und deren Gewicht mich so sehr drückt, daß ich Jenen unmöglich folgen kann. Laß diese denn und opfere sie vielmehr Gott auf, dann werde ich von diesem Hindernisse frei werden." Das that die Frau auch und weinte nicht fürder ob des Todten.

43.

Heilige streiten um den Lokerbach.

Mündlich.

Mitgetheilt von J. W. Gourtmans.

Die Stadt Lokeren in Ostflandern verehrt als Patron den heil. Laurenz, die ganz nahe gelegene Gemeinde Zele den heil. Ludger. Beide Orte sind durch einen Bach von einander geschieden, den sogenannten Lokerbach.

Vor langer, langer Zeit stritten Lokeren und Zele einmal um das Eigenthum dieses Baches. Nach langem Hin- und Herreden kam man darin überein, die beiden Patrone in ehrlichem Zweikampfe die Sache ent-

scheiden zu lassen; wer von ihnen die Oberhand behielte, dem sollte das Eigenthum des Baches für seine Schützlinge werden. Sankt Laurenz wehrte sich lange und tapfer, aber er vermochte doch dem kräftigen Norden Ludger nicht Stand zu halten und sank in den Sand. Dadurch kam der Lokerbach als volles Eigenthum an den Flecken Zele.

44.

Die Hand im Stein zu Olsberg.

Sebast. Münsters Cosmographia S. 599.

Die Gräfin Bertha von Thierstein, welche eine Aebtissin war des Klosters Olsberg, hatte einen Hofmeister oder Kastenvogt, welcher gegen die armen Leute rauh und unmild war. Auf eine Zeit kam ein Mann, der klopfte an dem Thor des Klosters an und begehrte etwas um Gottes willen. Der Thorwächter aber wies ihn ab, dem Gebrauch nach, und sagte, das Kloster hätte viel durch Brand gelitten und man hätte nichts auszugeben. Der Mann aber wollte sich nicht abweisen lassen. Da ward es dem Hofmeister angezeigt, der ging stracks heraus, den Armen unwirsch zu behandeln. Wie er aber unter das Thor kam, da sagte der Arme: Date et dabitur vobis *) und mit den Worten verschwand er. Der Hofmeister erschrak sehr und erzählte das alsbald der Aebtissin, die ihn schon oft seiner Rauheit willen mit ernsten Worten gestraft; da befahl sie, man solle künftig Niemanden mehr mit leerer Hand gehen lassen, der ein Almosen begehre.

Als der Arme aber jene Worte, date u. s. w. sprach,

---

*) Gebet und es wird euch gegeben werden.

drückte er seine offene Hand in einen Stein, der bei dem Thore war, und es blieb die ganze Form der Hand in dem Steine, wie wenn sie in Wachs gedrückt wäre. In dem Bauernkriege hat man den Stein hinweggeführt, er ist aber noch in einem nahen Dorfe vorhanden.

45.

Der Teufelsstein im Kölner Dome.

Mündlich.

Krantzii Saxonia i. 11. c. 25.
Sim. Maioli dies caniculares. I. p. 27.

Die Andacht zu den drei Königen in Köln hatte sehr zugenommen und das ärgerte den Teufel dergestalt, daß er einen schweren Stein auf das Dach des Domes warf, der hindurchfuhr, das Gewölbe durchbrach und auf die Dreikönigenkapelle fiel. Da hätte er den kostbaren Kasten, welcher die Gebeine der drei Weisen enthält, sonder Zweifel zerschmettert, aber das wollte Gott nicht; der Kasten wich nämlich zurück gegen die Wand hin und blieb also unverletzt. Noch sieht man den Stein daselbst und erkennt deutlich darin die Spuren von des Teufels Krallen.

46.

Drache im Blitz zu Köln.

Annales incerti anthoris ed. Pithaei, p. 157.
Le Loyer discours p. 361.

Zu Zeiten Karls des Kahlen und Kaiser Ludwigs von Deutschland geschah es, daß ein so großes Unwetter zu Köln losbrach, daß das Volk vor großer Angst

nicht wußte, wohin es sich retten sollte, und endlich haufenweise in die Kirche des heil. Petrus flüchtete. Als man nun daselbst die Glocken läutete, schlug der Blitz plötzlich in die Kirche, spaltete den Glockenthurm in zwei Theile und fuhr in Gestalt eines feurigen Drachen, tödtete auch drei Menschen an verschiedenen Stellen, einen Priester nämlich am Hochaltar, einen Diakon am Altar des heil. Dionisius und einen Laien an unserer lieben Frauen Altar. Und ist für sicher und fest zu halten, daß es der Teufel selber gewesen, weil man überhaupt an Orten, wo der Blitz einschlägt, Teufelsklauen eingedrückt findet.

47.

Das versunkene Kloster.

Mündlich.

Bei Hohenholte liegt ein weiter See, aus dessen Mitte ein kleines Inselchen hervortaucht; darauf stehen zwei Silberpappeln, die scheinen sich zu umschlingen. Die rechts stehende reicht einen Ast nach der links stehenden und diese jener einen, so daß die beiden Aeste ein Kreuz bilden.

An der Stelle, wo der See nun ist, stand ehedem ein Nonnenkloster; die Nonnen aber waren ausgeartet und trieben große Unzucht und Laster aller Art; sie hörten auch selbst nicht, als der Herr zwei fromme Mönche sandte und ihnen schwere Strafen androhen ließ, falls sie sich nicht besserten; im Gegentheil, sie jugen die frommen Väter unter Hohn und Spott zum Thore hinaus. In der folgenden Nacht aber erhob sich ein großes Unwetter; das unfromme Kloster versank unter einem gräßlichen Donnerschlage und auf der Stelle bildete sich der

heutige See. Von all den schönen Gärten blieb nur das kleine Inselchen übrig. In der Nacht sieht man häufig die Geister zweier Nonnen um die Silberpappeln schweben; sie erscheinen um Zwölf und verschwinden mit dem Schlage Eins.

48.

Die versunkene Templerkirche zu Aachen.

Mündlich.

A. Reumont Aachens Liederkranz und Sagenwelt. S. 318.

In der Nacht, welche dem Tage vorherging, an dem die hab- und ränkesüchtigen Papst Clemens und König Philipp von Frankreich die Häupter und viele der Ritter des Templerordens in Paris auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließen, versank die Kirche der Tempelherren zu Aachen und Wasser deckte die Stelle, wo sie gestanden hatte. Wenn man an hellen Lenztagen das Ohr an dem Orte auf den Boden legt, dann vernimmt man ein fernes, unterirdisches Läuten von Glocken. Auch sieht man in der Nacht nach dem Tage, an welchem die Templer einst die Märtyrerkrone empfingen, noch jährlich um Zwölfe drei Ritter in dem weißen Ordensmantel mit rothem Kreuze über den nun von ihnen genannten Templergraben schreiten und seufzend um die Stelle wandeln, wo ehedem ihre Kirche stand. Sie verschwinden erst mit dem Schlage Eins.

49.

Der Teufelspütz zu Aerseele.

Mündlich.

Kunst- an Letter-Blad. 1843. S. 63.

Zur linken Seite des Weges, der von Aerseele nach Caneghem führt, liegt ein durch Schlagholz beschatteter Pütz, den man den Teufelspütz nennt, und keiner wagt es, demselben zu nahen.

In dem Pütz nämlich liegt eine Glocke, die dahin verwünscht ist; oft hört man sie läuten und das brummt, als käme es aus der tiefsten Tiefe der Hölle. Einst kam man auf den Gedanken, sie herauszugraben, und man war auch so glücklich, bis zu ihr zu bringen. Schnell ließ man alle Pferde aus dem ganzen Dorfe holen und der waren mehr als hundert; alle spannte man mit Stricken an die Glocke und sie zogen, was sie konnten, und brachten es so weit, daß die Glocke schon auf dem Rande des Pützes stand, worüber alle Anwesenden in ein lautes Freudegerufe ausbrachen. Doch die Freude dauerte nicht lange; in demselben Augenblicke schlug es Zwölf auf der Kirche von Aerseele und zugleich sank die Glocke tiefer als je in den Abgrund; die Pferde lagen alle, wie viel ihrer waren, auf dem Rücken, wie vom Blitz getroffen. Seitdem gab man sich keine weitere Mühe um die Glocke und so liegt sie noch da und wird auch wol da liegen bleiben bis zum jüngsten Tage.

50.

Der Teufelspütz zu Dultre.

Mündlich.

Vor langer Zeit geschah es, daß in Dultre ein Mann lebte, der sich viel mit Zauberei abgab und auch ein

dickes Buch besaß, worin die Art und Weise beschrieben stand, wie man die bösen Geister beschwören muß. Einmal war der Mann ausgegangen über Feld und hatte seinem Nachbar den Schlüssel von seinem Hause in Verwahrung gegeben. Der Nachbar, welcher von den Zaubereien oft gehört hatte und ein überaus neugieriger Kauz war, schlich sich alsbald nach des Zauberers Abreise in dessen Haus und begann in dem dicken Buche zu lesen. Weil er aber des Anblickes der Geister nicht gewohnt war, erschrak er höchlich, als plötzlich ein solcher vor ihm stand und ihn fragte, was sein Begehr wäre? wußte auch kein Wörtchen herauszubringen. Darob erzürnte der Geist und faßte ihn und fuhr mit ihm in die Höhe und wieder nieder, so daß es jämmerlich anzusehen war.

Der Zauberer kam aber bald wieder nach Hause und fand denn da seinen Nachbar so gräulich zugerichtet. Er wußte im Augenblicke nicht, was er anzufangen hatte; bald aber besann er sich und trug dem Nachbar auf, zwei Viertel Flachssaat in den Steinpütz zu schütten. Als der Nachbar das gethan, befahl der Zauberer dem Teufel, den Samen Körnchen vor Körnchen aus dem Pütz zu lesen. Als der Teufel damit zu Ende war, mußte der Mann neuen Samen hineinschütten, um dem Geiste Arbeit zu geben, und das dauert so fort bis zum heutigen Tage; denn noch vor einem Vierteljahre hat man den Samen in den Pütz geschüttet, obgleich der Mann, dem das mit dem Teufel passirte, lange todt ist.

51.

Bestrafte Willkür.

Jacques Fincel, merveilles de nostre temps. II.
Goulard, histoires admirables et memorables I. Bl. 399.

Im Jahre 1532 lebte in Deutschland irgendwo ein grausamer Ritter. Der befahl eines Tages einem Bauern, im nahen Walde eine überaus große Eiche zu holen und sie vor die Burg zu bringen, und drohte dabei, wofern der Bauer das nicht thue, müsse er die härteste Strafe gewärtigen. Der Bauer hielt das Fortschaffen des Baumes für unmöglich und ging seufzend und mit nassen Augen, halb verzweifelt dem Walde zu. Kaum hatte er den betreten, als er einen Menschen vor sich sah, der ihn fragte, warum er denn so traurig sei? Der Bauer erzählte ihm alles und der Fremde sprach: „Gehe du nur ruhig nach Hause, der Ritter soll die Eiche bald vor dem Schlosse haben." Hocherfreut kehrte der arme Mann dem Dorfe wieder zu: eben hatte er dasselbe erreicht, als eine der größten und dicksten Eichen des Waldes geflogen kam, das Thor der Burg zerschmetterte und den Weg dermaßen versperrte, daß man mit großer Mühe nur in die Burg hinein, oder aus derselben heraus gelangen konnte. Nun hätte man den Baum gerne zerschnitten, um den Weg wieder frei zu machen, aber das Holz war so hart, daß keine Säge hindurchkonnte und alle Beile daran stumpften. Nach langer Mühe und Arbeit mußte der Ritter den Baum liegen lassen, denn es war nichts damit anzufangen, und an einer andern Seite des Schlosses ein neues Thor und neue Fenster brechen lassen, was er natürlich nur mit großer Schmach und Schande thun konnte. So strafte Gott seine Willkür gegen den armen Bauern.

52.

Der schwere Hund zu Lübeck.

Erasmi Francisci höllischer Proteus.
S. de Vries, de Satan II.

In der Mitte Octobers 1687 ließ sich in eines Schiffers Haus zu Lübeck ein Gespenst vernehmen, welches die Gläser in Stücke schlug, den Leuten Nachts die Decken vom Leibe und das Bett unterm Leibe wegrückte und viel andere Possen trieb, ohne jedoch Jemanden ein Leides zuzufügen. Verschiedene Bürger und Fremde kamen in das Haus, konnten aber nichts sehen; nur einem kleinen Mädchen war der Spuk sichtbar, und es rief stets: „Sieh, sieh, da geht es und glotzt mich mit glühenden Augen an." Endlich wagte es ein kühner Mann mit vier andern wackern Gesellen und gingen in das Haus mit bloßen Degen in der Hand, suchten in allen Ecken und Winkeln, blieben auch die ganze Nacht wach und paßten auf, fanden aber nichts. Am 22. October aber sah man auf dem Hausflur einen großen schwarzen Hund, der, als man ihn wegjagen wollte, die Zähne wies und so grimmig drein schaute, daß diejenigen, welche ihn zu vertreiben meinten, selber fast vertrieben wurden. Als das ruchbar wurde, liefen viel Leute herbei, das schreckliche Thier zu sehen. Drei kühne Kerle wagten es denn auch, auf ihn loszugehen und ihn anzugreifen. Er wehrte sich nicht im Mindesten, happte nicht um sich, aber wich auch nicht von der Stelle, sondern blieb, wie festgenagelt stehen. Dadurch kühner geworden, griffen sie ihn an, um ihn durchs Fenster zu werfen, aber obgleich zu Vieren, waren sie doch nicht stark genug, ihn aufzuheben. Da traten noch fünf andere zu, um ihnen zu helfen, aber auch zu Neunen ging das noch nicht. Da rief Einer: „Du bist doch wahrlich

ein geduldiger Teufel; pack dich weg, du verfluchter Hund!" Auf das Wort sprang er weg und zum Fenster hinaus, mehr denn zwei Ellen hoch in die Luft, fiel dann nieder auf die Erde und verschied. Seitdem war es mit dem Spuken in des Schiffers Hause gethan.

53.

Das weiße Kanin zu Dendermonde.

Mündlich.

Auf dem Wällchen (Vestje) zu Dendermonde wohnte vor alten Zeiten eine Milchfrau, die ihren Kunden allzeit getaufte Milch, das ist Milch mit Wasser vermischt, lieferte. Die Bäurin starb sonder Beichte und seitdem schwärmte ihr Geist jede Nacht in Gestalt eines weißen Kaninchens um, welches rief:

Ik heb myn ziel aen den duivel verkocht
Omdat myn zoete melk niet en dogt.

(Ich hatte meine Seele dem Teufel verkauft, darum taugte meine süße Milch nicht.) Seit die alten Wälle der Stadt vernichtet sind, sieht man das Kanin nicht mehr.

54.

Kaninchen zeigt den Schatz.

Mündlich.

A. van de Velde in der Wodana I. p. 157.

Ein Bauer zu Windham sah jede Nacht ein weiß Kaninchen unter seinen Holzschober kriechen. Da er das Thierchen gern gefangen hätte, verlegte er das Holz und

fand ein Loch darunter; in der folgenden Nacht setzte er sich darauf. Als das Kaninchen kam und ihn darauf sitzen sah, lief es lange rund, ohne ihm zu nahen. Da frug er endlich: „Ei, warum kriechest du nicht in dein Loch?" Darauf antwortete das Kanin zu nicht geringem Schrecken des Bauern: „Das glaube ich wol, daß ich nicht hineinkrieche; du sitzest ja darauf." — „Dann komm, ich will weggehen," sprach der Bauer und wollte aufstehen, aber das Kaninchen sprach: „Nein, nein, du kannst Besseres thun. Ich habe da in meinem Leben einen Schatz vergraben, grabe das Loch nur weiter und du wirst ihn finden. Nimm ihn und ich bin erlöst." — Das that der Bauer und er fand einen so großen Schatz, daß er den Hof, worauf er als Pachter wohnte, ankaufen konnte und mit demselben alles umliegende Land.

55.

Kaninchen auf dem Kirchhof.

Mündlich.

Wodana I, 239. Nr. 59.

Ein Mann aus Kortryk kam Abends spät noch über den Kirchhof und sah da ein schönes, weißes Kaninchen herumhüpfen. „Ah," dachte er bei sich selbst, „das Thierchen will ich mir fangen, es ist etwas für Sonntag;" und er nahm seinen Hut in die Hand und lief hinter dem Kaninchen bis an die Kirchthür; da schmiß er den Hut darauf, so daß es drunter saß. „Nun sollst du mir nicht lang mehr hüpfen," sprach er und griff mit der Hand unter den Hut, aber das Kaninchen war verschwunden und weiter nichts zu sehen als ein Häufchen Erde, grade wie ein Maulwurfshügel. Da schlug der Mann ein Kreuz und betete fünf Vaterunser

und fünf Ave Maria, denn er erkannte, daß das Kaninchen ein Geist gewesen.

56.

Seele als Vogel.

Thom. Cantipratensis bonum universale de apibus. p. 1 2 6.

Nach der Schlacht von Walchern, in der die Flämminge von dem Grafen Florenz von Holland und den Seeländern geschlagen wurden, ging eine sehr reiche und fromme Matrone auf dem Schlachtfelde umher, um den Verwundeten Hülfe und den Sterbenden Trost zu bringen. Da hörte sie sich plötzlich rufen, schritt dem Orte zu, von woher die Stimme scholl, und sah, daß es ein schwer Verwundeter war. Sie hob sein Haupt und legte es in ihren Schoos, ermahnte ihn, an Gott und das Jenseits zu denken, und redete ihm zu mit viel frommen Worten. Der Mann wandte seine Augen gen Himmel und sprach: „Habe ich Jemand getödtet, das ist nicht meine Schuld, ich wollte es nicht; dem, der mich verwundet, vergebe ich von ganzem Herzen und bitte Gott, mir auch also zu vergeben. Gern hätte ich noch die heil. Wegzehrung genossen; kann ich sie aber nicht mit dem Munde nehmen, dann wird mir Christus ihr Gnadengeleit doch nicht entziehen." Mit den Worten machte er das heil. Kreuzzeichen und sein Haupt sank zurück; in diesem Augenblicke öffnete sich sein Mund und ein Vöglein flog heraus, so schön, daß nichts in der Schöpfung ihm verglichen werden kann, und das erhob sich mit Rücklassung eines überaus köstlichen Geruches zum Himmel. — Solches hat die Matrone oftmals erzählt und bei ihrem Seelenheile die Wahrheit der Erzählung bekräftigt.

57.

Geist erlöst.

Beschryvinge van Ypre. MS

Im Jahre 1459 auf Allerseelentag wurde zu Ypern ein wiederkehrender Geist erlöst. Es hatte nämlich ein gewisser Gerhard Middendorf, ein Bäckermeister, ein Haus gemiethet, welches seit lange gänzlich verlassen gewesen war, weil es darin spukte. Nun war seiner Frauen erste Arbeit, das Haus vom Söller bis zum Keller zu putzen und zu fegen; da kam sie denn auch unter anderm an einen alten Schrank und indem sie den reinigte, fand sie ein heimliches Kästchen, das brach sie auf und sah, daß ein Säckchen voll Geld darin lag. Erfreut rief sie ihren Mann und zeigte dem den gefundenen Schatz. Gerhard war nicht weniger zufrieden darob als seine Frau und sprach: „Nun ist der Geist erlöst, der hier umging. Laß uns nun zum Goldschmied und zum Gewandschneider gehen und für uns Alle etwas Neues kaufen.“ Das thaten sie auch und kehrten ganz glücklich und seelenvergnügt nach Hause zurück.

Abends ging Middendorf in die Schenke und die Bäckersfrau blieb allein in der Kammer, wo sie sich mit Nähen die Zeit vertrieb. Da schlug es elf Uhr und nach dem letzten Schlage hörte sie in dem alten Schranke einen entsetzlichen Knall, wie wenn der ganze Schrank in Stücke wäre geschlagen worden. Sie schaute nach der Ecke hin, wo er stand, und sah, wie die Thüren sich öffneten und ein junges ganz altfränkisch gekleidetes Mädchen daraus trat, welches sich zu ihr wandte und sprach: „Frau, das Geld, welches ihr heute gefunden habet, hatte ich in den Schrank gelegt und davon muß ein Gelübde vollbracht werden, welches ich gethan, aber nicht vollbringen konnte.“ Martinchen, die Bäckerin,

war so erschrocken ob der Erscheinung, daß sie bewußtlos von ihrem Stuhle sank und an dem Boden liegen blieb, bis ihr Mann zurückkam.

Noch oft kehrte der Geist der Jungfrau wieder, sagte ihr endlich auch, welches das Gelübde sei, was sie für die Genesung ihres Vaters gethan, und Martinchen erfüllte dasselbe; sie kaufte nämlich zwei silberne Leuchter für den Altar unserer lieben Frau, eine silberne Krone für das darauf stehende Marienbild und ein Meßgewand. Das alles opferte sie an dem Altare in einer feierlichen Messe auf. Als diese Messe zu Ende war und der Geistliche das de profundis anstimmte, da rauschte es in der Kirche, wie von einem starken Winde und man sah einen großen schneeweißen Vogel, einem Schwane gleich, vor dem Altare fliegen und gleich darauf verschwinden, woraus man schloß, daß der Geist nun erlöst sein müsse.

58.

Die baseler Nachtigall.

Manilius.
Lenglet-Dufresnoy Recueil de dissertations. II. 1, p. 29.

Während des Conziliums von Basel gingen einige von den gelehrten Doctoren in einem Walde spazieren und hörten daselbst eine Nachtigall, die so wunderbar sang, daß sie nie in ihrem Leben so etwas gehört hatten. Das kam einem der Herren verdächtig vor und er beschwur die Nachtigall, zu sagen, wer sie sei. Da sprach der Vogel, er sei eine verdammte Seele und müsse in dem Walde wohnen bis zum Tage des jüngsten Gerichts.

59.

Rose aus des Todten Mund.

Thom. Cantipr. bonum universale de apibus. p. 290.

Im Kloster Doel lebte ein Mönch, der alle Tage fünf Psalmen sang, die mit den Anfangsbuchstaben des Namens der heiligen Mutter begannen. Es geschah nun im Jahre 1186, am Feste des heil. Andreas, als die Mönche zur Nachtvigilie sich in der Klosterkirche versammelt hatten, daß der Subprior rund ging um zu sehen, ob alle da wären; er fand alle zugegen, seinen Bruder Josbert, jenen frommen Marienverehrer, ausgenommen. Das wunderte ihn und er ging zur Schlafkammer und zu Josbert's Bette, denn er dachte ihn noch schlafend zu finden; aber er fand ihn kalt und todt und sah zugleich ein unerhörtes Wunder, nämlich fünf Rosen, die aus des Hingeschiedenen Mund, Augen und Ohren hervorblühten und auf denen die ersten Verse der fünf Psalmen standen, die Josbert zur Ehre Marias zu beten gewohnt war.

Bald war das Wunder rund und der Bischof kam und nahm die Rose aus dem Munde, legte sie in ein krystallen Kästchen und befahl, dies auf dem Altare aufzustellen. In dem Augenblicke aber, wo er die Rose genommen, sanken die andern vier hin und verloren all ihre Zierde.

60.

Goldwurz blutet.

Thom. Cantiprat. bonum univers. de apibus. l. II c. 55 § 2 p. 533.

Ein Knabe aus dem Bisthum Cameryk in Brabant kam zu Thomas und wehklagte und rief: „O Herr, erbarmet euch mein, denn mir ist Schreckliches widerfahren." Thomas stand verwundert darob, denn er konnte nicht begreifen, was dem Knaben denn für Schreckliches begegnet sein möge, und fragte ihn: „Dann sage mir bald und kühn, was ist denn das?" — „O Herr," entgegnete der Knabe, „ich saß mit andern meiner Kameraden im Felde bei den Ochsen und wollte mir einen Pfeil schneiden. Kaum aber hatte ich mit dem Messer eine Goldwurz (hastula) geritzt, die mir am besten dazu schien, als das helle Blut daraus lief." Thomas beruhigte den Knaben, erfreut, daß es nichts Schlimmeres war, was ihm widerfahren, und sandte ihn nach Hause zurück.

61.

Spinnweibchen in der Linde.

Mündlich.

Zu Wessalaere bei Nevele steht eine ungeheure Linde, die wol ein Jahrtausend zu zählen scheint; aus der Mitte ihres hohlen Stammes schießt ein junges Lindchen auf. Neben dem jungen Lindchen sieht man jegliche Nacht ein spinnend Weibchen sitzen, das ist alt und runzlich und dreht sein Rädchen immer fort, mag da zuschauen, wer will. Um das Weibchen herum springen und spielen Thiere aller Art, wie ganz zahm und fürchtet sich keins.

Viele Leute aus der Gegend gehen hin zu der Linde, das Weibchen zu sehen; gewöhnlich aber thun sich mehre zusammen, denn es hat immer etwas Grauliches.

62.

Jan-Aarten-boimke.

Mündlich.

Dr. Hermans, Geschiedkundig Mengelwerk. II. S. 304.

Nahe bei einem Grabhügel bei Tilburg steht eine tausendjährige Eiche, welche man Jan-Aarten-boimke nennt. Bei diesem Baume geht es um und man erzählt sich viel von ihm. Die ganze Umgegend ist reich an Urnen, auch findet man dort viel Holzasche mit Menschenbeinen darunter.

63.

Weiße Frau zu Stammheim
(bei Köln.)

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. XI. c. 53.

Zu Stammheim wohnten im dreizehnten Jahrhundert zwei Ritter, deren einer Herr Günther hieß und der andere Herr Hugo. Einst, während Günther im heiligen Lande für den Glauben kämpfte, hatte die Kindermagd dessen beide Knaben Nachts in den Hof geführt, damit sie einem natürlichen Bedürfnisse genügten; während sie aber so neben den Kleinen stand, sah sie plötzlich eine Frau in schneeweißem Kleide und mit leichenblassem Antlitze, die über die Thorschwelle hin auf die Kinder schaute, dann schweigend sich umwandte und ebenso

durch Herrn Hugo's Thor ihre Blicke sandte, und zuletzt von da auch weg und dem Kirchhofe zuging, wo sie verschwand. Einige Tage nachher erkrankte das ältere Söhnchen Günthers und sprach alsbald: „Nach sieben Tagen muß ich sterben; sieben Tage später stirbt meine Schwester Divina und abermals nach sieben Tagen mein jüngstes Schwesterchen." Und so geschah es auch und es ging noch weiter, denn nachdem die Kinder todt waren, folgte ihnen die Mutter und endlich auch die Magd. Zur selben Zeit ungefähr verschied auch Herr Hugo nebst seinem Sohne.

64.

Die weiße Frau in Soest.

Caesar. heisterb. dial. mirac. dist. III. c. XI.

In Soest lebte ein Bürger, mit Namen Henricus Gemma, und der hielt eine Schenke, die jedoch in einiger Entfernung von seinem Wohnhause lag. Eines Abends kehrte er spät zurück, das aus dem Weine gelöste Geld in seiner Tasche. Auf dem Wege fand er eine Frau in weißem Gewande; die zog ihn, als er an ihr vorbeikam, beim Kleide und sprach zu ihm: „O Freund, wie lange habe ich hier schon deiner geharrt! nun komm auch mit mir und gib mir deine Gunst." Darauf antwortete der Wirth: „Ich habe nichts mit dir zu schaffen und will nichts von dir wissen; sondern will geradenwegs zu meiner Frau nach Hause;" und mit den Worten riß er ihr seinen Rock aus der Hand. Da er auf ihr inständigeres Bitten noch immer ihr nicht folgen wollte, faßte sie ihn endlich mit kräftigen Armen und flog mit ihm durch die Luft über Sankt Patrocli Kloster weg bis auf eine Wiese außerhalb der Stadt,

wo sie ihn niederlegte. Nach langer Zeit erst erwachte er aus einer schweren Ohnmacht, in die der Schrecken ihn geworfen hatte, erhob sich und ging nach Hause zurück, wo ihn die Seinigen zu Bette brachten.

Noch drei Nächte nachher kam die weiße Frau und klopfte an dem Hause, aber Herr Heinrich rief: „Laßt sie nur klopfen, sie kommt und klopft meinetwegen.“ Der Mann überlebte krank und schwach kaum noch ein Jahr; dann starb er.

65.

Der Elben und Zwerge Töpfe und Pfeifchen.

Mündlich.

A. Heylen, Verlichtinge der brabandsche en andere nederlandsche oudheden. S. 229.
Dr. Hermans, Geschiedkundig mengelwerk. II. S. 269.

Zu Castelre bei Eersel liegt ein Alvenberg, der wegen Spuk sehr bekannt und gefürchtet ist. Vorzeiten nämlich haben dort die Elben, Alven oder Kaboutermannekens gewohnt; von ihnen rühren die Töpfe und Krüge her, welche man bei einigem Graben daselbst findet.

Sehr häufig findet man kleine Tabackpfeifchen in Menge auf gewöhnlichem Ackerlande; diese sind kurz und dick von Stiel und von sehr roher Form. Daraus rauchten die Zwerge ehedem und machten das also: Ein Zwerglein hielt das Pfeifchen fest, ein zweites rauchte daraus und ein drittes hielt das Feuer daran.

Wenn man mit dem Reinmachen einer Sache beschäftigt ist und man kann nicht schnell fertig werden, dann hört man nicht selten sich fragen: „Sollen die Erdmännchen dir nicht putzen helfen?“

66.

Zwerge auf dem Hopfensöller.

Wieri opera omnia c. 22. p. 71.
Dr. Hermans Geschiedkundig mengelwerk. II. p. 271.

Die Erdmännlein oder Zwerge sind nicht alle einer Art. Einige sind gütig und traulich, werden darum Hausgeister genannt. Diese halten sich Nachts gewöhnlich auf dem obersten Stock auf und scheinen Dienstbotenwerk zu verrichten. Man soll meinen, sie kletterten die Treppe herunter, öffneten die Thüren, legten Feuer an, holten Wasser und deckten den Tisch, doch thun sie im Grunde nichts von diesem All. Da sie aus einigen Zeichen wissen, was noch geschehen wird, so hört man sie häufig lange voraus das thun, was später eintreffen soll.

Dies Letzte habe ich selbst (Weier) in meiner Jugend in meinem älterlichen Hause zu Grane sehr oft erfahren. Wenn auf unserm Speicher viel Hopfen in Vorrath lag, hörten wir die Nacht vor dem Tage, wo Kaufleute kamen, um Hopfen zu kaufen, Hopfensäcke in Menge die Treppe herabwerfen. Wir waren stets erfreut darob und sagten es unsern Aeltern, denn wir konnten sicherlich darauf rechnen, daß wir am andern Tage einen guten Handel machten.

67.

Das Zwergloch zu Weingarten.

Mündlich.

Bei Weingarten in der Eifel sieht man auf der Höhe eines kleinen Hügels eine Höhle; da haben in frühern Zeiten die Zwerge gewohnt. Die Höhle geht auch zwei Stunden weit unter der Erde fort bis in das

Kloster Schwarzenbroich, wo sie im Keller einen Ausgang hat. Wenn es die Zwerge nach gutem Weine gelüstete, oder sie ihren Freunden von solchem geben wollten, dann stahlen sie denselben aus dem Klosterkeller, wo er in Menge lag. Auf dem Sommerhäuschen einer bei Weingarten gelegenen Burg sieht man noch heutzutage eine buntgemalte Figur und das ist das Bild von einem der Zwerge.

Wenn die Bauern aus der Umgegend an dem Zwergloche vorübergehen, dann werfen sie einen Stein hinein; dadurch ist der Eingang nun so enge geworden, daß man nur mit großer Mühe noch durch kann.

68.

Der Zwerglein Hülfe.

Mündlich.

In einem westflandrischen Dorfe fällt die Kirmeß just in die Erntezeit. Es geschah einmal, daß in einem Hofe des Dorfes die Knechte und Mägde alle beim Einernten helfen mußten, während im Dorf die Musik lustig spielte und alle Jungen und Mädchen am Tanzen waren, oder an den Buden auf dem Markte herumspazierten. Sie arbeiteten alle, daß ihnen der Schweiß in Strömen vom Leibe lief, aber trotzdem sahen sie ein, daß sie doch nicht fertig werden konnten und daß der Spielmann seine Geige an den Nagel hängen würde, ohne daß sie ein Tänzchen gemacht hätten. Sie beklagten sich auch nicht wenig darüber, aber was konnte ihnen das All helfen; die Arbeit mußte gethan sein.

Als sie eben noch so recht im Murren waren, sahen sie plötzlich ein klein alt Männchen neben sich stehen; das hatte die Hände auf dem Rücken und lachte herzlich

drein und sprach: „Ja Jungen, Jungen; ihr tanztet also lieber, als daß ihr hier herumsklavt?" — „Ist das noch eine Frage?" entgegnete einer der Knechte. „Gewiß, Freundschaft, und nie ist uns das Arbeiten saurer angekommen." — „Gut," sprach das Männchen; „dann leget euch ... es ist um zehn Uhr ... schlafen bis elf Uhr und sehet nicht weiter um euch. All eure Arbeit wird dann verrichtet werden. Aber das keiner von euch die Augen aufthue und um sich laure." Das thaten die Leute auch alle, eine neugierige Närrin von Dienstmagd ausgenommen: die schloß die Augen nur halb und lonkte verstohlen, um zu sehen, auf welche Weise die Arbeit denn eigentlich vollendet würde. Da sah sie aber nichts anders, als die Garben fliegen, rechts und links, Bänder drum binden und kurz ein Treiben, als wären tausend Teufel damit beschäftigt gewesen. Ehe es noch elf schlug, war alles in Ordnung, nur die jener Magd zugewiesene Arbeit war noch nicht verrichtet. So mußte sie denn zur Strafe für ihre Neugier mutterseelenallein arbeiten bis Abends elf Uhr, während die andern alle lustig tanzten und sprangen.

69.

Die Lappländer zu Langdorf.

Mündlich.

Wodana I. p. 154.

Zu Langdorf gab es ehedem eine große Menge von Kabautermännchen oder Lappländern, ganz kleine Kerlchen, die viel Böses und wenig Gutes stifteten. Sie kamen häufig bei meiner Mutter Großvater, Berg, um sich Küchengeräthe von ihm zu leihen. Gab man es ihnen nicht, dann wollte es mit der Arbeit auf dem Hofe

den ganzen Tag nicht recht fort und allerlei Unangenehmes stellte sich den Dienstleuten in den Weg. Gab man es ihnen aber, dann ging alles nach Wunsch und Willen. Zumeist erfrugen sie sich Löffel, Gabeln und Töpfe; gab man ihnen dieselben rein, dann bekam man sie schmutzig zurück; empfingen sie dieselben aber schmutzig, dann gaben sie sie rein zurück.

Als man ihnen eines Morgens einen eisernen Kessel lieh, um Bohnen darin zu kochen (denn zu der Zeit kannte man noch keine Kartoffeln), gingen sie damit in die Scheune, steckten einen Stock in das Stroh, machten ein groß Feuer und hingen den Kessel an den Stock darüber. Als Berg das sah, lief er erschrocken hinzu und rief: „Was macht ihr da, ihr steckt meine Scheune in Brand und meinen ganzen Meierhof mit. Ist das der Dank für meine Güte?" Die Kabautermännchen lachten aber und sprachen: „Seid nicht besorgt darum, es wird nichts verbrennen; statt euch irgendwie Schaden zu thun, wollen wir für euch arbeiten." Es war damals just in der Erntezeit. Die Knechte zogen aus in's Feld, um das Korn zu mähen, doch als sie kamen, war die Arbeit schon gethan; das Korn war so schön gemäht, wie man es nur wünschen konnte. Gegen Mittag kamen die Männchen wieder an die Thüre und erfrugen sich abermals den eisernen Kessel. „Den will ich euch geben," sprach Berg, „aber werdet ihr auch für mich arbeiten?" — „Weil ihr uns das abfragt, nein, heute nicht mehr," sprachen die Männchen, „wol aber morgen, wenn ihr uns außer dem Kessel noch Gabel und Löffel leiht." Berg versprach ihnen dieselben und als man am folgenden Tage das Korn in Garben binden wollte, war das auch schon gethan und man brauchte die Garben nur in die Scheune zu führen.

Ein andermal sollten Bäume gehauen werden, wahr=

scheinlich hatte man den Männchen auch wieder nicht ganz nach ihrem Sinne gethan, denn die Bäume waren wol umgehauen, aber sie lagen quer über der Straße und man konnte sie trotz aller Mühe nicht von der Stelle bringen. Man suchte also die Männchen zu beruhigen und da versprachen sie denn auch, die Bäume aus dem Wege zu räumen und sie selbst nach dem Hofe zu bringen, nur müsse man Pferde und Karren in die Nähe bringen und da allein stehen lassen. Da führten sie die Bäume weg, eine große Eiche ausgenommen, die ließen sie liegen. Die Leute gaben sich nun alle Mühe, den Baum zum Mindesten ein wenig zur Seite zu bringen, doch das ging nicht, denn damals kannte man die Winden und andere Hebinstrumente noch nicht. Die Kabautermännchen standen inzwischen da und lachten die Leute derb aus, bis Berg ihnen wieder ihren Willen that; da brachten sie den Baum weg.

Da sie nun sehr häufig schlimme Streiche spielten, setzte die Polizei sich auf die Hinterbeine, um sie zu fangen, aber nie konnte sie die Männchen ertappen, denn wenn sie irgendwo zusammensaßen, dann stießen sie ein großes Messer, welches sie stets bei sich trugen, mit der Spitze in den Tisch. Kam die Polizei dann in die Nähe, dann bewegte sich das Messer und zitterte und fuhr hin und wieder, und zugleich verschwand das kleine Volk mit Kessel und Kannen.

Einmal aber hat man sie doch überrascht und das war in einem theilweise niedergefällten Walde. Da saßen sie, aßen und tranken und tanzten auf den Ellenbogen, die Beine in die Höhe gestreckt, in die Runde. Als man ihnen nicht zu nahen vermochte, rief man den Pfarrer, doch der konnte auch nichts gegen sie ausrichten.

Diese Lappländer oder Kabautermännchen waren während des deutschen Kriegs in's Land gekommen. Die

Franzosen haben sie herausgejagt. Seitdem hat man nichts mehr von ihnen gesehen.

70.

Mützchen.

Steinhart epitome historiarum p. 53.

Im Heinischen Busch bei Freiberg in Meißen erschien ehedem häufig ein Geist, welcher die Durchwandernden auf allerlei Manieren quälte. Zumeist hüpfte er ihnen auf den Rücken, klammerte sich um ihren Hals fest und ließ sich also ein gut Stück Wegs tragen. Waren die Leute dann hundemüd, so daß sie kaum noch Athem schöpfen konnten, dann ließ er sie los, kletterte pfeilschnell auf einen Baum, lachte sie derb aus und machte Grimassen aller Art. Vornehmlich hat er dies Spiel, wovon viele Personen krank geworden und einige selbst gestorben sind, im Jahre 1573 getrieben. Von dem Volke wurde er insgemein Mützchen geheißen.

71.

Der Hinzenthurm zu Aachen.

Mündlich.
A. Reumont Aachens Liederkranz und Sagenwelt. S. 325.
Vgl. auch Grimm Deutsche Sagen. I. Nr. 33.

Der Felsen, auf dem die Emmaburg im Limburger Lande steht, ist durch viel unterirdische Gänge ausgehölt; in diesen trieben einst die Hinzelchen oder Hinzenmännchen ihr Wesen. Bei Tage ließen sie sich nicht sehen, dafür machten sie Nachts aber allerhand Lärm und Unfug an der Leute Thüren; hatten sie dies eine Stunde

lang, und zwar von Zwölf bis Eins, getrieben, dann zogen sie sich wieder in ihre Berglöcher zurück und begannen da lustig zu schmausen. Ein Jägerbursch hat ihnen einmal dabei zugeschaut; als er aber am andern Morgen seinen Nachbarn davon erzählte, da wurde er bald darauf siech und eilte eines Tages in die Felsen um nimmer zurückzukehren.

Die Umwohner waren des Spukes endlich müde und da keine Beschwörungen halfen, bauten sie eine Kapelle am Fuße der Emmaburg: seit das Glöcklein derselben die Gläubigen zur ersten Messe rief, verschwanden die Hinzlein und ließen sich weiter nicht sehen.

An dem äußern Stadtwalle von Aachen, zwischen dem Sandkaut- und Kölner-Thor, stand zu der Zeit ein hoher Thurm, von dem unterirdische Gänge weit in das Land hineinführten: dahin zogen die Hinzelmännchen und fingen nun in Aachen dasselbe Treiben an, wie ehedem in den Felslöchern. Vorzüglich wurden die Bewohner der Kölnerstraße von ihnen geplagt. Zu gewissen Zeiten kündigten die Hinzelchen den Bürgern daselbst durch mancherlei Vorzeichen, wie z. B. durch Pochen an der Hausthür, Picken und Knistern auf dem Herde oder Gerassel unter dem Küchengeschirre an, daß sie Fest hielten, und dann mußte jeder Hausvater ein blankgescheuert Geschirre um zehn Uhr Abends vor seine Thüre stellen. Wer das unterließ, der mochte sicher sein, die Nacht keine Ruhe zu haben; wagte einer, gar der Männchen zu spotten, den zerzausten sie dergestalt auf seinem Lager, daß man ihn Morgens halbtodt fand. So begab es sich auch einmal, daß zwei Kriegsleute, die in dem Hause zum Wildenmann im Quartier lagen, den Hausherrn über das Kesselaussetzen aufzogen und sich vermaßen, die Hinzelchen sollten statt der Kessel ihre blanken Degen finden. Sie setzten sich denn auch um zehn Uhr an

die Thür und zechten da wacker und sangen lustige Stückchen dazu. Bald aber schwieg ihr Sang und sie schrien zwistend einer dem andern zu: Hinz! Hinz! gingen einander zu Leibe und liefen sich durch das Hinzengäßchen bis an den Thurm nach: da fand man sie am andern Tage und hatte einer den andern erstochen.

So wagte denn keiner, das Kesselaussetzen zu unterlassen. Um Mitternacht liefen die Hinzchen tripp, trapp durch die Straßen und packte ein jedes seinen Kessel auf, womit sie dann dem alten Thurm zueilten. Am andern Morgen fand jeder Einwohner sein Geschirr wieder richtig und blank vor der Thür, die ausgenommen, welche die Kessel unsauber hingestellt; denn deren Kessel nicht allein, sondern auch ihr Haus noch, war ganz mit Koth und Schmutz beschmiert. Das hat gedauert bis zur Stiftung des Regulirherrn-Klosters; seit der Zeit sind die Hinzelmännchen verschwunden.

72.

Nievelmännchen und Duwelmännchen.

Mündlich.

Gerevisse in Blaemsch. Belgie.

In Limburg an der Maaß liegen die Ruinen des alten Schlosses Stein. Unter denselben gibt es eine Menge von Kellern und Gängen, welche von den Nievelmännchen bewohnt sind. Diese Männchen schlafen bei Tag und wachen bei Nacht. Dann laufen sie in all den Häusern der Gegend rund und holen Küchengeräthe, worin sie während der Nacht ihr Essen kochen. Auch melken sie die Kühe in den Ställen aus und bringen Zwist und Uneinigkeit unter das Gesinde. Wenn dies dann zankt oder gar sich untereinander schlägt, dann

stehen sie in der Ferne und lachen und verschwinden bald darauf wieder in ihren Höhlen.

73.

Zwergloch bei Osnabrück.

Kircheri mund. subterran. VIII. 4, 2.

Bei Osnabrück in den Bergen (Iburgenso) findet man eine Höhle mit unzähligen Irrgängen, die von Zwergen bewohnt werden. Diese machten um geringen Preis den umwohnenden Bauern allerhand Schmiedearbeiten in Eisen, auch andern Hausrath; war etwas zerbrochen, das durch keine Menschenhand wieder ganz gemacht worden wäre, die kunstreichen Zwerge thaten es mit Leichtigkeit. In Osnabrück sah ich ein Hangeisen, woran man die Kessel übers Feuer hing, das hatten die Zwerge gemacht. Viel erzählte man sich von ihnen, so z. B. daß das Wild in jene Höhle flüchtete, und setzten die Hunde ihm nach, dann kämen sie nicht wieder zum Vorschein. Diese Erdmännchen werden jetzt fast gar nicht mehr gesehen und haben den Umgang mit Menschen fast ganz aufgegeben; es hat nämlich einmal ein muthwilliger Bube, der auch viel Gutes von ihnen empfangen, ihnen zum Danke seinen Koth auf die Stelle gemacht, wo man ihnen gewöhnlich den Lohn für ihre Arbeiten hinzulegen pflegte.

74.

Das schwarze Männchen.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Im Schweizerland wohnte ein gelehrter Chemikus; zu dem kam einmal ein Bauer und sprach: „Herr, hört,

ich habe euch etwas ins Ohr zu sagen. Als ich neulich auf dem Berg ein bischen spazieren ging, sah ich am Fuße desselben ein schwarz Männchen, welches grub, nun einmal verschwand und gleich drauf wieder da war und arbeitete. Da stieg ich nieder, um das fremde Ding näher zu beschauen, aber ich fand auch nicht einen Fußtritt, dagegen auf der Stelle, wo das Männlein gegraben hatte, diese Erzstücke hier." Derselbe Bauer erzählte auch, er wäre unlängst bei einigen Bauern gewesen, die auf den Bergen Krystall suchen gingen; die hätten ihm eine Stelle gewiesen, wo kürzlich einer von ihnen mit der Hacke gegen einen Felsen geschlagen und mit gemachter Freude — nämlich um die andern zum Narren zu halten — ausgerufen: „Ei, was für schönen Krystall finde ich hier!" Da wäre plötzlich in den Bergen ein so gräulicher Spektakel und Gerassel und Getöse entstanden, daß sie alle geflüchtet wären. Der Chemikus ließ sich den Ort weisen, wo das Männlein gegraben, und fand daselbst eine reiche Metallader.

75.

Die Bergmännchen im Oberbieberstollen.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Martin Lichy befand sich eines Sonntags bei Anbruch der Nacht in dem Oberbieberstollen und sah allda ein Männchen so groß als ein Kind von acht bis zehn Jahren; es trug ein ledern Kleid, breiten Hut und hatte große funkelnde Augen. Lichy erschrak nicht wenig und warf seinen Stock nach dem Männchen; da verschwand es.

Ein Anderer war auf einen Sonntag in der Mine Mohren-Erbstollen und hörte da plötzlich stark arbeiten, aber als er nachsah, fand er Niemand. Das erzählte er

seinen Gesellen, doch die lachten ihn aus. Da nahm er ein Grubenlicht und suchte nochmals: er hörte von allen Seiten rufen Ba, Ba, Ba und das erschreckte ihn so, daß er schnell nach oben eilte. Nun ging er zu den andern Gräbern in die Herberge und wollte denen alles erzählen, doch die hießen ihn schweigen, denn es ist bekannt, daß, wer Andern erzählt von den Bergmännchen, die er gesehen, bald sterben muß. Trotzdem daß der Mann nun alsbald schwieg, wurde er doch krank und ist erst nach drei Wochen genesen. Beinahe dasselbe passirte noch einem andern Gräber, Christian Müller. Simon Krauß zu Schemnitz hatte so eine Erscheinung der Bergmännchen erzählt und starb plötzlich, wovon noch eine Menge Beispiele anzuführen wären.

Eine solche Erscheinung der Bergmännchen bedeutet stets etwas. Gehen sie den Gräbern vor, das ist Hoffnung auf eine reiche Mine.

76.

Engel schauen.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. l. VIII, c. 43.

Zu Hemmenrode lebte ein Laienbruder, der war Aufseher über die Scheunen des Klosters, ein guter und braver Mann. Oft sah ein anderer gar einfaltvoller Laienbruder desselben Klosters neben jenem einen Engel, wenn er einige Arbeit zu verrichten ausging. Als dieser dem Abte Hermann das hinterbrachte, sprach der: „Nun wirst du den Engel nicht mehr sehen, weil du von seiner Erscheinung gesprochen.“ Das ist auch eingetroffen.

77.

Wasserteufel im Tabakfeld.

Mündlich.

Einem Manne zu Wetleren wurde in jeder Nacht, die Gott erschaffen hat, sein Tabakfeld zerstört, die Blätter niedergeschlagen, abgebrochen oder was Anderes, kurz, er fand jeden Morgen eine neue Ursache zu Aerger und Verdruß. Darüber wurde er endlich so böse, daß er sich eine Flinte lud und sich in der Nähe des Feldes gegen Abend verbarg. Bis Mitternacht blieb alles still, dann aber regte es sich in den Blättern und eins wurde nach dem andern geknickt. Der Mann legte seine Flinte an, zielte und drückte los, aber der Hahn gab kein Feuer; dagegen bekam er selbst einen so greulichen Schlag in den Nacken, daß er fast besinnungslos zu Boden stürzte. Das machte ihn aber nicht irre, er that frisches Pulver auf die Pfanne und als die Blätter sich wieder regten, drückte er noch einmal los, aber kein Schuß folgte und er empfing denselben Schlag. „Das muß ich doch dreimal wagen," sprach der Mann, that noch einmal Pulver auf und drückte noch einmal los, doch derselbe Ausgang erfolgte, und wurde ihm diesmal der Hut vom Kopfe weggerissen und eine Viertelstunde weit geschleudert, und hörte er dabei ein schallendes Gelächter: „Hahaha! Da hab' ich euch einmal fest gehabt." Da erkannte der Mann, daß der Wasserteufel ihm den Streich gespielt habe, und ging still nach Hause zurück, zufrieden, daß er noch so leichten Kaufes von dem Geiste weggekommen war.

78.

Kind im Wasser.

Mündlich.

Zu Boyghem in Ostflandern ging einmal eine Frau zum Bache, Wasser schöpfen, und fand im Bache ein allerliebstes Kind liegen. Mitleidig nahm sie das Kind heraus, drückte es in die Arme und trug es mit sich nach Hause, wo sie es sorgfältig wickelte und wärmte und es auf ein Kissen schlafen legte. Dann lief sie schnell zu einer Nachbarsfrau, um von der eine Wiege zu leihen, bekam die auch und machte ein Bettchen darein. Als das Kind erwacht war, gab sie ihm zuerst Milchbrei, dann legte sie es in die Wiege; doch kaum begann sie zu wiegen, als das Kind pff pff durch den Kamin fuhr und verschwand. Da sah sie, daß der Nix sie geneckt hatte.

79.

Die Neckerstraße zu Ypern.

Beschrywinge van Ypern. Handschrift der Stadtbibliothek von Ypern.

In dieser Straße wohnte ehedem eine Wahrsagerin, die im Rufe stand, mit dem Necker umzugehen. Den schwangern Frauen sagte sie voraus, ob sie eines Knäbleins oder eines Mägdleins genesen, nannte ihnen auch den Ort, wo sie gebären würden. Wenn ein jung Paar heirathete, sagte sie ihnen für Geld, ob die Braut Kinder bekäme oder nicht und wie viel sie bekommen solle. Wenn die Frauen sie oft fragten, wo ihre Trunkenbolde von Männern säßen, nannte sie ihnen die Schenke, wo dieselben eben tranken. Ehe sie eine Wahrsagung aussprach, beschwur sie den Necker stets mit diesen Worten:

Kom Necker,
Myn decker,
Myn wecker,
Myn lotetrecker,
Myn g'heim ontdecker,
En toon van daeg,
Wat dat ik u Necker vraeg *).

Dann drehte sie sich dreimal rund um und sie wußte alles zu sagen, was man sie frug. Ueber ihrer Thüre hatte sie ein Schild, worauf stand:

Der Necker allhier sagen kann,
Was man fragt, sei's Frau ob Mann.

Darum nannte man zuletzt die Straße Neckerstraße.

80.

Das Stroh des Nixes.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2. Aus mündlicher Sage. G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 218. Gleichf. aus mündl. Quelle.

Zu Kappeln, einem Städtchen im strasburger Gebiet, erzählt man sich die folgende Geschichte.

Es wohnte einmal eine Wehmutter in der Stadt, zu der kam der Wassermann und bat sie, seiner Frau in Kindesnöthen beizustehen. Die Wehmutter wollte jedoch nicht vor großer Furcht, aber der Nix bat so lange und so flehentlich und gelobte ihr so theuer, daß ihr kein Leides geschehen solle, bis sie endlich mit ihm ging. Als sie ans Wasser kamen, schlug der Nix mit einer Ruthe darauf, und es theilte sich zur Stunde und Beide stie-

*) Komm Nix, mein Decker, mein Wecker, mein Loosziehers, mein Geheimniß-Entdecker und offenbare mir heute, was ich dich, Nix, frage.

gen eine Wendeltreppe nieder und kamen in eine Kammer, wo eine Wasserfrau auf einem kostbaren Bette in Kindesnöthen lag. Als die Wehmutter ihre Pflicht gethan hatte, führte der Nix sie dieselbe Wendeltreppe wieder hinauf und gab ihr oben zum Lohn für ihre Mühe ein Büschlein Stroh. Das wollte die Frau zuerst nicht annehmen, denn sie dachte Lohn genug zu haben, daß sie wieder wohlbehalten auf festem Boden stand, doch nahm sie es endlich und ging ihres Weges, warf es aber auf der Straße weg. Als sie jedoch zu Hause ankam, da fand sie ein Hälmlein des Strohes, welches an ihrem Kleide hängen geblieben war, und als sie das näher beschaute, war es pures Gold.

Die Leute erzählen auch, daß ein Ritter seine entführte Frau in 77 Seen gesucht und sie endlich in demselben See gefunden habe, wo die Wehmutter gewesen war. Die Frau bezeugte oft, daß in keinem See, selbst in dem der Venus, so schöne Gewölbe wären, als in diesem.

81.

Des Nixes Füße.

Mündlich.

Morael in der Wodana. I.

Heutzutage sieht man in der Gegend von Beurne keine Nixen mehr; eine glaubwürdige Frau versicherte, daß ihre Mutter noch davon gehört und zwar viel davon gehört habe. Zu deren Zeit geschah es unter andern, daß eine Bäuerin sich Abends früh zu Bette legte, um des andern Morgens früh aufstehen zu können, denn sie wollte allerlei Waaren nach Beurne zu Markte bringen. Da sie aufwachte, erschrak sie höchlich, als sie sah,

daß es schon ganz hell war; schnell sprang sie aus dem Bette, zog sich an, nahm ihren Korb und schritt bald auf dem Wege gen Veurne hin. Unterwegs fand sie Jemand, der auch nach der Stadt zu gehen schien und sie freundlich ansprach: „Frauchen, ihr habt große Eile, wie es scheint, und schwitzet unter euerm Pack; sicherlich gehet ihr zu Markte und dahin muß ich auch; lasset mich euern Korb ein wenig tragen." Zuerst dankte die Bäuerin freundlichst, als der Mann aber immer wieder sein Anerbieten wiederholte, stimmte sie zuletzt darein und er hing ihren Korb in seinen Arm. Bald nahten sie Veurne, aber die Sonne wollte noch immer nicht aufgehen, im Gegentheil, es schien immer dunkler zu werden. Die Bäuerin ging darum langsamer; hatte sie zuvor gefürchtet, zu spät zur Stadt zu kommen, so fürchtete sie nun, noch zu früh da zu sein. Allerhand Gedanken schossen ihr in den Kopf und nachsinnend zu Boden schauend, ging sie neben ihrem Geleitsmann her. Zufällig fiel ihr Blick auf dessen Füße, doch da kriegte sie einen Schrecken wie noch nie in ihrem Leben, denn die waren von so erstaunlicher Größe, und hatten eine so sonderbare Form, daß sie noch nie so etwas gesehen hatte. Der Gesell schien das zu merken; zum mindesten sprach er: „Frau, ich muß hier ein wenig zurückbleiben; da ist euer Korb." Die Frau nahm den Korb bebend an und konnte nur mit Mühe ein „Danke euch" stammeln; sie lief so schnell sie konnte über die Brücke, die sie eben erreicht hatten. Im selben Augenblicke hörte sie einen Plumps und das war der Großfuß, der ins Wasser gesprungen war und dort verschwand. Zu ihrer großen Freude sah sie in der Nähe eine Meierei und ging darauf zu und erzählte ihren Vorfall, und die Leute sagten ihr, das sei Niemand anders gewesen als der

Wassernix, der ihr den Korb getragen und einen so großen Schrecken eingejagt habe.

82.

Nix zu Gent.

Mündlich.

Hinter dem alten Abteigebäude von Sankt Peter zu Gent liegt eine Brücke, auf der sich ehedem häufig ein Nix sehen ließ. Er stand gewöhnlich mitten auf der Brücke und wartete, bis Jemand kam, der auf die andere Seite wollte. Setzte der nun eben den Fuß auf die Brücke, dann warf sich der Nix ins Wasser. Mitleidige Menschen meinten oft, es sei Jemand, der sich ersäufen wolle, und sprangen nach, wurden dann aber vom Nix gepackt und unter's Wasser gezogen, so daß sie jämmerlich ertranken. Nur einer Frau wollte er wohl; wenn er die aus der Ferne kommen sah, lief er ihr entgegen und geleitete sie nach Hause, trug ihr auch, was sie zu tragen hatte, und bewies sich auf alle Weise freundlich gegen sie.

83.

Der Nix zu Nieuport.

Mündlich.

P. C. Leeluyse in der Wodana.

Zu Nieuport hat sich zu allen Zeiten ein Nix aufgehalten. Ehedem ließ man sich häufig mit ihm in dies Gespräch ein. Man rief nämlich:

Wecke, Wecke, Wecke!
Hoe waeit de wind?

— Jn myn necke.
Hoe staeje?
— Met myn gat naer de Kaeije*).

Der Nix betrog die Fischer aber häufig, spielte ihnen Streiche und lachte sie dann derb aus; darum fügen sie nun stets zu: Sta op in gods name! **)

84.

Nix zu Laibach.

Valvasor Ehre von Crain. Buch 15.
S. de Vries, de Satan II. S. 477.

Jn dem Laibache und zwar in der Gegend der Stadt gleichen Namens hielt sich vordem ein Nix auf. Ein Bürger der Stadt, Namens Schmeidler, wollte in einer mondhellen Nacht von einer Hochzeit nach Hause gehen. An der sogenannten Brotkammer angekommen, sah er plötzlich einen Mann in langem schwarzen Rocke aus dem Wasser des Laibaches kommen; der nahte ihm, zog ihn mit sich ans Wasser und stieß ihn hinein. Sonder Zweifel wäre der redliche Bürger ertrunken, hätte er sich nicht an dem Schuppstuhle (worauf die Bäcker, die das Brot zu leicht backen, ins Wasser geschuppt werden) festgehalten; auf sein Geschrei eilte alsbald die Wache herbei und half ihm heraus; zugleich sprang der schwarze Kerl ins Wasser und verschwand.

Ein andermal spazierten vier junge Bursche am Ufer des Flusses. Einer von ihnen, der, obgleich erst acht-

*) Wecke, Wecke, Wecke! Wie weht der Wind? — Jn meinen Nacken. — Wie stehst du? — Mit meinem Rücken nach dem Ufer (quai).

**) Steh auf in Gottes Namen.

zehn Jahre alt, doch stets ein muthwilliger Bösewicht gewesen, begann in dem Gespräche plötzlich bei Tonnen voll Teufeln zu fluchen. Kaum hatte er aber den Fluch aus dem Munde, als ein schwarzer Kerl aus dem Wasser auftauchte, mit unglaublicher Schnelligkeit auf den Burschen zueilte, ihn aus der Mitte der Andern wegriß und sich mit ihm ins Wasser warf. Nie hat man die geringste Spur mehr von ihm entdecken können.

85.

Der Wasserteufel und die sieben weißen Gespenster.

Mündlich.

Zwischen Zwevezeele und Lichtervelde liegen unfern der Muzebank die Trümmer eines alten Schlosses. Ein gewisser Chirurg kam spät Abends einmal in die Gegend, und nahe dem Bache, von dem man sich viel erzählt rief er: „Wasserteufel, komm heraus!" Da rauschte es plötzlich im Wasser und es sprang Jemand heraus und ans Ufer; der Chirurg nahm sich aber die Zeit nicht, näher zuzuschauen, wer das war, sondern lief, so schnell er konnte, dem nahen Lichtervelde zu.

Ein andermal fuhr eine bekannte Familie von Zwevezeele zur Kirmeß nach Lichtervelde. Als sie an den Ruinen angekommen war, blieben die Pferde stehen, bebten und zitterten vor Angst und bargen die Köpfe, wollten auch keinen Schritt weiter. Gleich darauf kamen sieben weiße Gestalten auf den Wagen los, stiegen von vorn herauf und hinten herab und verschwanden alsdann. Die Pferde begannen zugleich im vollsten Galopp zu rennen und standen erst im Dorfe still.

86.

Die Jungfrau auf dem Milsenberge.

Henr. Kornmann, de monte Veneris.

Im Stifte Fulda bei Biberstein liegt ein Berg, geheißen der Milsenberg, welcher wol Melusinenberg heißen könnte. Davon erzählt man sich, daß auf demselben häufig eine Jungfrau erscheint, die von unten Schlange ist und ein rechtes Ungeheuer.

87.

Die verwünschte Jungfrau auf der Scheibenflüh.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Auf der Scheibenflüh findet man weder Grün noch Gras; oben auf der Spitze ist eine Höhle, darin wohnt eine verwünschte Jungfrau, die Salina heißt und die bewachet daselbst einen Schatz und sitzet darauf. Viele, die hineingestiegen, haben Goldklumpen von da mitgebracht. Eine Menge Sagen gehen von dem Orte umher; man könnte ein halbes Buch davon schreiben.

88.

Waldisbalm.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Es ist unglaublich, was die Schweizer nicht all für Wunder von der Höhle Waldisbalm bei Bitznau erzählen. Die Länge und Tiefe derselben, sagen sie, ist unbekannt; an ihrem Ende befindet sich aber eine eiserne Thüre: klopft man daran, dann kommen Erdmännchen oder andere Spuke zum Vorschein. Auch liegen da viele

und große Schätze vergraben und sieht man anderswo niegeschaute Fußtapfen daselbst.

89.

Sage vom glücklichen Berge.

Die Cronycke van Hollant, Zeelant ende Vrieslant. Delft 1585. fol. 103 b.

Bischof Wilibrand von Paderborn († 1233) war zweimal in des Kaisers Angelegenheiten im heiligen Lande gewesen. Da hatte er eine alte wunderbare Sage vernommen, wie, daß bei der Stadt Tharsus ein großer Berg läge, den man den glücklichen Berg heiße, oder auch den Berg der Abenteuer. Ein Jeder, der nach vorhergethaner Beichte und Communion nüchtern auf diesen Berg stieg, der fand da gut Abenteuer. Bischof Wilibrand hatte einen Ritter zu Antiochien gesehn und gesprochen, der hatte auch den Berg bestiegen und allda ein Tischchen gefunden, voll von Speisen aller Art, und das wiederholte sich jeden Tag, so daß er und Alle, die mit ihm waren, stets gut aßen und tranken, so lange sie auf dem Berge waren.

90.

Sankta Orilla.

Sebast. Münsters Cosmographia. S. 789.

Auf der Burg, welche zur Mittagsseite der Stadt Lindau im See neben der Schiffbrücke und dem Geräthhaus liegt, ruht der Leib einer heiligen Jungfrau, Sankta Orilla, oder Aurelia genannt; so geht die gemeine Sage. Die soll zu einer Zeit der Durchächtung in einem Schritt

von Fußach, welches Dorf, jenseits des Sees auf eine Meile Abstand gelegen, davon den Namen empfing, bis nach Lindau auf gemeldete Burg geschritten sein. Man zeiget ihr Grab noch heute.

91.

Der lange Mann bei Köln.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. V. c. 55.

Bei Köln liegen zwei Dörfer, deren eines Burg, das andere Rode heißt; diese bildeten im dreizehnten Jahrhundert eine Pfarre. Der Pastor derselben wollte um Pfingsten einmal Morgens früh von Burg nach Rode gehen, mußte aber auf dem Wege durch einen Wald. Beim Eintritt in denselben faßte ihn eine bis dahin noch nie empfundene Angst, so daß die Haare auf seinem Kopfe sich in die Höhe richteten; und das war auch nicht zu verwundern, denn kaum hatte er einige Schritte gethan, als er einen langen Mann von überaus häßlichem Ansehen an einen der Bäume gelehnt erblickte. Je länger der Pfarrer auf die Gestalt sah, desto riesiger wuchs sie empor, bis daß sie die höchsten Bäume überreichte. Zugleich erhob sich um den Mann herum ein schrecklicher Wirbelwind und dieser verfolgte den Pfarrer, der außer sich so schnell er konnte nach Rode zulief, und verließ ihn auch nicht eher, als bis er das Dorf erreicht hatte.

92.

Riesen zu Wetteren und Laerne.

Mündlich.

Ehemals wohnte an dem Orte, wo nun das Dörflein Wetteren in Flandern steht, eine ganze Familie von Riesen. Diese zog einmal aus, eine andere Riesenfamilie, die auf dem Schlosse Laerne wohnte, zu belagern. Die letztern Riesen waren aber stärker, als die von Wetteren, und schlugen diese so ganz und gar, daß nur ein einziger übrig blieb und dieser selbst war noch stark verwundet. Er eilte nach Wetteren zurück und brachte den zu Hause gebliebenen Riesen die Nachricht von der Niederlage seiner Gesellen und starb wenige Augenblicke nachher.

Zu seinem Andenken führt man zu Wetteren noch jährlich in der Prozession das Bild eines ungeheuern Riesen umher.

93.

Die weiße Riesenfrau zu Kortryk.

Mündlich.

Zu Kortryk wohnte ein Gerber, das war ein gar wollüstiger Mensch und der konnte trinken trotz dem besten Schulmeister. Eines Tages kam er Nachts zwischen Zwölf und Eins aus der Schenke und wollte nach Hause gehen. Auf dem Wege hörte er plötzlich Tritte hinter sich und als er umsah, bemerkte er eine weißgekleidete Frau, die in einiger Entfernung hinter ihm kam. Da dachte er, er wolle die Frau mit sich nehmen und ihre Gunst genießen, und ging langsamer, damit sie ihn bald einholen könne; dabei sah er öfters um, ob sie noch nicht bei ihm wäre. Je häufiger er aber umsah, desto grö-

ßer wurde die Frau; als er das merkte, ging er schneller und lief endlich so sehr er konnte: als er an der letzten Ecke, um die herum er in sein Haus mußte, noch einmal umschaute, war das Weib wol zweimal so groß als er. An der Hausthüre angekommen, öffnete er so rasch wie möglich und stürmte die Treppe hinauf bis zum zweiten Stock, wo sein Schlafzimmer straßenwärts lag. Da eilte er hinein und riß das Fenster auf, um zu sehen, wo das Riesenweib wäre; in demselben Augenblicke aber blickte das Weib mit ihren schüsselgroßen Augen ihn durch das Fenster an. Schnell warf er dies zu und kroch in sein Bette, wo er die Decke über die Ohren zog. Als er am andern Morgen in den Spiegel schaute, waren seine Haare alle schneeweiß.

94.

Reissenstein.

G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben, S. 107. Aus mündl. Quelle.

Auf dem Reissenstein oder Riesenstein wohnte ehedem ein gewaltiger Riese; der wollte sich eine Burg bauen und rief zu dem Ende eine Anzahl Werkleute zusammen, denen er befahl, droben auf dem Berge ein Schloß aufzurichten. Als das Werk fast vollendet war und nur der letzte Nagel am obersten Fenster noch fehlte, die Werkleute aber zaghaft dastanden, indem diese Arbeit eine gar gefährliche war, da faßte der Riese plötzlich einen der Knechte beim Kragen und hielt ihn vor das Fenster. „Da schlag den Nagel nur ein," sprach er, „meine Hand ist fest, zu fallen sorge nicht." Der Knecht faßte Muth und hämmerte keck drauf los, bis der Nagel fest saß. Da nahm der Riese ihn wieder herein

und sprach lächelnd: „Zwerglein, das hast du gut gemacht.“

Wenn dieser Riese von einem Berge zum andern wollte, so brauchte er nur einen einzigen Schritt zu thun. Noch wacht sein Geist in einer Höhle des Reissensteines über einem ungeheuern Schatze.

95.

Todesriese zu Efferdingen.

Kircher, onderaerdsche wereld. Boek VIII, 4, 2. S. 101.

Als ich zu Efferdingen in Ober-Oestreich war, hat eine Frau daselbst mir erzählt und eidlich befestigt, was ich jetzt erzählen werde. Kaum siebzehn Jahr alt, sagte sie, kam ich einmal mit einer Schürze voll Aepfel von einem nahen Dorfe und wollte nach Hause. Nicht weit vom Dorfe ab begegnete mir ein Todtengeripp, so groß wie ein Riese, das schaute mich mit schrecklichen Blicken an, faßte mich alsdann und hob mich vom Boden hoch auf. Ich rief in meiner Angst um Hülfe, da ließ es mich wieder fallen, sonder daß ich den geringsten Schaden genommen, ja selbst ohne daß ich auch nur einen einzigen Apfel aus meiner Schürze verloren hätte. Als ich nun es wagte, noch einmal ein Auge nach ihm aufzuschlagen, da nahm es mich und hob mich zum zweiten und zum dritten Male auf; ich rief aber: „O lieber Herr Jesus, komm mir zu Hülfe, anders muß ich hier sterben! Da schaute das Geripp mich wieder schrecklich an, schüttelte erzürnt mit dem Kopfe und warf mich auf die Erde, doch nahm ich wieder nicht den kleinsten Schaden. Als ich mich nach ihm umsah, bemerkte ich, daß es mit großen Schritten dem Dorfe zuging, wo es am andern Tage drei Leichen gab. Nach Hause gekom-

men, frug meine Mutter mich, warum ich so bleich aussähe? Da erzählte ich ihr die ganze Geschichte. Auf der Lippe, mit der ich im Fallen die Erde berührt hatte, bekam ich die Gestalt eines Pfennigs, fiel nach einigen Tagen in eine schwere Krankheit, woran ich ein Jahr lang lag.

Die Bauern in der Gegend erzählen, daß sie sehr oft solche Spuke sähen, und unterscheiden selbst deren Geschlecht, denn sie nennen die einen Todt, die andern Todtin.

96.

Karlstadt's Tod.

Mostrorius p. 22.

In der letzten Predigt, welche Karlstadt zu Basel hielt, sah er, wie ein großer schwarzer Mann in die Kirche kam und sich neben den Bürgermeister setzte. Beim Ausgange aus der Kirche frug Karlstadt, wer der Unbekannte gewesen, aber das wußte Keiner ihm zu sagen, denn Keiner hatte den Mann gesehen. Als der Prediger nach Hause kam, erzählte man ihm daselbst, der große schwarze Mann sei vor wenigen Augenblicken da gewesen und habe sein jüngstes und geliebtestes Kind bei den Haaren ergriffen und hoch aufgehoben von der Erde, dann gethan, als wolle er's fallen lassen oder niederwerfen, um ihm den Hals zu brechen, doch zuletzt habe er's wieder auf die Erde gesetzt und ihm befohlen: „Sage deinem Vater, daß ich binnen drei Tagen zurückkomme und daß er sich also bereit halten mag." Karlstadt erschrak sehr, als er das hörte, er legte sich zu Bette und starb drei Tage nachher.

97.

Tod vorhersagender Weiher.

Camerarius.
Aus diesem S. de Vries Wonderen soo aen als in en Wondergevallen soo op als ontrent de Zeeën. Amst. 1687. p. 138.

In der Herrlichkeit des Erzbischofes und Kurfürsten von Trier lag ein Weiher, der Jedermann wohl bekannt war. Wenn sich in demselben ein gewisser Fisch von ungewöhnlicher Größe zeigte, dann konnte man sicher sein, daß bald der Kurfürst sterben würde. Das hat sich manche Jahre hintereinander bewährt.

98.

Felsen löst sich.

S. de Vries Wonderen. p. 139.

Die Baronie oder Herrlichkeit von Hohen-Sax im Schweizerland ist von dem Kanton Appenzell durch hohe Berge geschieden. So oft Jemand aus dem freiherrlichen Stamme stirbt, löst sich ein großes Felsstück von diesen Bergen und rollt mit weitschallendem Getöse nieder bis auf den Vorhof des Schlosses Forsteg.

99.

Sankt Severins Kasten in Köln.

Mündlich.

Wenn große Dürre im Lande ist und die Noth aufs höchste steigt, dann setzt man in Köln den Reliquienkasten des heil. Bischofes Severin aus dem Hochaltar in die Mitte der Kirche und hält eine Andacht zu

dem Heiligen, um durch seine Fürsprache bei Gott von der Plage befreit zu werden. Das Heraussetzen des Kastens muß aber durch Geistliche geschehen. Einer von denselben stirbt binnen Jahresfrist und das hat sich so oft bewährt, daß bei dem letzten Male, wo es geschehen sollte, kein Geistlicher sich zu dem Werke verstehen wollte.

100.

Das fromme Knäbchen zu Speier.

Vincentii bellovac. spec. historiale. l. VII. c. 99.

In Speier, der hochberühmten deutschen Stadt, siehet man ein wunderbares Marienbild, welches das Jesuskindlein auf dem Arme trägt. Zu diesem trat einmal ein Knäbchen, welches ein Stück Brot in der Hand trug; davon brach das Kind ein Bröcklein und reichte es dem Jesuskind bittend hin, mit diesen Worten, deren sich die Kinder gewöhnlich zu bedienen pflegen: „Da, Kindchen, da, beiß einmal." Da neigte sich das Bild des Jesukindchens und umfing das Knäbchen, indem es sprach: „Mußt nicht mehr weinen, Kindchen, über drei Tage sollst du mit mir zusammenessen." Das hörte des Knäbchens Mutter und sie zitterte und bebte, erzählte auch das Wunder alsbald einem alten Canonikus, der gerade vorbeiging. Dieser erkannte den Sinn jener Worte wohl und sprach: „Frau, habet Acht auf euer Kind, denn es wird kaum noch drei Tage leben." So geschah es auch; das Knäbchen bekam ein Fieber und war am dritten Tage todt.

101.

Bischof Conrads von Würzburg Tod.

Erasmi Francisci höllischer Proteus. S. 397.
S. de Vries de Satan. II. S. 395.

Conrad Wilhelm, Bischof von Würzburg und Herzog von Franken, stellte im Jahre 1684 eine Lustfahrt zu Wasser an nach seinem Lusthofe zu Veitshochheim. Als er an dem adligen Fräuleinkloster Unterzell vorbeifuhr, lag seine Schwester, die Priorin, gerade im Fenster und sah, wie im Schiffe vor ihrem Bruder eine schwarz überdeckte Todtenlade stand. Sie allein sah dieselbe und Niemand außer ihr. Die Bedeutung dieses Gesichtes offenbarte sich am achten des Herbstmonats desselben Jahres. In der Nacht, welche dem Tage vorherging, fiel des Bischofs Leibpferd plötzlich todt zur Erde nieder, ohne daß man an demselben zuvor auch nur das mindeste Zeichen von Krankheit gefunden hätte, und an dem Tage selbst starb der Bischof.

102.

Die Fische im See zu Ulmen.

Sebast. Münsters Cosmographia. S. 720.

Im See zu Ulmen in der Eifel sind zwei Fische, die schon mancher gesehen hat, einer dreißig Schuh lang und ein andrer zwölf Schuh lang, die haben Hechtsgestalt. Und so sie sich sehen lassen, stirbet gewißlich ein Ganerb des Hauses Ulmen, es sei Mann oder Frau, wie das oft ist bewährt und erfahren worden.

103.

Ruf der Sterbenden.

Beyerlinck theatrum vitae humanae l. IV.
Th. Zwingerus V, 194.
Jac. Schlingeri mirabilia mundi p. 602.
Glimmeri collectanea p. 333.
Phil. Ericii virga dei in Germania p. 487.
S. de Briez, de Satan S. 390.

Im Jahre 1564 wüthete eine sehr heftige Pest an dem Rheine und besonders in der Gegend von Basel. Während derselben hat man durchgängig gesehen, daß die von ihr Ergriffenen im ärgsten Augenblicke ihrer Krankheit und kurz vor ihrem Tode den Namen des Einen oder Andern aus ihrer Verwandtschaft ausriefen, oder auch den eines ihrer Bekannten oder Nachbarn. Es dauerte dann nicht lange und der Gerufene wurde gleichfalls ergriffen von der Pest und rief wieder, ehe er den Geist aufgab, einen Andern, der gleichfalls bald darauf erkrankte und es ebenso machte.

104.

Pilgrim stirbt.

Mündlich.

Zu der Muttergottes von Scharfenhügel in Belgien wallfahrten jährlich eine Menge von Pilgrimen aus Städten und Dörfern von nah und fern. Unter andern kommt auch eine Prozession dahin, die führt eine Todtenlade mit sich, denn einer aus ihrer Mitte stirbt jedesmal unterwegs; den sargen sie dann ein und tragen die Leiche mit sich zurück nach Hause, sie da zu beerdigen. Diese Prozession hat noch nie ihren Gang nach Scharfenhügel gemacht, ohne daß sie nicht einen ihrer Pilgrime verloren hätte.

105.

Herzog Rudolph vor Gottes Richterstuhl gerufen.

Hieron. Drexelius vom Richterstuhl Christi. C. III. §. 3.

Herr Rudolph, Herzog zu Oestreich stellte einen Ritter aufs Leben nach, den er letztlich auch gefangen und torquirt, in einen Sack schieben und ins Wasser hat werfen lassen. Ehe aber der Ritter ganz im Sack war, sahe er den Herzog am Fenster und schrie ihm zu: „Herzog Rudolph, ich lade dich vor Christi Richterstuhl, damit du alda Rechenschaft ablegest, warum du mich unschuldiger Weise durch einen also übeln und tyrannischen Tod hinrichtest." Nach solchen Worten wurde der Sack zugebunden. Der Herzog lachte der Ladung nur, sprach: „Es ist schon gut, geh' nur voran, ich werde nachkommen," machte sich auch weiter kein Bedenken, sondern lebt' fröhlich hinein. Ehe aber das Jahr um war, ergriff ihn ein Fieber. Da fiel ihm der traurige Gedanke an jene Vorladung ein: „Ach, lieben Freunde," sprach er, „der Tod ist vorhanden, ich muß fort; länger kann ich mich nicht aufhalten, ich muß vor Gericht." Wie er geredet, so ist es geschehen und ist er bald darauf gestorben.

106.

Von viel Andern, welche gleicherweise vor Gottes Gericht geladen worden.

H. Drexelius Richterstuhl Christi C. III. §. 4. u. ff.

Im Jahr Christi 1003 wollte Meinwerkus der zehnte Bischof von Paderborn, die sinkende Zucht im Kloster Korvei wiederum erheben und aufrichten, kam deshalb dahin und wollte des Reformirens einen Anfang machen.

Es widerstand ihm aber darin der Abt Walo, der durchaus keine strengere Regel gestatten oder zulassen wollte. Der Handel kam letztlich vor den Kaiser und ward die Sache so weit gebracht, daß der Abt seines Amtes entsetzt wurde. Nun getraute sich der Bischof, beharrlich in seinem guten Vornehmen von Neuem, eine andere Ordnung zu Korvei einzuführen und wollt beim Gottesdienst in der Kirche den Anfang machen. Es war aber im Kloster ein Kustos oder Sacristeimeister, mit Namen Boso, der wollt ihm die priesterlichen Gewändern zum Altar folgen lassen, warf auch alles vom Altar hinweg, was der Bischof selbst an Kleidern mitgebracht; er blieb auch darin halsstarrig, obwol man ihn zweimal deswegen ermahnte und ihm das verwies. Der Bischof, durch so große Unbild bewegt, forderte den gottlosen Mönch vor Gottes Gericht, sprach: „Du mußt dem höchsten Gott über diese freventliche That Rechenschaft ablegen." Solches Drohen achtete der Mönch für nichts und lachte den Bischof nur aus, der aber nicht gefehlet in seiner Citation, denn in derselben Stunde, in welcher der Bischof gestorben, starb auch der Mönch Boso eines jähen Todes unter des Barbiers Hand, während man ihm den Bart schor. Es ist bei uns Deutschen ein altes Sprüchwort: Gott richt't, wenn Niemand spricht.

Sankt Benno war ein Bischof in Meißen und hat seinem Bisthum vierzig Jahr mit solch heiligem Wandel vorgestanden, daß er mit großen Wunderzeichen leuchtet. Darunter ist das Folgende nicht das Geringste: Otto Markgraf in Meißen zog widerrechtlich die Kirchengüter des Bisthums an sich. Sankt Benno ermahnt' ihn freundlich, dieselben wieder zu erstatten, sprach dabei, falls er das nicht thue, gäbe es einen gerechten Richter, bei welchem man Recht suchen müsse; der wisse wol um

all Unrecht und räche es zu seiner Zeit. Der Markgraf, der ein wilder Mensch war, nahm die Zurede übel auf und gab dem heil. Benno einen Backenstreich. Darauf sprach Sankt Benno: „Von heut ab übers Jahr eben auf diese Zeit wird Gott diese Unbild rächen." Der Markgraf lachte deß und sprach: „Sage mir, Bischöf, wer hat dich zum Kanzler im Himmel bestellt! Oder bist du unsers Herrn geheimer Rath?" Nicht lang darnach fing Sankt Benno an zu kränkeln und endete nicht lang darauf im Gebet sein Leben. Das war im Jahr Christi 1106. Als nun das Jahr herum war und der von Sankt Benno bestimmte Tag erschien, da sprach der Markgraf: „Sehet, heut ist der gefährliche Tag, mit dem Benno mir gedrohet hat, er ist fast herum und mit ihm auch die Weissagung hin." Kaum hatt' er aber die Worte aus dem Munde, als er jählings zu Boden stürzte und schrie, man sollte ihm helfen. Aber der Tod that das Seinige, er riß den seufzenden und streitenden Markgrafen vors Gericht, wie Sankt Benno geweissagt.

Kaiser Otto I. ward von seinem Sohn Wilhelm, Bischof zu Mainz, wegen der Heirath mit Frau Adelheid mit scharfen Worten gestraft, weßwegen der Kaiser ihn in das Gefängniß ließ werfen. Da rief Wilhelm seinen Vater vor Christi Gericht, sprach: „Am heiligen Pfingsttag wollen wir Beide vor dem Herrn Jesu unserm Richter erscheinen und den Handel ausmachen." Und wahrlich, der Kaiser ist am siebenten Mai am heil. Pfingsttag in Sachsen an einer schnellen Krankheit gestorben, nachdem sein Sohn Wilhelm ihm einige Monate früher dahin vorgegangen war.

107.

Wie Graf Wilhelm von Jülich starb.

Caes. heisterbac. dial. mir. l. XII. c. 5.
Quatuor novissima cum multis exemplis pulcherrimis. Dauantrie. 14.

Aus Aerger über eine ihm auf seinem Schlosse Nibeck widerfahrene Schande erkrankte Graf Wilhelm und wollte dann nach Köln. Unterwegs aber fühlte er die Kräfte seines Leibes wie seiner Seele schwinden und sprach: „O, ich sehe Köln nicht mehr wieder." Man ließ ihn nieder und der Arzt erklärte alsbald, der Tod stehe vor der Thür; fügte dann die Bitte hinzu: „Ich rathe euch, daß ihr doch eure Gemahlin wieder zu euch nehmet; thuet das." — „Das geschieht nimmer," sprach der Graf. Da bat der Arzt für einen Ritter, den Herr Wilhelm im Kerker schmachten ließ, aber der Graf sprach: „So lang ich lebe, verläßt er den Kerker nicht." — Dann wird er noch vor morgen frei," sagte der Arzt, und so geschah es auch.

Als nun sein letztes Stündlein da war, da lag er an der Brust einer Frau, die er ihrem Manne geraubt hatte. „Was fange ich nun an nach eurem Tode?" frug diese. „Du mußt einen jungen Ritter heirathen," antwortete Wilhelm und das waren seine letzten Worte.

In derselben Nacht wurde eine Nonne des Sankt Mauritiusklosters in Köln vom Geiste in die Hölle geführt und sah da einen schrecklichen Topf, der war mit einem glühenden Deckel zugedeckt und von Schwefelflammen umgeben. Als sie ihren Geleiter darüber ausfragte, sprach derselbe: „Da sind nur zwei Seelen in; die des Kaisers Marentius und die des Grafen Wilhelm von Jülich." — Als sich nun am andern Tage Morgens die Kunde verbreitete, daß der Graf gestorben sei, da erkannte die Nonne die Wahrheit ihres Gesichtes.

108.

Bertolf von Zähringen.

Caesar. heisterb. dial. mirac. d. XII, c. 13.

Eines Tages wandelten ein paar Männer in der Gegend des Berges Giber, der, irren wir nicht, in Sicilien liegt und ein gewaltiger Vulkan ist, und hörten eine Stimme, die rief: „Macht den Ofen zurecht!" Dieser Ruf wurde noch zweimal wiederholt; nach dem dritten Male fragte eine andere Stimme: „Wofür denn?" und die erste Stimme antwortete: „Unser guter Freund kommt, der Herzog von Zähringen, der uns so viel Dienste schon bewiesen hat." Das machte die Männer aufmerksam und sie zeichneten den Tag und die Stunde auf, wo sie die Stimme gehört hatten, und meldeten alles dem Kaiser Friedrich, zugleich fragend, ob Herzog Bertolf vielleicht um die Zeit gestorben wäre. Bald darauf hörten sie, daß das in der That war.

Bertolf aber war ein unmenschlicher Tyrann und so geizig, daß keiner ihm darin gleich kam. Als er am Tode lag, trug er seinen Vertrauten auf, all seine Reichthümer auf einen Haufen zu werfen und zu verbrennen. Da fragten ihn mehre, warum er das wolle, und er antwortete: „Wenn ich all die Schätze so lasse, wie sie sind, können sich meine lachenden Erben leicht darin theilen; sind sie aber zusammengeschmolzen, dann schlagen sie sich todt darum."

Eine ähnliche Geschichte noch erzählt Caesarius von einem Schulzen von Lechenich, einem Dorfe bei Köln. Einige Flämige, die über Meer zogen, hörten an demselben Berge die Worte: „Ach, da kommt unser Freund Siward, der Schulz von Lechenich!" Sie merkten Namen, Wohnort, Tag und Stunde an und erfuhren später, daß der Mann in demselben Augenblicke gestorben sei.

109.

Feindschaft auch nach dem Tode.

Caes. heisterb. dial. mirac. d. XI, c. 56.

Zwei Familien von Bauern im Kölner Bisthume lebten in tödtlicher Feindschaft. Sie hatten jede einen stolzen und übermüthigen Bauer an der Spitze, und diese stifteten stets neue Feindseligkeiten und gaben Anlaß zu immer erneuten Kämpfen, hatten gar ihre Lust und Freude daran und wollten nie in Friedensunterhandlungen willigen. Es geschah aber durch Fügung Gottes, daß diese Beiden an einem Tag starben, und da sie in ein und derselben Pfarre wohnten, in Neukirchen nämlich, so wurden sie in ein und demselben Grabe beerdigt. Doch da sah man etwas Unerhörtes und ganz Wunderbares. Unter den Augen aller Zuschauer nämlich wandten sich die Beiden den Rücken zu und stießen dabei einander also mit den Köpfen und Füßen und mit den Rücken selbst, als wären es zwei ungebändigte Füllen gewesen. Da zog man den Einen aus dem Grabe und begrub ihn an einem andern Orte. Dieser Streit aber war Ursache, daß sich die beiden Familien aussöhnten.

110.

Die Gereonskiste in Köln.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. II. c. 31. ed. Tissler in biblioth. patr. Cisterciensium T. II. f. 47.
Aus mündlicher Quelle mitgeth. in von Merings und Reischerts Geschichte der Stadt Köln. Band 1.

Noch häufig erzählt man sich bis zum heutigen Tage (gegen 1240) die Geschichte eines Wucherers, der in der Kirche das heil. Gereon zu Köln begraben liegt.

Lange hatte derselbe reich und geizig in seinen Sünden gelebt; endlich aber führte ihm die Gnade Gottes einen Priester zu, dem er beichtete und in seiner Zerknirschung versprach, all seine Schätze und Güter den Armen zu geben. Der Priester gebot ihm darauf, all das Geld in eine Kiste zu legen, diese zu schließen und den folgenden Tag abzuwarten. Als der Wucherer nun die Kiste wieder öffnete, da fand er zu seinem größten Schrecken nicht mehr das Geld, wol aber statt desselben Tausende von Kröten darin. Da sprach der Priester: „Siehst du nun, wie deine Almosen so gefällig vor Gott sind? Willst du aber dein Heil, dann entkleide dich und lege dich diese Nacht zu den Kröten." Das versprach der Wucherer gerne und der Priester blieb dabei, bis er in der Kiste lag, und schloß diese alsdann und ging weg. Am folgenden Morgen kehrte er zurück, um dieselbe wieder aufzuschließen; aber da war von dem Wucherer nichts mehr zu sehen, als die nackten, noch feuchten Knochen: alles Fleisch hatten die Kröten weggefressen. Da ließ der Priester die Kiste eingraben unter dem Portale der Sankt Gereonskirche und seit der Zeit hat man daselbst keine Kröte mehr gesehen, denn keine konnte lebend die Schwelle des Portales überspringen.

111.

Korn verwandelt.

Aus den Predigten des Bruders Berthold. Brüßler Handschrift f. 161 verso.

Es war ein Bischof grauen Ordens von Zitel, gar ein guter heiliger Mann. Zu dem kam einmal ein gar reicher Mann, der bat ihn, daß er seine Beichte hören möge; das that der Bischof und er vernahm, daß der

Mann viel unrechtmäßigen Gutes hatte. Da sprach der Bischof zu ihm: „Nun geh hin und gib einer armen Wittib deines Kornes zwei Malter um Gottes willen." Der Mann sprach: „Ja gerne," that es auch, kam wieder und sagte zu dem Herrn: „Herre, was ihr mir geheißen habet, das habe ich gethan," und er wähnte, damit aller Sünde ledig zu sein. Da sprach der Bischof: „Nun geh hin und kauf die zwei Malter wiederum von der Frau für deine Pfennige." Das that er auch, kam und sprach: „Herre, ich habe das auch gethan." — „Nun, das ist gut," sprach der Bischof; „dann thu noch eins und lege die zwei Malter in einen Kasten absonderlich und schließe den Kasten fest zu, so daß nichts weder herein noch heraus kommen kann." Das that er ebenfalls, kam wieder und sprach: „Herre, auch das hab' ich gethan." — „Nun, das ist gut, dann gehe bald hin und sieh, wie es um dein Almosen stehet." Der Mann ging und schloß den Kasten auf, fand aber kein Korn mehr darin, sondern nur Nattern und Kröten und die fuhren ganz gräulich durcheinander, auch gegen ihn, als ob sie ihn hätten fressen wollen. Da schlug er den Kasten zu, ging zum Bischof und sagte, was ihm widerfahren. Da sprach der Bischof: „Sieh, das ist dein Almosen; wie meinst du nun, daß dir geschehe mit dem Gut, welches du mit Unrecht gewonnen hast?" Er sprach: „Herr, genadet und saget mir, was ich denn thun muß." Da sprach der Bischof: „Willst du mir folgen, ich gebe dir einen Rath, und noch vor Morgen wirst du all deiner Sünden ledig sein." — „Ja, Herre, gern." — „So lege dich in jenen Kasten zu den Nattern und zu dem Gewürm, und ich will dir bürgen, daß du eben so gesund wieder herauskommen wirst, wie du jetzund bist." — „Nein, Herre, du sahest nicht, wie sie zappelten und wie sie wispelten; ich wollt immer eher

in der Hölle sein." Er blieb auch aus Furcht ohne Buße und fuhr in die Hölle.

112.

Das verzehrte Getreide.

Petri Bizari epitome f. 281.

In Schwaben lebte einst ein reicher und mächtiger Edler, Namens Rickberger, dessen jährliche Einkünfte sich wol auf mehr denn dreißigtausend Goldstücke beliefen. Der war dabei aber so geizig, daß es nicht zu sagen ist, und seine einzige Sorge, immer mehr und mehr Reichthümer aufzuhäufen, gleichviel, ob mit Recht oder mit Unrecht. Eines Jahres waren die Feldfrüchte über Maßen gut gerathen und er hatte all seine Speicher so gefüllt, daß sie drohten zusammenzustürzen; dennoch verkaufte er das Getreide nur zu unmäßig hohen Preisen und steigerte diese zuletzt so sehr, daß die armen Leute entweder vor Hunger sterben oder ihr Habe und Gut verkaufen mußten, um sich das nöthige tägliche Brot zu verschaffen. Zu dieser Zeit kam einmal ein armer Mann, der noch dazu viele Kinder hatte, und bot seine letzten sechs Thaler dem Rickberger für ein gewisses Maß Korn, versprach auch dabei, daß er, was etwa an dem Gelde noch mangelte, in kürzester Zeit nachzahlen werde. Rickberger erzürnte ob der Bitte und fluchte und schimpfte und schwur, er werde das Getreide nicht eher geben, bis die Summe vollständig sei; so mußte der Arme das Haus verlassen, aber das that er nicht, ohne Gottes Rache noch über den Geizhals herabzurufen. Einige Tage nachher sandte dieser einen seiner Diener auf den Speicher, um nach dem Getreide zu schauen, aber einen Augenblick darauf stürzte der Mensch in Angst und

Schrecken in Rickbergers Kammer und kündete ihm, daß drei schwarze Ochsen auf dem Speicher umgingen und das Getreide auffräßen. Da schickte der Geizhals einen andern hinauf, aber der meldete bald, daß er außer den Ochsen auch noch Pferde gesehen habe. Nun wollte er der Sache ganz gewiß sein und sich selbst überzeugen; als er jedoch durch eine Thürritze auf den Söller schaute, sah er diesen ganz bedeckt mit Vieh aller Art, welches lustig in dem Getreide herumwühlte und dasselbe aufzehrte. Darob entsetzte er sich dermaßen, daß er zur Stunde den Verstand verlor und nicht lange darauf elendiglich starb.

113.

Getreide gelobt und nicht gegeben.

Mündlich.

Zu Assenede liegt eine Meierei, die heißt der Lampaertshof. Da wohnte vor langen Jahren ein Bauer und der reiste eines Tags über See. Ein großes Unwetter überfiel ihn und das Schiff wurde also sehr von den Wellen auf und niedergeworfen, daß Alle nicht anders meinten, als sie wären verloren gewesen. Besonders ängstlich war es dem Bauer zu Muthe; er fiel auf seine Knie und that ein Gelübde zu Gott, daß, wenn er aus dieser großen Gefahr errettet würde, er den Armen soviel Getreide schenken werde, als er zu dem Folgenden bedürfe: er wolle dessen so lange aus dem Söllerfenster der Meierei schütten, bis der Haufen mit dem Fenster gleich stünde. Man sagt aber gemeinlich: in der Noth gelobt, ist bald vergessen, und so ging es auch dem Bauer. Als er zu Hause wieder wohlbehalten und gesund angekommen war, gedachte er des Gelübdes nicht

mehr und starb darüber. Nach seinem Tode fing er an zu spuken und trieb das so lange, bis kein Mensch mehr auf dem Hofe wohnen konnte. Da ließ man den Pfarrer kommen und der machte der Sache kurz ein Ende und verbannte den Bauer auf hundert Jahre nach der rothen See. Jedes Jahr mag er aber dem Hofe wieder um einen Schritt näher kommen: wenn er so endlich wieder zu dem Hofe zurückgekehrt sein wird, dann wird derselbe verfallen und keine Spur mehr von dem schönen Gute übrigbleiben.

114.

Das Schloß von Vinderhouthem.

Mündlich.

Einer der Herren von Vinderhouthem hatte keine Kinder. Da wandte er sich nach langem und vergeblichem Hoffen und Harren endlich an die heil. Mutter Anna und gelobte, falls er Kinder bekäme, dieselben bis zum siebenten Jahre in Ordenskleider zu kleiden, die Knaben als Minderbrüder, die Mädchen als Nonnen, und außerdem der Heiligen auch noch eine Kapelle zu bauen. Bald darauf war die Gräfin gesegneten Leibes und sie schenkte ihm einen Sohn und eine Tochter; deren Bildnisse sieht man noch zu beiden Seiten des Altars der Annenkapelle. Zu dieser kehrt jedes Jahr am Vorabend vom Sankt Annentag auch des Grafen Geist zurück.

Ein anderer Herr von Vinderhouthem, Graf Walther genannt, lag in seinem Sterbestündlein neben einem großen Fenster, welches auf den Schloßgraben ausging. Als er nun seinen Tod nahen fühlte, befahl er einen vollen Sack Korn in das Fenster zu stellen, und als das

geschehen war, erhob er sich und stieß daran, daß der Sack hinausfiel, sprach: „So viel Körnchen Korn, als da in's Wasser fallen, so viel Seelenmessen sollt ihr für mich lesen." Andere sagen, er habe befohlen, den Graben mit Korn zu füllen und so lange dessen zuzutragen, bis daß es mit den Fenstern des Saales, in welchem er sich befand, gleich stände, und dann gesagt, daß man so viel Messen für ihn lesen sollte, als Körnchen in dem Haufen wären.

Allen Grafen dieses Geschlechtes wurde ihr Tod vorherverkündet durch ein klagend und seufzend Licht, welches sich an einem Moor in der Nähe des Schlosses zeigte. Die Stelle, wo das Moor einst war, heißt davon noch Meersch van Zuchten.

Eine Nebenlinie der Grafen hatte die Verpflichtung, das Oel für die Gotteslampe der Kapelle zu liefern und außerdem jährlich gewisse Messen lesen zu lassen. Eine Gräfin von C..... hatte dies vernachlässigt; da sah man während drei Tagen eine Kutsche, mit schneeweißen Rossen bespannt, ganz nahe an dem Schloß immer hin und wieder fahren. Zur selben Zeit wollte ein Bauer Abends auf das Schloß gehen und fand auf der Thürschwelle einen prächtig gekleideten Herrn, der ganz steif und unbeweglich dasaß. Der Bauer wünschte ihm freundlich guten Abend, aber der Herr antwortete nicht. Da wiederholte der Bauer seinen Gruß, aber er bekam ebensowenig Antwort. Als dasselbe aber auch für's dritte Mal stattfand, wurde der Bauer böse und schrie: „Sprecht, Herrschaft, oder ich schlag euch nieder!" und damit schwang er seine Schaufel ums Haupt, daß es sauste, aber keine Antwort. Da schlug der Bauer zu, als hätte er dem Herrn den Kopf gespalten, aber die Schaufel fuhr durch den ganzen Herrn durch und der war verschwunden.

Nun sieht man wenig mehr da, nur von Zeit zu Zeit gewahrt man noch ein weiß Kaninchen, welches klagend um die Bäume und Hage irrt und, naht man, plötzlich verschwindet.

115.

Diebe vom Galgen dienen dem Herzog.

Dom Calmet disseration sur les apparitions p. 193.

Herzog Karl IV. von Lothringen hatte einen Kammerdiener, der hieß Desbordes und das war ein ganz unbegreiflicher Mensch; er konnte Dinge verrichten, worüber einem der Verstand still stand. So war der Herzog einst mit großem Gefolge auf der Jagd und der Mittag nahte und sie hatten nichts zu essen. Da nahm der Kammerdiener ein Schächtelchen, das hatte drei Lädchen und daraus zog er ein vollständiges und kostbares Mittagsessen für den Herzog und Alle, die mit demselben waren. Und um die Sache noch wunderbarer zu machen, befahl er drei Spitzbuben, die seit lange schon an einem nahen Galgen hingen, herbeizukommen und dem Herzoge nach Gebühr zu dienen; und als sie das gethan hatten und das Mahl geendet war, hieß er sie wieder zurückkehren.

Ein anderes Mal ließ er die auf einer Wandtapete gemalten Personen aus der Tapete heraus und bis in Mitte des Saales kommen; das Alles hat er aber schwer büßen müssen und ist um seiner großen Kunst willen lebendigen Leibes verbrannt worden.

116.

Todter zu Tisch geladen.

Mündlich.

In Herzogenbusch lebte vor langer Zeit ein Junker, der weder Gott noch Gebot kannte und ein höchst sündig Leben führte. Dieser stritt eines Abends im Wirthshaus darüber, daß man nach dem Tode noch lebe, und hielt sich darauf, was todt wäre, das bliebe todt. Beim Nachhausegehen mußte er über den Kirchhof passiren. Da stieß er mit dem Fuße zufällig an einen Schädel und rief laut auf: „Haha, das ist schön! Du sollst noch leben! Komm doch heute noch zu mir, mein Abendbrot zu theilen, wenn du denn noch Leben inne hast.“ Und er lachte und ging seines Weges weiter. Zu Hause bestellte er sich sein Essen auf die Kammer und setzte sich fröhlich zu Tische. Da klingelte es, die Magd öffnete und ein fremder Mann stand vor der Thüre und fragte nach dem Junker. Die Magd führte ihn in dessen Zimmer und da sprach der Mann: „Junker, ihr habet mich eben zu Tische gebeten; wie ihr sehet, folge ich eurer Einladung.“ Da überlief es den Junker eiskalt und noch mehr, als der Mann seinen Mantel ablegte und als ein scheußliches Todtengerippe dastand. Der Junker fiel in Ohnmacht zu Boden, die Magd hörte den Fall und lief herbei, aber sie fand keine Spur mehr von dem Manne. Als der Junker wieder zu sich kam, redete er irre und ist auch wahnsinnig gestorben.

117.

Selbstmörder kehrt wieder.

Joa. Franc. Pici strix s. de ludificat. daemon. l. III. ed. C. Weinrich. Argentor. 1612. in prooem. p. 1.

Es geschah im Jahre 1591, auf einen Freitag und zwar am 20. September, daß sich ein Schuhmacher in einer bekannten Stadt Schlesiens die Gurgel abschnitt. Weil das nun eine große Schande für die Familie gegeben hätte, wenn es ausgekommen wäre, that die Witwe alles Mögliche, um die Sache geheim zu halten: sie sagte nur ihren Schwestern davon und die Leiche wurde so sorgfältig mit Tüchern bewunden und bewickelt, daß kein Mensch etwas merkte und ein Jeder glaubte, der Schuster sei am Schlage gestorben. Man läutete auch die Glocken in der Kirche und hielt dem Todten ein ganz prächtiges Begräbniß; viele trauerten dabei um ihn, denn er hatte sich stets als ein redlicher und guter Bürger betragen und die Liebe der ganzen Stadt sich zu erwerben gewußt. Das dauerte ungefähr sechs Wochen; da verbreitete sich plötzlich überall das Gerücht, der Schuster habe selbst seinem Leben ein Ende gemacht. Die Witwe hielt sich jedoch fest bei dem Gegentheil und klagte selbst bei dem Senate der Stadt gegen Mehre, die davon erzählt hatten. Während deß erschien mit einem Male ein Gespenst, dem Todten in allem ganz ähnlich, und das zeigte sich nicht nur Nachts, sondern selbst am hellen Mittag; zumeist begann es aber seinen Spuk beim Einbruche der Abenddämmerung. In dem Augenblicke war nun Niemand in der Stadt mehr ruhig; jeder schaute besorgt umher, ob er den Geist nicht sehe. Am meisten waren die Arbeitsleute geplagt, die vom Tagewerk müde nach Ruhe verlangten; bisweilen sahen sie das Gespenst nur an der Thüre stehend, oft aber warf

es sich auf die Betten und drückte die Schlummernden also, daß sie keinen Athem schöpfen und noch weniger schreien konnten und am Morgen blaue und blutige Maale hatten. Sehr viele wagten sich nicht mehr auf ihre Schlafkammern, sondern hielten sich zusammen und verbrachten die Nacht in den Wohn- und Speisestuben; doch half dies selbst nicht immer, denn der Geist kam auch da zu ihnen und ließ ihnen keine Ruhe. Acht Monate lang währte diese Qual: als nun immer neue Klagen darüber an den Senat kamen, da ließ dieser endlich am 18. April des Jahres 1592 um ein Uhr Nachts das Grab öffnen und man fand zu allgemeiner Verwunderung die Leiche noch ganz unversehrt und die Halswunde frischroth. Bis zum 24. April blieb die Leiche ausgestellt, so daß Jedermann sie schauen konnte, und es war großer Zulauf von Volk. Da verordnete der Senat, daß die Leiche zum andern Male und zwar auf dem Schandplatze begraben würde, doch das half nichts und der Geist trieb sein Wesen, wie vorher, so daß man sich genöthigt sah, die Leiche nochmals auszugraben zu lassen. Man schnitt nun das Haupt und die übrigen Glieder ab, warf den Rumpf auf einen Holzstoß und verbrannte ihn: die Asche aber füllte man in Säcke und streute sie in den Fluß. Seitdem war es ruhig und zeigte der Spuk sich nicht weiter.

118.

Des todten Wucherers Speise.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. XII. c. 18.

Ein Ritter starb und setzte seinen Sohn zum Erben all seiner durch Wucher und Betrug gewonnenen Güter ein. In einer Nacht hörte ein Diener des Hauses plötz-

lich stark an das Thor klopfen; er lief schnell hinzu und fragte: „Wer klopft da?“ Darauf antwortete ihm eine Stimme: „Laß mich herein, denn ich bin der Hausherr.“ Das wunderte den Diener und er bückte sich und sah durch eine Ritze unter der Schwelle, erkannte auch den verstorbenen Herrn, wollte ihn aber nicht einlassen, sondern sprach: „Mein Herr ist gestorben und ich lasse euch nicht ein. Als der Geist nach mehrmals noch wiederholtem Klopfen sah, daß Alles nicht nütze, sagte er endlich: „Dann bring diese Fische, welche mir nun zur Speise dienen, deinem Herrn; ich hänge sie hier an der Thüre auf.“ Morgens aber, als der Diener die Thüre öffnete, fand er daselbst ein großes Bund Kröten und Schlangen.

119.

Wie es mit der Seele des Landgrafen Ludwig erging.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. XII. c. 2.

Landgraf Ludwig war ein überaus großer Tyrann. Als er am Tode lag, sprach er zu seinen Freunden: „Wann ich todt sein werde, dann ziehet mir eine Cistercienser-Mönchskutte an, nehmet euch aber in Acht, daß ihr es nicht eher thut!“ Wie er gewollt, so geschah es. Als nun ein Ritter ihn in der Mönchskutte daliegen sah, spottete der sein und sprach zu andern Rittern: „Wahrlich, er gleicht meinem Herrn in keiner Tugend. Als er noch Ritter war, da hatte er nicht seines Gleichen in ritterlichen Dingen, nun er Mönch geworden ist, folgt er seinen Regeln so genau. Sehet nur, wie er ein so tiefes Schweigen beobachtet, er spricht ja nicht ein einzig Wort.“

Als Ludwigs Seele aber ihren Körper verlassen, wurde sie dem Fürsten der Teufel übergeben. Der saß über einem tiefen Brunnen, hielt einen Becher in der Hand und begrüßte den Landgrafen mit diesen Worten: „Willkommen sei unser vielgeliebter Freund! Zeiget ihm doch unsere Speisekammern, unsere Vorrathskammern und unsere Keller, dann bringet ihn wieder hierher." Da wurde Herr Ludwig an die Orte der Strafe geführt, wo nichts war als Heulen, Weinen und Zähneknirschen; als man ihn zurückbrachte, redete der Höllenherr ihn also an: „Nun trinke, Freund, aus meinem Becher!" Der Landgraf sträubte sich, aber das half ihm nichts, er mußte trinken und zugleich schlugen ihm helle Schwefelflammen aus den Augen und der Nase. Darnach sprach der Fürst der Teufel: „Nun mußt du dir meinen Pütz einmal beschauen, dessen Tiefe bodenlos ist." Da stürzte man ihn in den Brunnen und schloß den Deckel wieder darauf. Später hat ein Geistlicher ihn in diesem Pütz gesehen.

120.

Der umwandelnde Priester in St. Bavo zu Gent.

Mündlich.

Eine Frau aus Gent war nach St. Bavo's Kirche gegangen, um dort zu beichten, und da es schon spät war, blieb sie die Letzte in der Reihe der Beichtenden. Eben wollte sie in den Beichtstuhl treten, als der Priester gerufen wurde, einem Kranken die heilige Wegzehrung zu bringen; da blieb sie knien, um zu warten, bis der Geistliche wieder zurückgekommen sein würde. Es wurde immer später und später, und als die Frau endlich umschaute, um zu sehen, ob der Geistliche noch nicht

käme, da sah sie, daß die Kirche ganz dunkel war und nur noch das Gotteslämpchen brannte. Sie stand auf und ging einmal rund, aber sie fand Niemand. Endlich aber meinte sie zu hören, wie ein großes Buch immer auf- und zugeschlagen würde, und dem Schalle folgend, kam sie zur Sacristei und sah denn daselbst einen Priester stehen, der in einem gewaltigen Meßbuche blätterte, es nun öffnete, dann wieder zuwarf. Sie nahte dem Geistlichen und bat ihn demüthiglich, daß er sie doch aus der Kirche lasse. Er antwortete nichts, nahm ein großes Schlüsselbund und öffnete ihr die Thüre. Kaum war die Frau draußen, als sie sich umdrehen wollte, dem Geistlichen zu danken, aber sie fand die Thür geschlossen, ohne daß sie auch nur das mindeste Geräusch gehört hätte.

Man sagt allgemein in Gent, daß das ein Priester ist, der Geld empfangen habe, um Messen dafür zu lesen, und gestorben sei, ohne die Messen gelesen zu haben.

121.

Priestergeist im kölner Dome.

Mündlich.

Ein Chorknabe war einmal im Dome eingeschlafen und erwachte erst spät in der Nacht. Da an Herauskommen aus der Kirche nicht mehr zu denken war, setzte er sich vor der großen Thüre des Chores nieder, um den Morgen abzuwarten. Kaum hatte es aber zwölf Uhr geschlagen, als er das Glöckchen an der Sacristei läuten hörte; gleich darauf sah er einen Priester im Meßgewande und mit dem Kelch in der Hand sich dem Altar rechts neben der großen Glasthüre nähern. Er wartete noch einen Augenblick, um zu sehen, ob denn kein Knabe

käme, um die Messe zu dienen; da er keinen bemerkte, ging er selbst in die Sacristei, wo ein Licht brannte, holte das Meßbuch und diente dem Geistlichen die Messe von Anfang bis zu Ende. Nachdem der Priester das Evangelium Johannis gelesen hatte, wollte der Chorknabe das Buch fassen, um in die Sacristei zurückzukehren, aber der Priester hielt ihn zurück, indem er sprach: „Nun danke ich Gott, daß ich erlöset bin; auf dich habe ich schon hundert Jahre gewartet;" und mit den Worten verschwand er.

Der Chorknabe hatte seit der Zeit Vorspuk in allen Dingen und ist als alter Mann und als erster Domküster gestorben.

122.

Spukender Mönch.

Erasmi Francisci höllischer Proteus. S. 479.
S. de Vries de Satan II. S. 324.

In einem fürstlichen Schlosse in Deutschland trug sich Folgendes zu. Einer von den Edelknaben wollte an einem schönen Sommertage nach den Gemächern des obersten Stockes gehen, sah im Hinaufsteigen, wie aus dem Ofen eines der Zimmer eine Helle drang, wie von vielen Lichtchen oder großem Feuer. Verwundert ging er hinein, doch da trat ein großer Mann in einer Mönchskutte auf ihn zu; die Augen lagen glühend tief in seinem Kopfe; auf einer Seite hatte er ein Schlüsselbund hängen. Erschrocken wollte der Edelknabe wieder der Thüre zu, aber der Mönch schoß auf ihn zu, faßte ihn und warf ihn nieder und schleifte ihn mehre Male hin und wieder über den Boden. Da schrie der Knabe so laut, daß der Fürst es in den untern Zimmern hörte

und befahl, man solle schnell laufen und sehen, was ihm begegnet sei. Alles lief zu, doch hatte der Schreck des Pagen Zunge gelähmt und erst nach mehr denn einer Stunde Zeit konnte er erzählen, was ihm widerfahren. Als sein Mitgesell, ein anderer Page, das hörte, spottete er sein und sprach: „Hättest dem Mönche nur ein paar tüchtige Ohrfeigen geben sollen, er würde dir schon von der Haut geblieben sein;" vermaß sich dabei auch, so er dem Spuk begegnete, demselben seine Fäuste fühlen zu lassen. Der Andere sprach: „Versuch's nur und gib eine Probe deines ritterlichen Muthes. Einige Tage nachher sollte dieser Kühne ein weißes Hemde aus der Kammer holen, in welcher der Mönch seinem Kameraden erschienen war. Während er nun in dem Kasten nach dem Hemde suchte, klopfte es an die Thür, und da er nicht anders glaubte, als, es wäre die Wäscherin oder ein Bediente, so rief er: „Herein! herein!" Da trat der erschreckliche, große Mönch herein. Wer da erschrak, das war der Edelknabe; das Herz schoß ihm nicht sowol in die Fäuste, mit denen er den Mönch begrüßen wollte, als in die Füße, wo es ihn antrieb, so schnell als möglich wegzulaufen; doch der Mönch wollte ihn nicht ohne Rechenschaft ziehen lassen, gab ihm ein paar Maulschellen, daß ihm das Blut aus Mund und Nase schoß und fuhr ihn an: „Nun laß mich die Fäuste fühlen, mit denen du mir gedrohet." Dazu hatte der Edelknabe aber nicht gar sonderliche Lust, sondern sprang aus der Kammer und lief mit großem Geschrei die Treppen hinab. Kurz nachher erschien der Mönch auch der Wäscherin, der er einen solchen Schrecken einjug, daß sie drei Monate lang krank lag.

123.

Der verwünschte Bürgermeister.

Mündlich.

Ein Bürgermeister in Altenberge hatte seinen Knecht um Lohn betrogen und der Knecht hatte ihm darob geflucht, so daß der Bürgermeister umwandeln und noch dazu dem Knechte in Allem gehorchen mußte. Eines Tages befahl der Knecht ihm einige Bündel Stroh vom Speicher herunterzuwerfen. Der Bürgermeister that das, warf aber des Strohes so viel, daß der Knecht erzürnt ausrief: „Hör' auf oder wirf es zum Teufel!“ Da faßte der Bürgermeister plötzlich alle Bündel, welche noch dalagen, und warf sie aus dem Fenster und der Teufel ergriff sie und führte sie mit sich fort.

124.

Entmann Timphut.

Mündlich.

Entmann Timphut war ein Amtmann in Münster, betrog viele Leute und brachte sie um das Ihrige. Nach seinem Tode mußte er umgehen und er geht noch heut zu Tage um. Sechs Ellen hoch schwebt er über der Erde; denen, welchen er begegnet, reißt er die Hüte und Mützen vom Kopfe; selbst die Schildwachen quält er, doch die können sich vor ihm schützen, wenn sie das Gewehr präsentiren.

125.

Stiefel.

Mündlich.

Zu Halter wohnte ein Schuster und das war ein gotteslästerlicher Flucher; er konnte es dermaßen, daß man hätte sagen sollen, er habe die Steine aus der Erde geflucht; auch schwur er gern und bei jeder Gelegenheit war er damit alsbald bei der Hand. Einmal beschuldigte man ihn einer gewissen Sache willen, doch die leugnete er und sprach: „Das ist so wenig wahr als Gott weiß was und ich will zum Stiefel werden, wenn ihr es als wahr befindet.“ In demselben Augenblicke wurde er zum Stiefel und spukt in dieser Gestalt auf dem Rathhause.

126.

Die Bauern im Telterbusch.

Mündlich.

Im Telterbusch gehen zwei Bauern um, deren einer eine glühende Axt und der andere eine glühende Schaufel trägt. Sie müssen etwas Schweres verbrochen haben. Einige wollen wissen, daß es Schatzgräber gewesen seien.

127.

Spuk zu Lütkenbeck.

Mündlich.

Zu Lütkenbeck im alten Schloßkeller liegt ein groß Faß alten rothen Weines. Geht man auf dasselbe zu

oder daran vorbei, dann bekommt man eine Ohrfeige und trägt man ein Licht, das wird ausgelöscht.

128.

Die Männermörderin.

Mündlich.

In Hohenholte lebte vor langer Zeit ein Bauer, dessen Frau schon sieben Männer gehabt und alle sieben umgebracht hatte. Er aber ertappte sie, als sie ihm auch an den Hals wollte; da sie fürchtete, hingerichtet zu werden, lief sie zum Wasser und sprang hinein. Wenn man nun noch an die Stelle kommt, wo das Weib sich ersäufte, dann ist man wie gelähmt und kann kein Wort sprechen; alles Vieh aber wird da heruntergezogen und muß ersaufen.

129.

Das alte Mütterlein und die Katzen.

Mündlich.

An einem Kreuzweg im Busch bei Hohenholte steht ein Marienbild; neben dem hat sich einmal ein alt Mütterchen mit ihren sieben Söhnen und sieben Töchtern aufgehangen. Seitdem kommen jede Nacht sieben schwarze Katzen, und das sind die sieben Söhne, und sieben weiße Katzen, das sind die sieben Töchter, und gehen da um, die schwarzen an der rechten, die weißen an der linken Seite des Bildes. An diesem selbst steht das alte Mütterlein und droht immer mit dem Finger und spricht: „Ich hab dem Teufel gedient und Gott verlassen, darum hat Gott mich auch verlassen."

130.

Verbannter Geist.

Mündlich.

Zu Sankt Denys bei Gent liegt ein Schloß; auf dem hauste einst ein gräulicher Spuk, der den Leuten Tag und Nacht keine Ruhe ließ, auch anfangs allen Beschwörungen widerstand. Endlich aber kam ein gelehrter Jesuit und der wollte ihn in die rothe See verbannen; das ging aber nicht, denn der Geist war viel zu mächtig. So mußte der Pater sich denn endlich damit begnügen, ihn auf das äußerste Ende des weitstentfernten der dem Schloß gehörenden Aecker zu verwünschen. Da ist er auch noch; aber alle hundert Jahre kommt er dem Schlosse um einen Fußbreit näher; wenn er dasselbe erreicht haben wird, dann schmeißt er es über'n Haufen, so daß kein Stein davon auf dem andern bleibt.

131.

Spukgeist im Kloster Wertet.

Glimmeri Collectanea p. 417.
Joa. Wierus l. IV.
De Vries, de Satan I, 382.

Eine arme Frau hatte einmal während der Fasten im Kloster Wertet, welches in der Grafschaft Horn gelegen ist, ein Maß Salz von ungefähr drei Pfund geliehen und ein wenig vor Ostern selbst sechs Pfund dafür wiedergebracht, aber es schien damit nicht ganz seine Richtigkeit zu haben. Von dem Augenblicke an nämlich fanden die Nonnen in ihren Schlafkammern eine Menge kleiner weißer Kügelchen, Erbsen nicht ungleich und sal-

zig von Geschmack; sie aßen aber nicht davon, denn Niemand wußte, was das wäre, oder von wo sie gekommen. Unlange nachher hörte man hier und da ein Gekärme, wie eines Kranken; in der Nacht auch eine Stimme der oder jener Nonnen, welche andere ermahnten aufzustehen, um einer kranken Schwester zur Hand zu sein; wenn sie das aber thaten und hinzuliefen, fanden sie sich betrogen. Wollten sie ihr Wasser machen, dann wurde ihnen plötzlich das Geschirr entrückt, so daß sie ihre Betten durchnäßten; einige wurden mit den Beinen aus dem Bette gerissen und über den Boden geschleift, oder so unter den Füßen gekitzelt, daß sie vor Lachen in Ohnmacht fielen; andern ging es ärger, denn es wurden ihnen gar Stücke Fleisch aus dem Leibe gekniffen, die Arme umgedreht, oder der Hals so gekehrt, daß ihnen das Gesicht auf dem Rücken stand. Weder Brot noch andere Speisen konnten sie zu sich nehmen, waren dabei noch mit dauerndem Erbrechen geplagt. Selbst lebensgefährlich wurde der Spukgeist, denn nicht selten hob er die Nonnen auf Mannslänge von der Erde und ließ sie von da niederstürzen.

Einige Verwandte und Freunde der Nonnen, dreizehn an der Zahl, kamen in das Kloster, um die Schwestern in etwa zu erlustigen, doch kaum saßen sie an der Tafel nieder, als mehre rückwärts auf die Erde gezogen wurden; eine Nonne wurde in die Höhe gehoben, und wie sehr auch alle Anwesenden sie festhielten, aufgezogen und auf die Erde niedergeworfen, so daß sie wie todt dalag; eine Weile später wachte sie auf, wie aus einem tiefen Schlafe und ohne alle Verletzung. Gleich darauf liefen einige auf den Knien herum, andere kletterten gleich Katzen auf die Bäume und eben so gemächlich und schnell wieder herab. Während die Aebtissin eines Tages mit Frau Margaretha, Gräfin von Horn, sprach,

kniff es sie so stark in die Hüfte, daß sie laut aufschrie. Man trug sie zu Bette, untersuchte die Stelle und fand, daß sie ganz blau war.

Solches dauerte drei volle Jahre. Nachdem hat man es wahrscheinlich still gehalten, wenigstens hörte man nichts mehr davon.

132.

Gib mir meinen Kopf wieder!

S. de Vries, de Satan. II, S. 348.

Ein sehr glaubhafter Mann, der zu Stendal Diakonus gewesen, bezeugte als wahrhaftig die folgende Geschichte.

Ein Branntweinbrenner hatte sich die Hirnschale eines gehangenen Diebes zu verschaffen gesucht, und zwar zu dem Ende, um den daraus gezogenen Spiritus unter den Branntwein zu mischen, welches man häufig thut, damit der Branntwein um so besser abgehe. Als er nun Nachts mit seiner Destillation beschäftigt war, öffnete sich plötzlich die Thüre von selbst, der gehangene Dieb trat in die Kammer, blieb eine Zeit lang vor dem Destillateur und seinen Gehülfen stehen und sprach dann mit einer schrecklichen Stimme: „Gib mir meinen Kopf wieder!" Daß Alle den Hasenpfad suchten, läßt sich wol begreifen.

133.

Dieb will seine Haut wieder haben.

Erasmi Francisci höllischer Proteus. S. 772.
S. de Vries de Satan. II, S. 348.

Ein Kerl, der sich durch viele Diebstähle des Strickes wol werth gemacht hatte, wurde doch insofern begnadigt,

daß er durchs Schwert starb. Ein gelehrter Doctor ersuchte den Magistrat, ihm die Leiche zu überlassen, damit er sie vor seinen Studenten zerschneiden könne, welches ihm auch willig zugestanden wurde. Nachdem er nun den Leichnam zerschnitten, gab er die Haut einem Gerber, um dieselbe fürder zu säubern und bestens zuzubereiten. Während der Meister nun eines Mittags an dem Felle arbeitete, trat der Missethäter ohne Haupt und ohne Haut auf ihn zu; er war schrecklich anzuschauen, denn man sah jede Muskel an seinem Leibe. Nachdem er eine Weile dagestanden, rief er dem Gerber, neben dem seine Hausfrau stand, welche zufällig in der Gerberei war, zu: „Gib mir meine Haut wieder!" Einige Zeit nachher kam er noch einmal wieder und foderte sich seine Haut, doch der Gerbermeister ließ ihn rufen und kümmerte sich nicht um ihn: er blieb auch endlich aus. Der Meister übrigens hatte doch einen so großen Schreck davongetragen, daß er drei Tage krank zu Bette lag.

134.

Doppelgänger.

Erasmi Francisci Schaubühne I, S 931.
S. de Vries, de Satan I, 460.

In einem gewissen fürstlichen Schlosse in Deutschland hat sich das Folgende wahrhaftig zugetragen. Des Amtmanns Frau wollte in ihres Mannes Schreibstube gehen, um daselbst etwas zu holen, welches er eben verlangt hatte. Als sie aber die Thür der Schreibstube öffnete, siehe, da saß ihr Mann, den sie eben in der Küche verlassen, leibhaft und eigentlich in seinem Stuhle am Schreibtisch, so daß sie im ersten Augenblick zweifelte, ob auch wirklich ihr Mann unten sei. Erschrocken lief

sie die Treppe herunter, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob sie sich nicht betrogen hätte, doch da saß ihr Eheherr ruhig und stille und von nichts wissend in der Küche. Mit großer Angst und Beben erzählte sie ihm ihr Gesicht, bat ihn aber zugleich nicht nach der Schreibstube zu gehen, damit ihm kein Unglück widerfahre; sie hielt nämlich dafür, daß die Erscheinung ein Vorzeichen seines nahen Todes sei. Er war aber ein kühner Mann, der nicht leichtlich an solcherlei glaubte, und sprach, er müsse sich überzeugen, was an der Sache wäre, ging die Treppe herauf und öffnete, gefolgt von seiner zitternden Ehefrau, die Thüre der Kammer. Da sah auch er sich in demselben Schlafrock sitzen, den er anhatte, ganz wie er leibte und lebte, und sah sich schreiben, so durchaus auf dieselbe Weise, wie er zu thun gewohnt war, daß es ein Wunder zu schauen war. Seine Frau bat ihn ernstlich, doch hinweg und wieder mit ihr herunterzugehen, das ließ ihm aber seine Unverzagtheit nicht zu; im Gegentheil, er ging auf den Stuhl los, auf dem sein Doppelgänger saß, und befahl diesem aufzustehen, indem er sprach: „Höre, Gesell, es kommt mir zu, hier zu sitzen und nicht dir. Du hast nichts hier zu schaffen, darum packe dich!" Mit den Worten rückte er den Stuhl weg und das Gespenst verschwand.

135.

Gespenst als Ehemann.

W. Baudartii Memorien. Boek 8, Fol. 54.
S. de Vries, de Satan 1, S. 478.

In Nord-Holland auf dem Bobeldyck, gegenüber der Kirche von Berckhout, hat sich Folgendes ereignet.

Am 25. des Sommermonats im Jahre 1616 er-

schien einer daselbst wohl bekannten Frau ein Gespenst in Gestalt ihres Mannes Cornelius Theuniß. Sie fragte: „Wer ist da?" Es antwortete: „Ich bin es, dein Mann." — „Der ist zur See und kann also nicht hier sein," sprach sie. „Ich kam ein wenig zu spät," entgegnete es, „und das Schiff war bereits vom Lande abgestoßen." — „Wie bist du denn ins Haus gekommen?" frug die Frau. „Ganz wohl," sprach es und legte sich mit den Armen auf die Bettlade. Es trug auf dem Haupt einen großen Filzhut, dessen breiten Rand sie mehre Male aufbog, um zu sehen, ob es auch wirklich ihr Ehemann wär', aber sie konnte weder an der Gestalt, noch an der Stimme Jemand anders denn ihn erkennen, befahl ihm also, zu sorgen, daß er sich zu Bett lege, welches er auch that. Weil sie jedoch immer noch zweifelte, gab sie genau Acht, als er seine Strümpfe auszog, um zu sehen, ob er auch so dicke Füße hätte als ihr Mann, befand aber auch darin keinen Unterschied. Als er sich nun neben ihr niederlegte, fühlte sie, daß er, obschon es in der Mitte Sommers war, so kalt war wie Eis. Da erschrak sie aufs höchste und rief Gott aus der Fülle ihres Herzens um Hülfe und Beistand an. Das hatte sie nicht sobald begonnen, als das Gespenst verschwand; hat sich auch nicht weiter sehen lassen.

136.

Zwei Geister.

Mündlich.

Eine Frau in Kortryk war gar kühnen Muthes, doch nicht frevelhaft, wie es der Leute so viele gibt. Ihr Mann dagegen war ein wüster Mensch, der mit allem spottete. Eines Samstags kam die Frau spät nach Hause

und der Mann gedachte sich einen Spaß zu machen und sie zu erschrecken. Er hing zu dem Ende ein weißes Tuch um und wartete bei dem Kreuze auf dem Kirchhofe, wo die Frau vorbei mußte. Nach zehn Uhr kam die Frau mit ihrer Nachbarin und der Mann richtete sich mit dem weißen Tuche auf und blieb so still stehen. „Ei sieh doch," sprach die Nachbarin, „da steht ein Geist." — „Laß ihn stehen," sprach die Frau, „und uns ein Vaterunser für ihn beten." — „Um Gottes willen!" rief die Nachbarin, als sie einige Schritte weiter waren, „da ist noch einer und jetzt sehe ich ihrer zwei!" Die Frau gab aber keine Antwort und betete. Der Mann hatte das Letzte gehört und ein Schauder lief ihm durch Mark und Bein, doch wollte er sich von der Sache überzeugen, ehe er sich auf die Flucht begäbe. Er drehte darum den Kopf ein wenig und sah ein Gerippe im Leichentuche neben sich. Da verließ ihn sein Muth und er rannte, so schnell er konnte, den Frauen nach, die erschreckt auch liefen und die Hausthüre hinter sich schlossen. „Frau, mach auf!" schrie der Mann, „ich bin's!" — Aber die Frau machte nicht auf und er fiel vor Schreck und Angst in Ohnmacht, aus der er erst am andern Morgen erwachte.

137.

Reise nach Jerusalem.

Joa. Nideri formicarium maleficum. in fin.

Dem Johannes Nider hat ein Erzbischof von Mainz folgende Geschichte zu wiederholten Malen erzählt.

Ein edler deutscher Ritter, der, wie es nun einmal so ging, in ewigem Hader und Zwist und Fehde mit

seinen Nachbarn lebte, ritt eines Nachts, begleitet von mehren Knechten, in einen Wald, nahe an dem Rhein. Ehe er das Ende desselben erreicht hatte, sandte er einen der Knechte voraus, um zu spähen, ob in dem Felde nichts Verdächtiges sei und nicht etwa ein Hinterhalt daselbst gelegt wäre. Da der Mond gar hell schien, so konnte der Knecht das leicht und wohl; als er aber am Rande des Waldes zwischen den Baumzweigen durch das Feld überschaute, da sah er, daß ein unendliches Reiterheer dasselbe in seiner ganzen Länge bedeckte und auf hohen Rossen langsam dem Walde nahte. Schnell lief er zu dem Ritter zurück und hinterbrachte ihm das und der sprach: „Lasset uns ein wenig warten, denn es ist gar wahrscheinlich, daß dem Heere eine Nachhut folgt; an diese wollen wir uns wenden und von denen können wir leicht erfahren, ob die Vorziehenden Freunde oder Feinde sind; keinesfalls haben wir die Nachzügler zu fürchten und können es wol mit ihnen aufnehmen." Nachdem sie nun ein wenig gezögert hatten, ritten sie getrost dem Waldende zu, fanden aber in dem Felde keine Spur mehr von dem Heere, einen einzigen Soldaten ausgenommen mit zwei Pferden, auf deren einem er saß, das andre an der Hand führend. Als der Ritter ihm näher kam, glaubte er ein bekanntes Gesicht zu erblicken und fragte den Reiter erstaunt: „Was, sehe ich recht, so bist du mein Koch?" Der Koch war nämlich einige Tage vorher gestorben und darum wunderte sich der Ritter so. Auf die Antwort: „Ja, der bin ich, Herr," fragte der Ritter weiter: „Was machst du denn hier und wer sind die, welche vor dir herzogen?" Darauf entgegnete der Todte: „Herr, die vorherzogen, das sind die Ritter und Knappen und mit denen muß ich noch in dieser Nacht zu Jerusalem sein; denn das ist unsere Strafe." — „Was thust du denn aber mit dem andern

16*

Pferde, welches du ohne Reiter neben dir herführest?" fragte der Ritter weiter und der Koch antwortete: „Das steht zu euren Diensten, Herr, wenn ihr mit uns zum heiligen Lande kommen wollet. Fürchtet euch darum nicht, Uebles wird euch nicht widerfahren und ich gelobe euch bei meinem Glauben als Christ, daß ich euch unverletzt dahin und wieder zurückbringe, wenn ihr meinen Mahnungen Folge leistet." Darauf entgegnete der Ritter: „Ich habe viel Wunderbares in meinen Tagen erlebt, aber das ist doch dagegen alles nichts." Seine Knechte riethen ihm, die Fahrt nicht zu wagen und mit ihnen zurück nach Hause zu kehren; aber davon wollte er nichts wissen, sprang von seinem Pferde auf das Handpferd des Koches und war in einem Augenblicke aus der Knechte Augen verschwunden. Am folgenden Tage erst kehrte der Ritter mit dem Geiste an denselben Ort wieder zurück, wo die Diener ihn noch erwarteten. Dann sprach der Geist: „Nun glaubet nimmer, daß das, was ihr gesehen, ein bloßer Traum war; zwei seltne und köstliche Dinge will ich euch nun geben und die bewahret wohl als Angedenken von mir," und er gab ihm ein Salamandertischtuch und ein Messer in einer Scheide und fuhr fort: „Ist dies Erstere schmuzig, dann werfet es ins Feuer und es wird rein; das Messer aber gebrauchet mit Vorsicht; denn, wen ihr damit verwundet, der ist ein Kind des Todes." Mit den Worten verschwand der Geist.

138.

Der Spielmann zu Sankt Gallen.

Bartholomaei Anhorn Magiologia tom. II. c. 7. §. 2. p. 625.
Happel, Relationes curiosae t. III. p. 482.
Phil. Altorfii florilegium histor. p. 322.
S. de Vries, de Satan I, 296.

Auf einer großen Versammlung der Schweizer-Cantons in Baden sollten an einem gewissen Tage die Abgeordneten der dreizehn eidgenössischen Orte in dem Herrenhofe prächtig bewirthet werden. N. Steuchler, ein Spielmann zu St. Gallen, kam an demselben Tage in Sankt Gallen auf die Brücke am Multerthor; da fand er nebst mehren Bürgern auch den hochberühmten Theophrastus Paracelsus auf einer Bank sitzen und redete ihn folgendermaßen an: „Nun werden die Herren Gesandten sich zu Baden im Herrenhofe lustig machen; denn ich habe gehört, sie halten heute allda eine prächtige Mahlzeit. Wäre ich nun da, ich könnte mir mit meinem Spiel einen schönen Stüber verdienen." Darauf sprach Paracelsus: „Habet ihr Lust, ein gut Trinkgeld da zu winnen, dann gehet und ziehet andere Kleider an, nehmet eure Flöte und kommet wieder her, und ich will euch ein Pferd besorgen, auf dem ihr binnen einer halben Stunde in Baden seiet." — „Herr Theophrastus," antwortete Steuchler, „ich weiß, daß ihr mehr verstehet denn andere Leute; ich will denn gehen und thun, wie ihr gesagt." Er ging flugs nach Hause, kleidete sich um und kam bald zurück an das Multerthor, wo ihn Paracelsus erwartete. „Geh nun," sprach dieser zu ihm, „nach der Spießhütte, da findest du ein weiß Pferd gesattelt. Setze dich darauf und reite damit hin, aber sieh wohl zu, daß du nicht sprechest, ehe

du wieder abgesessen bist, dann siehest du binnen einer halben Stunde Baden."

Steuchler bedankte sich, ging nach der Spießhütte und fand das Pferd wirklich daselbst, band es los, setzte sich darauf und fuhr durch die Luft hin, kam auch in einer halben Stunde zu Baden an, welches doch sechzehn tüchtige Stunden von Sankt Gallen entlegen ist. Gleich am Schlosse ließ das Pferd sich nieder, er sprang ab und es verschwand. Zur Stunde begab er sich in den Herrenhof und spielte vor dem Gesandten von Sankt Gallen sehr künstlich auf seiner Flöte. Als der Gesandte ihn sah, frug er ihn barsch: „Welcher Teufel hat dich denn hierher getragen?" Steuchler antwortete: „Ja Herr, ja Herr; der lebendige Teufel und kein andrer Heiliger," und erzählte alles, was ihm begegnet war, fügte aber hinzu: „Gott behüte und bewahre mich, daß ich nie wieder ein solch Pferd besteige." Der Gesandte merkte die Zeit an, wo er Steuchler in Baden gesehen und frug später in Sankt Gallen, wenn er noch da gesehen worden, befand dann auch just, daß derselbe nicht mehr und nicht minder Zeit gebraucht zu der Fahrt, denn eine halbe Stunde.

139.

Beschwörer in Strasburg.

S. de Vries, de Satan, I, 497.

Ein Mann aus Strasburg saß (im Jahre 1625) mit einigen Studenten auf einem Wagen, hörte da, wie die von Zaubereien und Beschwörungen sprachen, und drückte sich die Worte der Beschwörung recht tief in seinen Sinn. Als er nun bald darauf hörte, daß sich in

einem Dorfe bei Strasburg ein Geist sehen lasse, ging er dahin und beschwur denselben und der sprach, eine Bauerndirne habe ihre in Unehe heimlich gewonnene Frucht umgebracht und darum spuke er so lange beim Grabe des Kindes, bis die Mörderin gestraft sei. Der Mann trieb ihn aber von der Stelle weg und erlangte dadurch einen so großen Ruf in dem ganzen Elsaß, daß man überall nur von ihm sprach und er sich sehr viel Geld verdiente. Nicht lange nachher aber erschien ihm ein Geist und der sprach zu dem Zauberer: „Dieweil du nun so viel durch mich gewinnst, ist es billig, daß du mir auch etwas gebest. Ueberlaß mir denn das erste Kind, welches du von deiner Frau haben wirst, so bald es auf die Welt kommt." Seine Winste nicht zu verlieren, willigte der Zauberer in diese schreckliche Bedingung, aber seine Frau blieb unfruchtbar. Da kam der Geist ein ander Mal zu ihm und sprach: „Gib mir eine Schrift, mit deinem Blut unterschrieben, daß du mein Eigen bist mit Leib und Seele." Das that er, machte von da ab viel Spukereien in reichen Häusern und vertrieb sie wieder gegen gute Bezahlung, bis endlich er gefangen und vor Gericht gestellt wurde; denn gewöhnlich bedung er sich eine Summe aus für die Armen oder für die Spitäler, welches Geld er aber meistens für sich behielt. Man peinigte ihn, aber er blieb gefühllos und bekannte nichts. Dann bat er, man möge ihn ein wenig bei Seite gehen lassen; als man das zuließ, stürzte ein kohlschwarzer Hund in die Gerichtskammer, der ihn aufnahm und durch ein offenes Fenster entführte, doch nicht gar weit, denn er ließ den armen Sünder in den Stadtgraben fallen, von wo man ihn wieder holte. Da hat das Gericht ihn verurtheilt, zuerst enthauptet und dann verbrannt zu werden.

140.

Wagen mit Katzen bespannt.

Hermanni Oraei Theatr. europ. contin. 111.
P. P. Nitzschke, Historische Blumenluft I, S. 165.
S. de Vries, de Satan, l. p. 502.

Anno 1633 wurde zu Straßburg ein Junge aus Molzheim, nicht mehr als sechzehn Jahr alt, zum Tode verurtheilt, weil er ein erwiesener Teufelskünstler war. Sein Lehrer in der Zauberkunst war ein Jesuit aus Molzheim gewesen, der nebst ihm noch viele andere Jungen verleitet. Der Teufel war einmal zu ihm in die Schule gekommen in Gestalt eines ansehnlichen schwarzen Mannes und hatte ihm Geld verehrt. Dieser Junge konnte sich in allerlei Gestalten verwandeln; so hat er einmal in Gestalt eines Raben sich einer Kuh auf den Rücken gesetzt und sie gebissen, bis sie starb. Er nannte viele Paters Jesuiten, welche auch Teufelskünste getrieben und von denen noch zwei am Leben waren, der eine zu Brisach, der andere zu Schletstadt. Von diesen und andern Jesuiten brachte er Briefe nach Benfeld, welches dazumal gerade belagert war; er fuhr nämlich damit durch die Luft auf einem mit sechs Katzen bespannten Wagen. Bei seinem Tode zeigte er große Reue und warnte alle Leute vor den Jesuiten, welche ihn in solch elendigen Stand gebracht.

141.

Hufeisen auf Händen und Füßen.

Mündlich.

Zwei Pferdeknechte schliefen zusammen in einem Bette im Stalle. Der eine von ihnen war ein dicker, fetter

Bursche und wurde mit jedem Tage noch dicker und fetter; der andere aber war mager wie ein Skelett, und wurde mit jedem Tage noch magerer. Das konnte der Fette nicht gut begreifen und er fragte ihn einst: „Aber sag mir doch, wie es zugeht, daß du mit jedem Tage mehr abzehrst?“ Darauf antwortete der arme Mensch: „Ach, es ist mir angethan; jede Nacht kommt ein Weib zu mir ans Bett, das wirft mir einen Zaum über den Kopf und im selben Augenblicke bin ich ein Pferd und sie reitet bis zum hellen Morgen auf mir herum. Kann ich dabei wol zunehmen?“ — „Ist das Ding so,“ sprach der Andere, der nicht links war, „dann laß mich doch einmal vorne liegen und lege du dich auf meine Stelle, nach hinten; ich möchte doch gar zu gerne wissen, wie ich mich als Pferd ausnehme.“ Der Magere ließ sich nicht zweimal bitten und in der folgenden Nacht wechselten sie die Plätze. Gegen elf Uhr wurde die Stallthür leise aufgemacht und ein Weib trat herein mit einem Zaum in der Hand; sie schlich leise zum Bette der beiden Knechte und versuchte, dem nach vorne Liegenden den Zaum über den Kopf zu streifen; der aber, nicht faul, griff schnell nach dem Zaum und warf ihn dem Weibe über, welches alsbald als eine schöne greise Mähre vor ihm stand. „Aha, nun will ich einmal auf dir reiten, Thierchen,“ sprach er, schwang sich auf und sprengte zum Stalle und zum Hofe hinaus aufs Feld, wo er links und rechts herumzog bis an den lichten Tag. Dann ritt er zu einem Schmiede, ließ seiner Mähre vier tüchtige Hufeisen aufnageln und trabte ruhig dem Hofthore zu. Da stieg er ab und klopfte. Unvorsichtigerweise hatte er aber in dem Augenblicke das Pferd losgelassen; es sprang fort und war verschwunden, ehe er sich dessen versah.

Der andere Knecht hatte inzwischen dem Bauer er-

zählt, wie der Dicke von seiner Seite gekommen sei, und der Bauer begann schon unruhig zu werden, als er eintrat. „Nun, wie hat's gegangen?" frug der Bauer. „Ei, gut, recht gut," antwortete der Knecht, „nur eins ärgert mich, meine Mähre ist mir fortgelaufen, ohne daß ich weiß wohin." — „Nun, nun, sie wird noch wol wiederkehren," sprach der Bauer; „schade nur, daß meine Frau so krank ist, die lachte sich todt, wenn sie das hörte." Die Krankheit kam dem Dicken verdächtig vor und er sprach zu dem Bauer, er möge doch gern einmal zu der Meisterin gehen, um ihr alles zu erzählen. Als er nun bei der Frau war, reichte er ihr die Hand und sprach: „Ei, guten Tag, Meisterin, ihr seid krank? wie geht's?" — „Schlecht, sehr schlecht," sprach die Frau, aber ohne ihm die Hand zu geben. „Ei was, bin ich denn keine Hand mehr werth?" fragte der Knecht und riß dem Weib die Decke vom Leibe, denn nun glaubte er sich seiner Sache sicher; und so war es auch, denn er sah wei mächtige Hufeisen auf den Händen der Frau. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, sprang er die Treppe hinunter und erklärte die ganze Sache dem Bauer, der sich auch davon überzeugte, zu größerer Gewißheit noch den Hufschmied fragte, um welche Stunde sein Knecht ein Pferd beschlagen lassen, und als er alles übereinstimmend gefunden, zum Pfarrer ging, um sich bei dem Raths zu erholen. Der untersuchte die Frau und fragte sie aus, aber da war keine Hülfe mehr möglich, denn sie hatte ihr Zauberreiten aus der siebenten Hand; darum rieth der Pfarrer, ihr zur Ader zu lassen, bis sie sich todt geblutet hätte. Das geschah denn auch und also wurde die Welt von dem Weibe befreit.

142.

Sieben Hexen.

Mündlich.

Ein trüber (böser) Junge von Beurne wollte wissen, wie viel Hexen wol in der Stadt wären; beschloß also, dieselben einmal in Gegenwart der ganzen Gemeinde in die Kirche zu schließen. Um dies ausrichten zu können, mußte er etwas Geweihtes unter die Schwelle der Kirchthür legen; das Geweihte zu bekommen, ersann er folgendes Mittel. Bei dem ersten Begräbniß, das stattfand, stellte er sich dicht neben das Grab, und ließ seine Mütze just auf den Sarg fallen, als der Pfarrer die geweihte Erde darauf warf. Schnell sprang er zu, nahm die Mütze mit der Erde, welche darauf lag, und hob die letztere wohl auf. Das erste Mal, wo alle Leute aus der Stadt nach der Kirche kamen, kratzte er ein Loch unter die Schwelle der Kirchthüren und barg das Geweihte dahinein, ging dann ruhig in die Kirche und wartete das Ende der Messe ab. Als diese geendet war, gingen die Leute alle aus der Kirche sonder einige Hinderniß; nur sieben Frauen blieben zurück, liefen bald nach dieser, bald nach jener Thüre und suchten auf alle mögliche Weise herauszukommen, aber vergebens. Man war genöthigt, den Pfarrer zu holen, denn der Küster konnte ihnen nicht helfen. Der Pfarrer ließ die Schwellen untersuchen und alle Erde darunter wegnehmen und als das geschehen war, gingen die sieben Frauen ungehindert und ruhig ihres Weges. Unter den sieben Weibern war auch die Pathin des Jungen; die kam bald dahinter, wer ihr den Streich gespielt, und aus Rache verzauberte sie den Jungen, so daß derselbe plötzlich seine ehedem schönen Füße in Pferdeklauen verwandelt sah.

143.

Siebente Hand.

Mündlich.

Von der siebenten Hand hört man viel in Flandern und Brabant. Wenn man nämlich bezaubert ist, dann kann man die Zauberei von sich nehmen und auf Jemand Anders übertragen lassen. Das nennt man, sie in die zweite Hand geben. Aus der zweiten Hand kann sie in eine dritte und vierte und fünfte und sechste übergehen. Ist sie aber in der siebenten Hand, dann kann sie nicht mehr abgenommen werden; der, der sie hat, muß sie behalten sein ganzes Leben lang.

144.

Hexe verarmt.

Mündlich.

Ein Bauer, der auf einem kleinen Pachthofe wohnte, hatte Mangel an Geld und wußte nicht, woher welches nehmen. Er trug alles, was er missen konnte, nach dem Markte, kam aber noch immer und bedeutend zu kurz. Da hörte er endlich, daß in der Nähe eine Hexe wohnte, und er ging zu dem Weib und sprach: „Höret einmal zu, Frau, ich muß mit euch sprechen; ich hätte gerne, daß ihr mir einen Gefallen thätet, nämlich, daß ihr mir einiges Geld gäbet, und das könntet ihr, denn ihr verstehet euch auf die Zauberei.“ Die Hexe antwortete schlau: „Ihr seid irr, Freund, es ist hier nicht, wo ihr sein müsset; das ist in der ... Straße, Nummero .... und bei Frau .... Gehet nur dahin und ihr habet alles, was ihr begehrt.“ Damit schaffte sie sich den Mann vom Halse. Der ging in das angewiesene Haus, wo

auch eine Hauptхexe wohnte, und sprach zu der: „Frau, ihr müsset mir helfen, ich stecke tief darin." Die Hexe wollte sich auch zuerst rein machen, aber der Bauer ließ sich nicht abhalten und sprach: „Was ihr auch thun mögt, ihr müsset mir helfen, oder ich lasse euch zu Asche verbrennen." — „Nun denn," sprach die Hexe da, „wieviel muß ich euch denn geben, daß ihr mich in Ruhe lasset?" — Der Bauer bestimmte ihr eine Summe und die Hexe gab ihm dieselbe, nur fügte sie dabei zu: „Ehe ihr aber weggeht, müsset ihr mir euer Handzeichen geben, daß ihr mich niemals verrathen wollet." Darein willigte der Bauer mit der Bedingung, daß er so oft wiederkehren dürfe, als ihm beliebe, nahm das Geld und kam seiner Frau damit gar willkommen. Die frug ihn, wo er es her habe? er aber sprach: „Das mag ich nicht sagen, darauf habe ich mein Handzeichen gegeben." Es dauerte nicht lange und der Bauer brauchte abermals Geld und ging abermals zu der Hexe. „Ja, lieber Mann," sprach die, „ich habe soviel nicht mehr, will euch aber fürs letzte Mal noch geben." — „Gut," antwortete der Bauer, „aber dann müsset ihr mich die Zauberei lehren." — „Wenn ihr nicht zu dumm dazu seid," sprach sie und begann, ihm dieselbe auszulegen. Er hatte aber nicht viel Lust daran und sprach, er wolle lieber von Zeit zu Zeit Geld holen kommen, das wäre ihm gemächlicher. Das that er denn auch und seinen Drohungen mußte die Hexe wol weichen, und sie wich so lange, bis er ganz reich war und sie ganz arm.

145.

Das Zauberweib zu Assenede.

Mündlich.

Vor längerer Zeit lebte zu Assenede ein altes Zauberweib, vor der ein jeder Angst hatte. Eines Tages ritt ein junger Bursche nach einem nahen Dorfe und fand sie unterwegs; er fragte sie im Scherz: „Aha, wie stehts? ihr lauft ja, wie ein Mädchen von achtzehn Jahren." Sie sah ihn einmal an und sprach mit ihrer rostigen Stimme: „Lasset die in Ruhe, die euch in Ruhe lassen." Der Bursche lachte sie aus und ritt seines Weges weiter. Als er aber Abends nach Hause zurückkehren wollte und kaum das Dorf verlassen hatte, da siehe, kam ihm eine große Katze entgegen, die stellte sich vor sein Pferd und schrie dreimal ihr Miau, aber das mit einer Stimme, daß sich dem Burschen die Haare auf dem Kopfe in die Höhe richteten; dann lief sie weg. Ein paar Schritte weiter kam eine zweite und die machte es ebenso, schrie auch dreimal Miau und lief weiter, und so ging es über den ganzen Weg bis nach Assenede, wo der Bursche mehr todt als lebendig ankam.

Ein Anderer kam Abends spät noch über Feld und wollte nach Hause zu, als er plötzlich eine rostige Stimme neben sich hörte, die fragt: „Wie spät ists?" Er schaut um, sieht das alte, krüppelhafte Weib und läuft, was er kann, um das Dorf zu erreichen. Ein paar hundert Schritte weiter dachte er, nun könne er wol langsamer gehen, denn das Zauberweib schlich nur mit Mühe stets an ihrem Stabe fort; in demselben Augenblicke aber hörte er ihre allzubekannte Stimme neben sich die Frage wiederholen: „Wie spät ists?" Kalten Todesschweiß auf der Stirne, beginnt er zum andern Male zu laufen und ruht auch nicht, bis er an seiner Thüre ankommt; als

er jedoch kaum den Schlüssel eingesteckt und dieselbe geöffnet hat, steht das Weib zum dritten Male neben ihm und fragt: „Wie spät ists?“ Man braucht wol nicht zuzufügen, daß er in aller Eile ins Haus schlüpfte und froh war, von ihr erlöst zu sein.

146.

Dukaten verloren.

Mündlich.

Zu Thielt in Flandern lebte ein Bauer; der war einmal ausgegangen, um Vieh zu verkaufen, hatte es auch zu guten Preisen losgeschlagen und kam mit wohlgefüllten Taschen zurück nach Haus. Unterwegs hatte er hier und da einmal angehalten und so war er nicht ganz nüchtern mehr, doch noch so wohl bei Sinnen, daß er wußte, er habe außer seinem Silbergelde auch einen Dukaten in der Tasche, und den verwahrte er auch aufs Beste und sah oft nach, ob er ihn nicht verloren hätte. Zu Hause hing er die Hose, in der das Geld stak, an dem Bettpfosten auf, nachdem er sich vorher noch einmal überzeugt, daß sein Dukaten nicht mangele. Des andern Morgens war natürlich sein erster Gedanke an das Geld und den Dukaten besonders, aber wie er auch suchen mochte, der war verschwunden. Niemand war in der Kammer gewesen als sein Sohn; somit fiel sein Verdacht auf diesen, doch der leugnete und sprach, er habe die Hose nicht angerührt; wie er aber immer leugnen und was er auch sagen mochte, der Alte blieb dabei, er habe den Dukaten. Deß müde, machte der Bursche sich gegen Abend auf und ging zu einem zwei Stunden entfernt wohnenden Zauberer, fragte den, ob er nicht wisse, wo seines Vaters Dukaten sei? „Diesen

Abend kann ich euch das nicht sagen," antwortete der Zauberer, „aber kommt morgen früh wieder, dann will ich euch schon darüber Rechenschaft geben." Der Weg nach Hause und wieder zurück und noch einmal nach Hause schien dem Burschen doch zu mühsam, darum gedachte er in der Nähe von der Wohnung des Zauberers zu bleiben, um andern Morgens gleich bei der Hand zu sein, und legte sich in eine Scheune, die nahe bei dem Hause stand. Gegen Mitternacht öffnete sich das Thor der Scheune und der Zauberer trat ein, ein Laternchen in der einen und eine Weidenruthe in der andern Hand; mit der Ruthe schlug er dreimal auf die Erde, indem er rief: „Minnekens hier! Minnekens hier! Minnekens hier!" In demselben Augenblick wimmelte es von Katzen um den Zauberer herum. „Kann mir keine von euch sagen, wo des Bauers M. Dukaten geblieben ist?" fragte er dann; doch die Katzen sprachen: „Nein, das können wir nicht sagen, es ist Jemand nahebei." — „Ei, so brecht ihm den Hals," sprach der Zauberer und die Katzen antworteten: „Ja, das thäten wir, aber er hat sich gezeichnet;" der Bursche hatte nämlich ein Kreuz gemacht, ehe er sich in die Scheune zum Schlafe gelegt. So konnten die Katzen ihm nichts anhaben und verschwanden und der Zauberer ging auch weg; daß der Bursche nicht lange mehr in dem Stroh blieb, begreift sich leicht; er lief gleich nachher, was er konnte, dem nahen Walde zu und erwartete da den Morgen. Als dieser eben dämmerte, klopfte er an des Zauberers Thüre und fragte den Teufelskünstler, ob er denn nun wisse, wo der Dukaten sei? „Ja wohl," sprach der Zauberer. „Es hat mir nicht wenig Müh' und Arbeit gekostet, aber ich kann's euch doch sagen. Euer Vater schläft im Stall und neben seinem Bette steht ein Tränktrog, woraus das Vieh säuft; dahinein ist der Dukaten gefallen, als

euer Vater seine Hose am Bette aufhing; suchet darin und ihr werdet ihn finden.“ Die Antwort hinterbrachte der Bursche alsbald seinem Vater, sie suchten beide im Troge und der Dukaten lag in der That darin.

147.
Dreikreuzmesser.

Mündlich.

Bei dem Flecken Poucke wohnte ein begüterter Bauer. Dem wurde auf einmal seine Frau todtkrank und sein Vieh begann auch zu siechen, die Ochsen, Kühe und Pferde legten sich alle auf die Streu und wollten nicht mehr aufstehen. Vergebens zog der Mann die Aerzte zu Rathe; was die auch beginnen mochten, nichts half und das Uebel wurde nur schlimmer und schlimmer. Da sprach endlich einer der Knechte zu ihm: „Mit rechten Dingen kann das nicht zugehen, lasset uns darum eine Nacht wachen und sehen, was im Hofe vorgeht.“ Das fand der Bauer gut und als alles andere Gesinde schlafen war, stellte er sich mit dem Knechte an ein Kammerfenster, um zu lauschen, ob sie nichts sähen. Bis Mitternacht blieb alles still, dann aber sahen sie, wie eine Menge von Katzen, eine nach der andern, unter dem Hofthore durchkrochen und vor der Stallthüre einen Tanz begannen. „Da haben wir es ja,“ sprach der Knecht und der Bauer faßte einen Stuhl und wollte auf die Katzen los, aber der Knecht hielt ihn zurück, indem er sprach: „Nein, das wäre nicht klug; damit richteten wir nichts aus; lasset mich nur machen.“ Mit den Worten nahm er ein Dreikreuzmesser und warf das mitten in den Katzenring hinein; im selben Augenblicke waren alle verschwunden. Der Knecht ging alsdann zu

der Stelle, wo sie getanzt hatten, und sah nach und da fand er denn das Messer in einer blauen Schürze hängen. „Nun sind wir weit genug," lächelte er dann; „morgen werdet ihr mehr sehen, Meister." So geschah es denn auch; am andern Tage gegen neun Uhr kam ein Weib an die Thür und fragte den Bauer, ob er keine blaue Schürze gefunden hätte? „Doch," antwortete er, „kommt nur herein, ich will sie holen." Als das Weib aber herein war, da schloß er die Thüre, griff die Hexe beim Halse und fragte sie, ob sie nun unter seinen Händen sterben oder seine Frau und sein Vieh wieder entzaubern wolle? Das Weib lamentirte und versprach alles und da ließ der Bauer sie wieder los. Das Vieh gesundete auch wirklich noch am selben Tage, die Frau aber kam nicht wieder auf; mit der war es schon zu weit und sie starb nach ungefähr drei Wochen.

148.

Hänschen Zimmermann und die Katzen.

Mündlich.

Auf der Brüsslerstraße zu Dendermonde liegt ein Haus, welches heißet zur Sonne; darin befand sich in frühern Zeiten eine Brauerei, worin Hänschen Zimmermann als Knecht diente. Das erste, zweite und dritte Gebräu mislang und das konnte Hänschen nicht begreifen, denn er verstand sein Handwerk so gut als der Beste. Nun hatte Hänschen bemerkt, daß jedesmal, wenn er am Brauen war, eine Katze rund um den Kessel lief, und die beschloß er nun einmal ins Auge zu fassen. Er begann also sein viertes Gebräu und kaum kochte das Bier, als die Katze wieder in die Brauerei

kam und miauend um den Kessel strich. Hänschen merkte alsbald, daß es eine Hexe war, ging zu ihr und fragte: „Woher kommst du, Kätzchen?" „Miau" antwortete dieses und lief weg, doch kam es einige Augenblicke nachher zurück und hatte mehr denn ein Dutzend andere Katzen bei sich: die faßten sich alle Pfote an Pfote und begannen einen Tanz um den Kessel, wobei sie unaufhörlich sangen:

Hansken Temmerman vroeg aen my:
Katje, van waer komdegy?

(Hänschen Zimmermann frug mich: „Kätzchen, woher kommst du?") Da wurde Hänschen böse, füllte stille einen Eimer mit kochendem Biere und goß das über die Katzen hin. Miau! Miau! schrien alle jämmerlich und verschwanden; das Gebräu aber glückte. Am andern Morgen jedoch sah man im Rochusträßchen fünf bis sechs Frauen, deren Gesichter ganz schwarz verbrannt waren, todt auf der Straße liegen, und da blieb denn wol kein Zweifel mehr, wer die Katzen gewesen waren

149.

Katzentanz um die Schützenstange.

Mündlich.

In der Nähe des grünen Teiches zu Assenede lag früher eine Weide, auf der die Vogelstange stand; um die Stange tanzte jede Nacht eine Menge von Katzen. Ein Bauer, der ein wenig zu tief ins Glas geschaut hatte, kam noch spät Abends da vorbei und sah eine schöne Katze auf sich zukommen. „Ei, schöne bunte Katze, wo gehts denn hin?" fragte er und lief der Katze nach bis unter die Schützenstange, wo er der Katzen eine

Menge fand, die sogleich begannen in großem Kreise herumzutanzen und zu singen:

> Väterchen, Käterchen, das frug mich,
> Ei schöne bunte Katze, wohin trollst du dich?

Als der Tanz einige Zeit gedauert hatte, verschwanden die Katzen und es erschienen viele schön gekleidete Mädchen, die kostbare Speisen auf eine lange Tafel setzten und ihn einluden, mit zu essen. Das that er auch, aber das Leckerste selbst schien ihm geschmacklos, denn es war kein Salz darin. „Habt ihr nicht ein wenig Salz hier?" frug er, aber im selben Augenblicke verschwand alles, Mädchen, Speisen und Tafel und er saß allein im Grase. Morgens fand er einen Kreis in den Rasen gebrannt, just da, wo die Katzen getanzt hatten.

150.

Lichtchen auf dem Baum.

Mündlich.

Ein alter Bauer aus Avecapelle, Namens Clabau, kam Abends spät noch über die Weiden, die das Dorf umgaben, und wollte nach Haus. Da sah er plötzlich eine Katze neben sich laufen, welche er meinte zu erkennen als die seines Nachbarn, und weil er ein großer Liebhaber von Katzen war, auch verwundert stand, das Thier so weit von Hause weg zu sehen, frug er: „Nun, schöne bunte Katze, wo gehst du hin?" Aber die Katze lief ihres Weges weiter und war bald aus seinen Augen.

Einige Tage nachher hatte er sich wieder in der Schenke verspätet und es war schon tief in der Nacht, ehe er sich auf den Weg nach Hause begab. Als er

auf die Weide kam, sah er in der Ferne ein Lichtchen brennen, wie es schien, hoch über der Erde und das Lichtchen schwankte hin und her. Als er ein wenig näher ging, meinte er, auch Musik zu hören. Er ging auf das Lichtchen zu und fand, daß dasselbe oben auf einem Baume brannte; neben dem Baume saß ein allerliebstes Kätzchen und das machte Musik, nicht aber die, welche er gehört hatte, denn die scholl aus der Mitte eines Kreises anderer Katzen, welche auf ihren Hinterpfoten künstlich vor dem Baume tanzten, während sie einander mit den Vorderpfötchen fest hielten. Als sie ein wenig getanzt hatten, sprang ein Kater, derselbe, den Clabau einige Tage vorher gesehen, in die Mitte des Kreises und begann ein Liedchen, worin es unter andern hieß:

Und der alte Clabau der fragte:
Ei, schöne, bunte Katz, wohin gehst du?

Banger Schweiß rann dem guten Clabau vom Leibe; in höchster Angst nahm er seine Beine unter den Arm und lief, was er konnte, dem Dorfe zu.

151.

Die Katzenlinde zu Auweghem.

Mündlich.

Kunst- en Letterblad. 1843. S. 24.

Zwischen Huysse und Auweghem steht eine uralte Linde, die in der ganzen Gegend unter Jung und Alt nur unter dem Namen Katzenlinde bekannt ist. Einem Bauer aus Auweghem begegnete daselbst Folgendes. Er hatte sich nach langem Arbeiten an einem heißen Sommertage Abends neben die Linde gesetzt, um ein

wenig auszuruhen. Langsam fiel er in Schlaf und daraus wurde er erst tief in der Nacht durch süße Laute geweckt, die ihm aus der Luft zu kommen schienen. Er rieb sich die Augen und sah einmal nach Oben und da bemerkte er denn zu seinem großen Erstaunen, daß die Linde von Katzen wimmelte, und erkannte zugleich, daß diese es waren, die jene liebliche Musik machten. Erschrocken wollte er auf und davon eilen, aber das ganze Feld war mit Katzen bedeckt, von denen einige Teig bereiteten, andere Kuchen backten und wieder andere, in weiten Kreisen umtanzend, die Kuchen lustig verzehrten. Während der Bauersmann noch verwundert auf all das sonderliche Getreibe hinstarrte, kam ein artig weiß Kätzchen auf ihn zu und fragte ihn mit sanfter Stimme: „Bäuerlein, möchtet ihr nicht ein Küchelchen mit knappeln?" Der Bauer dankte höflich zu dreien Malen; da das Kätzchen ihn aber so sehr nöthigte, nahm er es endlich an. Man brachte ihm bald einen mit Kuchen hochbeladenen Teller und er machte, nach löblichem christlichen Brauch sein Kreuzchen — doch im selben Augenblicke waren all die Katzen verschwunden und jammerten und miauten greulich auf ihrem Abzuge durch die Luft: der Bauer aber fand sich auf der Spitze des Baumes wieder. Er kletterte schnell herunter und eilte dem Dorfe zu; als er auf der Schwelle seines Hauses stand, da schlug die Kirchenuhr Eins. Er erzählte seiner um ihn in Sorgen wachenden Frau den wunderbaren Vorfall, stand am folgenden Tage nicht vom Bette auf und starb am Morgen des dritten Tages.

Einige sagen, der Mann habe nach dem ersten Bisse in einen der Kuchen in Gottes Namen um ein wenig Salz gebeten, worauf die Katzen verschwunden wären.

152.

Kätzchen unter der Bütte.

Mündlich.

Ein Lehrjunge kehrte spät von einem Trinkgelage nach seines Meisters Haus zurück und fand auf der Straße ein artiges, kleines, schwarzes Kätzchen. Das nahm er auf, und trug es mit sich nach Hause, wo er es unter eine Bütte ohne Ohren setzte. „Wollen sie das Thierchen morgen behalten," dachte er bei sich selbst, „dann können sie es thun; wo nicht, dann lasse ich es wieder laufen." Am andern Morgen kam er zu der Bütte zurück und hob die auf, um das Kätzchen seinem Meister zu zeigen; aber wie erschrak er, als er nicht mehr das Kätzchen, sondern ein steinaltes kleines Weib unter der Bütte fand, und das schrie ihm zu: „Du wirst mich diesen Abend auf dieselbe Stelle zurückbringen, von wo du mich geholt hast, und thust du das nicht, dann breche ich dir den Hals." Voll Angst lief der Bursche zu dem Meister und erzählte dem die ganze Sache und der schickte ihn zum Pfarrer. Dieser dachte lange nach, was da wol zu machen wäre, und sprach endlich: „Es bleibt kein anderer Rath, als daß du thust, was das Weib dir befohlen hat." Dazu war der Bursche aber zu bange und er konnte erst seinen Willen darein geben, nachdem der Pfarrer ihm gedroht hatte, das Weib werde ihm den Nacken brechen, und versprochen, daß er ihn geleiten wolle. In dem Letzten hielt der Pastor auch sein Wort. Er kam Abends zu dem Burschen und ging mit ihm zur Bütte. Als die aufgehoben wurde, saß das Kätzchen vom vorigen Abende wieder darunter; der Bursche nahm es auf und ging dem Orte zu, wo er es gefunden hatte. Der Pfarrer folgte. Je weiter sie aber kamen, um so schwerer wurde das Kätzchen, und das ging

so lange fort, bis dem Burschen der blutige Schweiß vom Leibe herunterlief. Als sie endlich an der Stelle angekommen waren, wo das Kätzchen am vergangenen Abende saß, da warf der Bursche es nieder, so hart er konnte. Fallen sah er es zwar nicht, doch bekam er von unsichtbarer Hand einen so fürchterlichen Schlag, daß er ohnmächtig zusammenstürzte.

153.

Das schwere Kätzchen zu Gent.

Mündlich.

Auf der Torrebrügge zu Gent wohnte vordem ein reicher Blechschläger, der wol an die dreißig Gesellen hatte. Eines Abends mußte einer von diesen noch spät eine fertige Arbeit in die Stadt tragen und unter andern auch über den Sankt Michaelsplatz gehen. Da fand er ein kleines schwarzes Kätzchen und das kam auf ihn zu und strich sich an seinen Beinen und miaute dazu ganz erbärmlich. Der Gesell hatte ein überaus mitleidig Herz und da er dachte, es wäre ein verloren Kätzchen, so nahm er es auf den Arm und meinte es mit sich nach Hause zu tragen. Kaum aber war er in der Michaelsstraße angekommen, als das Kätzchen begann, schwerer und immer schwerer zu werden, und endlich wurde es so schwer, daß er es fallen lassen mußte. Doch war es kaum auf dem Boden, als es anschwoll und immer größer wurde, bis es noch größer war als der allergrößte Esel. Den Gesellen erfaßte ein ungeheurer Schrecken und er lief, was er konnte, nach Hause zurück, wo er in Schweiß gebadet ankam.



154.

Klaren Mondschein trinken.

Mündlich.

Zu Kortryk lebte vor längerer Zeit ein gar kühner und wackerer Mann, den man aber nicht anders in der Stadt nannte, als Herrn Klare Mane (klarer Mond). Diesen Beinamen hatte er von folgendem Vorfalle erhalten. Er schlief in einer Nacht auf seinem Söller, als er plötzlich ein sonderbares Geräusch und eine Menge der verschiedenartigsten Frauenstimmen über sich hörte. Da das Dach mehre gläserne Pfannen hatte, trat er zu einer derselben und sah zu seiner großen Verwunderung eine zahlreiche Gesellschaft von Weibern darauf sitzen, welche tranken und dazu sangen:

Wir trinken allhier den süßen Wein,
Burgunderwein,
Champagnerwein,
Wir trinken den klaren Mondenschein.

„Ei," gedachte der Mann, „was hat das Volk auf meinem Dache zu thun?" und er hob eine von den Glaspfannen und rief heraus: „Wartet nur ein Weilchen noch, ihr Pack; ich will euch dann schon lehren, mich im Schlafe stören." Mit den Worten eilte er zurück und in eine Ecke des Söllers, wo ein dicker Knüppel stand. Als er aber mit demselben wieder zu der Glaspfanne kam, war alles verschwunden.

155.

Der Spielmann auf dem Galgen.

Barth. Anhorn Magiolog.
S. de Vries, de Satan II, 318.

Im Jahre 1649 hatten einige Fräulein eines gewissen gräflichen Schlosses in Deutschland, dessen Namen wir hier nicht gern nennen wollen, einen Spielmann ersucht, des folgenden Sonntags in der Nacht bei einem Tanze aufzuspielen, den sie anstellen wollten. Er versprach ihnen zu kommen, wenn sie ihn zur festgesetzten Stunde, nämlich Abends um neun Uhr, wollten holen lassen. Dies geschah; es kam Jemand zu ihm und führte ihn dahin, wo er sein mußte, in das gräfliche Schloß — so meinte er — und in einen großen Saal, in welchem ein herrliches Bankett bereitet war. Da spielte er viele Tanzweisen und so schön, als er nur konnte. Als er nun schon lange gespielt und Niemand ihm einen Trunk zubrachte, sprach er laut genug, daß männiglich es verstehen konnte: „'s ist doch besser, Bauern und Bäuerinnen aufzuspielen, als für Junker und Fräulein; zum mindesten geben die Bauern einem Spielmann genug zu trinken." Kaum hatte er das gesagt, als ein vermummter Herr zu ihm trat und ihm einen trefflichen silbernen Becher mit Wein anbot; vergnügt legte der Spielmann seine Geige aus der Hand und that einen guten Zug; dann sprach er: „Gott gesegne es, das ist ein kostbarer Wein." Doch im selben Augenblicke verschwand die ganze Gesellschaft mit dem Schlosse und er saß auf dem Galgen, neben dem einige Tage zuvor mehre Hexen verbrannt worden waren; den Becher aber hielt er noch in der Hand. Nachdem er sich ein wenig von seinem Schrecken erholt hatte, steckte er denselben in die Tasche, ließ sich an einem Stricke nieder und ging

nach Hause. Am andern Morgen sah er sich das Geschirr genauer an und fand das Wappen einer vornehmen Person aus der Gegend darauf. Es sind viele Leute, die den Becher gesehen und denen der Mann die ganze Geschichte erzählt hat.

156.

Das Zauberschloß bei Werwick.

Mündlich.

Ein schon bejahrter Mann kam eines Abends an einem Hügel bei Werwick vorbei und fand daselbst ein schönes Schloß, welches er sich nicht erinnern konnte, früher je gesehen zu haben. Die Neugier trieb ihn hin und er klopfte an. Bald öffnete ihm eine schöne Frau die Thür und führte ihn freundlich in einen prachtvollen Saal, der ganz voll so schöner Weiber saß, wie der Mann in seinem ganzen Leben keine gesehen hatte. Man empfing ihn gar höflich und räumte ihm einen Platz an dem Tische ein, setzte ihm auch einen Teller vor und bat ihn, sich zu bedienen. Der Mann griff zu den dargebotenen Speisen, merkte aber bald, daß das Salz in denselben fehlte. „Möchte ich wol um ein bischen Salz bitten dürfen?" fragte er. In demselben Augenblicke verschwand die Gesellschaft mitsammt dem Schlosse und er saß auf einem hohen Baume, von dem er sich nur mit Mühe wieder herunterarbeitete.

157.

Die verzauberte Jagd.

Mündlich.

Zwei Jäger aus Thielt gingen frühmorgens auf die Jagd und blieben daselbst bis gegen Abend, aber es

war ihnen unmöglich, auch nur ein einziges Wild aufzuspüren. „Nun, das ist nicht richtig," sprach der Eine, „laß uns einmal dort zu dem Zauberer gehen und den um Rath fragen." Das thaten sie auch und der Zauberer führte sie über ein schmales Brückchen in ein weites Feld, sagte, da könnten sie sich satt jagen. Sie gingen einige Schritte und siehe, mehr denn fünfundzwanzig Hasen liefen vor ihnen her; die Hunde stürmten auf das Wild los, die Jäger legten an, aber sie konnten nicht schießen und die Hunde vermochten nicht, das Wild zu fassen, und liefen stets an demselben vorbei. Da erkannten die Jäger bald, daß all das Wild nichts weiter als purer Teufelstrug sei, riefen ihre Hunde zurück und wollten nach Haus; die Hasen stellten sich zugleich in eine Reihe und schauten den braven Jägern nach, als hätten sie dieselben verspotten wollen.

158.

Hexenpütz.

Mündlich.

Bei Meichelbeek liegt nahe bei einem Kreuzwege der Hexenpütz. Da geschehen Nachts wunderbare Dinge, von denen man nicht gern spricht. Oft sind Leute, die den Kreuzweg durchschneiden mußten, Stunden lang in der Irre herumgeführt worden und nicht selten einen halben Tag lang gegangen und doch nicht von der Stelle gekommen.

159.

Zaubernadeln.

Mündlich.

In ein gewisses Haus kam alle Tage eine Milchbäuerin, um ihre Milch daselbst zu verkaufen. Die Frau von dem Hause hatte ein klein Kind; jedesmal, wenn die Bäuerin kam, wunderte sie sich über des Kindes Schönheit, nahm es auf den Arm und liebkoste es und sprach immer: „Ach, welch ein lieb Kind! welch ein lieb Kind!" Es war aber sonderbar, daß das Kind jedesmal plötzlich und peinlich aufschrie, wenn die Bäuerin es nahm; auch bemerkte die Frau, daß das Kind Geschwüre bekam, und jedesmal, wenn das Weib im Hause gewesen war, fand sie der Geschwüre mehr. Was sie auch dagegen thun mochte, dieselben waren unheilbar und daraus schloß sie richtig, das Kind müsse bezaubert sein.

Als die Bäuerin nun am folgenden Tage wiederkam, gab die Frau ihr das Kind nicht, bat sie aber, weil es Winter und sehr kalt war, ein wenig am offenen Herdfeuer niederzusitzen. Inzwischen rief die Frau ihren Mann und der kam alsbald, steckte heimlich einen Nagel aus der Osterkerze unter den Stuhl, auf dem das Weib saß, und schürte dann das Feuer und machte eine so große Flamme, daß die Bäuerin es vor Hitze nicht aushalten konnte. Sie wollte aufstehen, vermochte es aber nicht und bat den Mann, sie ein wenig rückwärts zu schieben. „So viel Kraft habe ich nicht," antwortete der, „ihr seid mir zu schwer und könnt wol selbst ein wenig zurückrücken," und mit den Worten warf er noch mehr Holz in die Flamme. Da begann das Weib zu seufzen und zu jammern und bat den Bauer, sie doch loszulassen. Nun war es klar, daß

sie die Hexe gewesen, welche es dem Kinde angethan. Der Mann verwies ihr das auch mit herben Worten und sie gestand endlich und sprach: „Ja, ich habe euer Kind bezaubert; ich habe es mit Zaubernadeln gestochen. Sie liegen in meiner Kommode, im siebenten Kästchen der obersten Schublade in einem Döschen. Da habt ihr den Schlüssel, nehmt sie und werft sie weg und euer Kind ist genesen; laßt die andern aber liegen." Der Mann nahm den Schlüssel und schloß den Kasten auf; er fand darin viele Döschen, in denen allen Nadeln lagen, die er sämmtlich wegwarf. Im Suchen sah er eine besonders große Dose; als er die neugierig öffnete, sah er eine zweite darin, in der zweiten eine dritte und also bis zu sieben; die letzte war gespickt voll Nadeln. Nicht nur für seine Ruhe besorgt, sondern auch für die seiner Nebenmenschen, warf er auch die weg, so daß das Weib nicht mehr damit schaden konnte. Nach Hause zurückgekehrt, warf er sie vor die Thüre und sie hat sich seitdem nie mehr in das Haus gewagt.

160.
Zaubereier.

Mündlich.

Zu Oultre wohnte vor Zeiten einmal ein Mann mit seiner Magd in einem großen Hause. Es trug sich aber zu, daß der Mann eines Morgens auf dem Kamine ein paar schöne große Eier fand, von denen weder er, noch die Magd wußte, wie sie dahin gekommen waren; sie aßen dieselben ohne Argwohn auf. Bald nachher fanden sie abermals Eier da liegen und der Mann sprach: „Wir haben sicherlich einen Hausgeist, der uns die Eier bringt, aber laß ihn nur machen, die Eier sol-

len mir schmecken;" er aß dieselben auch wieder auf und das geschah noch ein paar Mal hintereinander.

Es dauerte aber nicht lange und der Mann wurde so voll Ungeziefer, daß er nicht mehr gehen, noch sich bewegen konnte, ohne daß es ihm zu Hunderten vom Leibe fiel. Er brauchte alle möglichen Mittel dagegen, aber nichts wollte helfen. Da ging endlich die Magd zu dem Dekan nach Geeraertsberge und fragte den um Rath. Da sprach der Dekan: „Mein Kind, da kann wol Rath geschafft werden, aber es hält schwer; bist du bang?"— „Nein," antwortete die Magd, „meinen Herrn zu erlösen, will ich gern alles wagen." — Gut," sprach der Dekan, „dann gehe diese Nacht um zwölf Uhr von Hause weg und komm gradenwegs hierher in die Kirche, aber laß dich durch nichts von dem Wege abbringen, es mag dir vorkommen, was will." Das gelobte die Magd zu thun, und als es zwölf Uhr schlug, da ging sie von Hause weg und auf Geeraertsberge zu. Sie war aber noch nicht weit von Dultre, als ihr ein großes Heer Soldaten entgegenzog; da das die Straße in ihrer ganzen Breite einnahm, so sprang sie auf die Seite und ließ es vorüberziehen; ging dann unangefochten weiter nach Geeraertsberge. Wie sie aber zu dem Dekan kam, da sprach der: „Mein Kind, ich kann dir nicht helfen, du hast deinen Weg nicht gut gemacht, du hättest durch die Soldaten durchgehen müssen; darum komm morgen wieder und mach es besser." Da ging das Mädchen betrübt nach Dultre zurück und machte sich in der folgenden Nacht noch einmal auf den Weg. Bald sah sie die Soldaten wieder kommen, aber sie blieb mitten auf der Straße und ging grade auf sie los und die Soldaten wehten wie ein Wind an ihr vorbei. Als sie ein wenig weiter gegangen war, kam eine große Heerde wilder Thiere von allen Sorten auf sie losgerannt, aber sie

hielt sich standhaftig und auch die wilden Thiere flogen an ihr vorbei. Nun schien sie Ruhe zu haben und sie setzte ihren Weg fort bis an das Thor von Geeraertsberge: da fuhr urplötzlich eine Kutsche, mit zwei schnaubenden Pferden bespannt, ihr entgegen, aber sie blieb still auf der Straße und die Kutsche sauste über ihr Haupt hin. Als sie nun in die Kirche kam, da stand der Dekan bereit und begann eine Beschwörung, und da sah sie, daß es ihre alte Nachbarsfrau war, welche ihrem Herrn das mit dem Ungeziefer angethan hatte.

161.

Zauberschlaf.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. VI. c. X.

In der Gegend von Zülpich lebte vor einigen Jahren ein blinder Mann von großer Frömmigkeit mit Namen Engelbert. In seiner Jugend schlief er eines Nachts im Hause seiner Taute, welche sehr reich war, und hörte — es war noch vor Mitternacht — wie zwei Diebe die Wand durchbrachen und in das Haus drangen. Nachdem sie die Herdasche durchwühlt, steckten sie Licht an, öffneten Kisten und Kasten und begannen laut mit einander zu sprechen. Als Engelbert das hörte, versuchte er die neben ihm liegenden Diener zu wecken, doch das gelang ihm nicht, wie viel Mühe er sich auch gab. Da nahm er endlich einen guten Knüttel zur Hand, horchte wohl auf, von woher die Stimmen der Diebe kamen, ging auf sie zu und schlug wie wüthend mit seinem Knüttel um sich, machte es auch den Beiden so heiß, daß sie flüchteten. Am Morgen erzählte er die Sache den Nachbarn, denn die Hausleute konnte er nicht auf-

wecken und die Nachbarn konnten es ebensowenig. Da sahen sie ein, daß Zauberei im Spiele sein müsse, untersuchten Alles und fanden über der Thür etwas, wie den Rückgrat eines Menschen. Als man das wegnahm, erwachten die Hausleute alsbald.

162.

Wie die Hexen erkannt werden.

Mündlich.

Wenn der Priester in der Messe **Dominus vobiscum** sagt, dann sieht er an einem besondern Zeichen, welche Frauen Hexen sind.

Wenn man die Schuhe von Knaben mit Wagenschmiere oder mit Schweinsfett bestreicht, und sie alsdann in die Kirche schickt, dann kann keine Hexe heraus, bevor die Knaben heraus sind. Auch stellt man einen Besen umgekehrt an die Kirchthüre, wenn man die Hexen zwingen will, zuletzt in der Kirche zu bleiben, um sie also zu erkennen.

Ist Einem das Vieh behext, dann kann man die, welche es dem Thiere angethan hat, auf folgende Weise zwingen, sich zu zeigen. Man gehe an den Ort, wo das geschlachtete Vieh überlasen wird; wenn das Thier dann todt ist, nehme man das Eingeweide und schleppe dies hinter sich über die Erde nach Hause, nicht aber über die Thürschwelle, sondern unter der Schwelle her. Da trage man es in die Küche und lege es über den Rost, mache auch ein tüchtig Feuer darunter: wie das Eingeweide dann warm wird und heiß, so brennt auch der Hexe Eingeweide und sie hat keine Ruhe, wo sie auch sein mag, sondern muß zu dem Hause hin; kann sie daselbst eine Kohle von dem Feuer erwischen, dann

ist es gut und ihre Schmerzen hören auf. Will man sie nun recht peinigen, dann schließe man die Hausthür gut und fest zu; sie wird aus allen Kräften vor derselben toben. Oft ist es auch geschehen, daß, wenn man die Hexe nicht einließ, ein dichtes Dunkel das Haus umzog und es also erschüttert wurde, daß man vermeinte, es stürze zusammen. Machte man alsdann die Thüre auf, dann war alles gut, denn die Hexe schoß auf das Feuer los und verschwand, nachdem sie eine Kohle gepackt hatte.

In Ostflandern legt man einen Birkenbesen unter den Stuhl der Frauen, die als Hexen verdächtig sind. So es wirklich Hexen sind, dann können sie nicht vom Stuhle aufstehen.

163.

Apfel bricht den Zauber.

Mündlich.

Zwei Leutchen in Kortryk hatten ein wunderschönes Kind. Eines Abends spät saß die Mutter noch bei der Wiege, als sie auf einmal kloff, kloff, kloff Jemand mit Holzschuhen durch die stille Straße laufen hörte; an ihrem Hause stand er still. Zu gleicher Zeit that das Kind einen lauten Schrei und wand sich in der Wiege und als die Mutter zusah, hatte es hinten und vorne einen Buckel. Kloff, kloff, kloff scholl es wieder von der Straße und der Jemand lief weg. Die Frau war in Angst und Noth und lief überall hin, zu allen Doctoren, aber keiner konnte dem Kinde helfen und es war und blieb bucklig. Endlich ging die Frau zu dem Kapuzinerkloster und erzählte die Geschichte einem alten Pater, und der sagte ihr, sie möge am andern Tage einmal

wiederkommen, dann werde er ihr etwas geben. Als die Frau zurückkam, gab er ihr einen Apfel und sprach: „Diesen Abend um elf Uhr theilet den Apfel in drei Theile und gebet zuerst einen, dann den andern und endlich den dritten Theil dem Kinde; wenn es dann nicht genest, dann kann ich nicht helfen." Die Frau that also. Als das Kind den zweiten Theil kaum im Munde hatte, da hörte sie wieder auf der Straße kloff, kloff, kloff, bis vor ihrem Hause. Eine Nachbarsfrau, die bei ihr war, sprang schnell an die Thüre, aber sie sah nichts. Im selben Augenblicke schrie das Kind wieder, doch als die Mutter besorgt ihm den dritten Theil des Apfels geben wollte, da lächelte es und streckte ihr die Händchen entgegen und war wieder schlank und schön, wie zuvor.

164.

Feuer verräth die Hexe.

Mündlich.

C. P. Serrure im Kunst- en Letterblad 1843. Nr. 12. S. 48.

Es ist noch nicht lange, daß in Erneghem eine Hexe auf die folgende Weise verrathen wurde.

Die Kinder eines Bauern lagen krank und schienen nicht mehr genesen zu können. Was der Mann auch für Mittel anwenden mochte, die Krankheit nahm täglich mehr zu, so daß endlich kein Zweifel mehr blieb an einer Bezauberung der Kinder. Um sich inzwischen hievon zu überzeugen und die Hexe zugleich kennen zu lernen, gab Jemand den Rath, ein groß Feuer von Buchen-, Ulmen- und Eichenholz zu machen und wohl Sorge zu tragen, daß kein andrer Brennstoff dazu komme; auf das Feuer solle man wohl achten, beson-

ders, ob und wann die Flammen der verschiedenen Holzarten zusammenschlügen und sich vereinigten, denn die Frau, die dann zuerst ins Haus treten werde, das sei die Hexe.

So hat man es gethan und die Hexe entdeckt.

165.

Klagende Stimme.

Moby du Rondchamp, le Cabinet historial. Liége 1610. p. 148.
C. P. Serrure im Kunst- en Letterblad 1843. Nr. 12. S. 47.

Im Beginne des 16. Jahrhunderts wohnte in der Gegend von Lüttich ein Bauer, der mit seiner Frau alle Tage eine klagende Stimme hörte, wie wenn Jemand um Hülfe gerufen hätte. Wie oft er auch in seinem Hause herumsuchte, nie konnte er auch nur das Mindeste finden. Dies stets dauernde, jämmerliche Gerufe traf den Bauer und die Bäuerin so, daß sie krank wurden und langsam hinzehrten. Außer ihnen hörte kein Mensch die Stimme.

166.

Johannes Teutonicus.

Adag. German. s. pr. qui quae volt dicit, quae non volt audit.

Johannes Teutonicus war von Bürgereltern geboren, wurde jedoch seiner hohen Gelahrtheit halber zum Canonicus in Halberstadt ernannt, ein Rang, der sonst nur Söhnen adliger Eltern werden konnte. Das verdroß die andern adligen Canonici und sie ließen es ihn oft und bitter fühlen. Müde der ewigen verächtelnden

Spöttereien, beschloß Johannes endlich sich einmal recht empfindlich zu rächen. Er lud also alle Canonici zu einem köstlichen Abendmahle ein und als dieses zu Ende war, da fragte er sie, ob sie nicht einmal ihre Ahnen zu sehen wünschten? Nichts konnte den Herren willkommener sein und Johannes hub alsbald an, eines jeglichen Ahnherrn einzeln zu beschwören und da erschienen denn Köche, Stallknechte, Bauern und ander Volk, alle mit Zügen, welche die Herren sich leicht erinnerten, auf ihren Familienbildern häufig gesehen zu haben. Als er zu Ende war, da fragte Johannes: „Nun saget mir doch offenherzig, sind eure Ahnen edler, oder sind es die Meinigen?" Darauf gab keiner der Herren ihm Antwort, sondern Alle schlichen beschämt und stille aus Johannes' Hause und seit der Zeit warf ihm keiner mehr seine niedere Abkunft vor.

167.

Wie Albertus Magnus gelehrt und wieder dumm geworden.

Hieron. Plati de bono status religiosi. c. 33.
Lenglet-Dufresnoy recueil de dissertations. I. preface XCIX.
Vgl. auch in Weidens Köln's Vorzeit: Albertus Magnus.

Albertus Magnus war schon früh in den Orden des heil. Dominicus getreten, aber es dauerte nicht lange, da gefiel ihm das geistliche Leben nicht mehr, denn er meinte, daß es ihm an Kopf mangle, um die Tiefen der Gottesgelahrtheit zu ergründen, und darum beschloß er, aus dem Kloster zu entfliehen. Er setzte also eines Abends eine Leiter an die Gartenmauer, um da hinüber zusteigen und fortzulaufen; da aber sah er urplötzlich vier Frauen von gar ehrwürdigem Wesen vor sich stehen,

davon stießen zwei ihn zu wiederholten Malen von der Leiter. Er hatte aber das Klosterleben so satt, daß er trotzdem zum dritten Male versuchte, die Leiter hinaufzusteigen; da fragte ihn die dritte der Frauen, warum er denn so schändlich weglaufen wolle? Albert sagte ihr, daß er zu dumm wäre, um zu studiren, und des Klosters darum überdrüssig wäre. Da sagte die dritte, dann thue er doch besser, statt zu fliehen, den Schutz und Beistand der Mutter Maria sich zu erflehen, welches die vierte Frau wäre, und sie andern drei wollten ihm helfen bitten. Als Albert das hörte, war er wie herumgedreht, und er warf sich alsbald vor Maria nieder und klagte ihr sein Leid und bat sie, daß sie doch seine Dummheit von ihm nehmen möchte. Da fragte ihn Maria, welche Wissenschaften er denn am liebsten studiren wolle und ob er lieber die Weltweisheit oder die Gottesgelahrtheit hätte? Albert bedachte sich nicht lange und bat die Mutter Gottes, ihn zu einem tüchtigen Weltweisen zu machen. Darauf sprach Maria: „Das soll dir geschehen, aber weil du die Weltweisheit der Gottesgelahrtheit, die dich meinen Sohn hätte besser erkennen lassen, vorgezogen hast, so sollst du am Ende deines Lebens all deine Wissenschaft verlieren und wieder so dumm werden, wie du warst, und das soll sein drei Jahre vor deinem Tode." Nachdem die Muttergottes das gesprochen, verschwand sie mit den andern Frauen und Albert kehrte zum Kloster zurück, studirte und wurde bald der gelehrteste Mann von der Welt, so daß man ihn den Großen hieß und der Papst ihn endlich gar zum Bischof machte. Er war so kunsterfahren, daß er eine Bildsäule machte, die sprechen konnte und sich bewegte, wie ein lebendiger Mensch; Thomas von Aquin, sein Schüler, hat dieselbe zerstört.

Als Albert endlich fühlte, daß die Jahre seiner

Dummheit heranrückten, da erzählte er all seinen Schülern von dem Gesichte, welches er gehabt. Er wurde auch dümmer und einfältiger als ein Kind, trug das aber mit Geduld und Ergebenheit und verharrte getreulich in seinen religiösen Uebungen bis zu seinem Tode. Zu Köln in der Andreaskirche liegt er begraben.

168.

Albertus Magnus rettet den Papst.

Van Velthem Spiegel historiael I, c. 25. S. 32.

Bruder Albert war wohl bekannt mit dem Papste. Es geschah aber, daß er mit demselben lustwandelte, und sie wollten in einem Schifflein auf der See fahren, nahmen nur wenige von des Papstes Dienern mit sich. Nicht lange darnach sah der Papst wol sieben Schiffe mit Kriegsvolk, das war wohl geharnischt und wohl bewehrt. Der Papst begann zu verzagen und das mochte er wol mit Recht, denn sie umringten sein Schiff und kamen näher, um ihn zu fangen; von Sicilien waren sie und Manfred (Kaiser Friedrichs II. Bastardsohn) hatte sie gesandt, weil der Papst Herrn Friedrich mit seinem Bannfluch belegt hatte; das wollten sie rächen an ihm und hatten alle Tritte des Papstes erspäht. Hätte Bruder Albert ihn nicht geschirmt, er wäre ihnen nicht entgangen. Große Angst befiel den Papst und Alle, die mit ihm waren, nur nicht Bruder Albert. „Ergebt euch," riefen die Feinde, „oder ihr seid des Todes!" Der Papst sprach: „Was sollen wir thun, lieben Freunde? Ist keiner unter euch, der uns rathen kann, wie wir entkommen mögen?" Bruder Albert sprach: „Herr, ich könnt' uns wol von ihnen befreien, aber es wäre

gegen euer Gebot. Hätte ich Urlaub, hier meine Kunst zu gebrauchen, sie sollten Alle fliehen in Furcht und Angst." Der Papst sprach: „Albert, thu das, ich gebe dir Urlaub dazu für nun und für dein ganz Leben; thust du nichts Arges damit, dann absolvire ich dich von aller Sünde dabei." Das hatte der Papst kaum gesagt, als die Andern flohen, wie wenn der Teufel sie gejagt hätte, so großer Schrecken überfiel sie; sie meinten, die ganze Welt wäre über sie hergefallen. Also wurde der Papst gerettet durch Bruder Albert und kam ohne einigen Schaden nach Rom; Bruder Albert hatte aber dadurch die Erlaubniß gewonnen, frei und sonder Sünde die schwarze Kunst zu üben.

169.

Duns Scotus.

Delrio.

Duns Scotus hatte gelobet, die heilige Schrift zu übersetzen, sonder einige Speise zu sich zu nehmen; denn er gedachte, bei solch heiligem Werke dürfe ihn kein irdisch Bedürfniß stören. Das führte er auch aus; als er aber kaum den letzten Buchstaben seiner Uebersetzung niedergeschrieben hatte, da fiel er hin und war todt.

170.

Doctor Faust.

G. Schwab Wanderungen durch Schwaben. S. 29.

Von dem Dormitorium des Klosters Maulbronn steigt man durch ein Fenster über mehre Dächer in ein ausgemauertes Gemach; da hat **Dr.** Faust sein letztes

Stündlein gelebt und wurde von da durch den Teufel geholt. Noch zeigt man einen großen Blutflecken daselbst an der Wand, der als Zeuge dieses schrecklichen Vorfalles dasteht. Man sagt auch, Dr. Faust sei aus dem benachbarten Städtchen Knittlingen gebürtig gewesen.

171.

Hecke und Alene.

Mündlich.

In der Zeit, als noch die Heiden in Brabant waren, wohnte zu Dilbeek, einem zwei Stunden von Brüssel gelegenen Dorfe, ein grausamer Heidenkönig, der hieß Hecke, und hatte eine überaus schöne Frau, die er auch innig liebte, und die hieß Alene. Diese hörte eines Tages erzählen von einem Christenprediger, der auf der andern Seite von Brüssel, im Forst, das Wort Gottes verkündigte, und sie beschloß zur Stunde, einmal den Predigten des Apostels beizuwohnen. Das wurde ihr um so leichter, als ein unterirdischer Gang von ihrem Schlosse aus unterhalb Brüssel hinlief und im Forst mündete: den benutzte sie und begab sich jeglichen Sonntag zu der Christenversammlung. Bald ließ sie sich selbst taufen und mochte nun immer der Messe der Christen beiwohnen.

Es dauerte nicht lange und Herr Hecke hörte von diesen heimlichen Gängen und verbot Frau Alenen aufs allerstrengste, ferner noch nach Forst zu gehen. Sie ließ sich das aber nicht anfechten und setzte ihre Besuche der Christenversammlungen fort, wie sie früher gethan hatte. Als Hecke das erfuhr, paßte er ihr eines Sonntages mit einem seiner Vertrauten auf, um sie zurückzuhalten; Alene entschlüpfte ihnen aber und wollte in dem Gange

weiter laufen; da hob Herr Hecke sein Waffenbeil und schlug ihr den rechten Arm ab. Alene schien den Schmerz nicht zu fühlen und lief weiter und weiter bis nach Forst, wo sie die andern Christen schon versammelt fand. Als der Priester aber während der heiligen Handlung die Hostie aufheben wollte, da erschienen plötzlich zwei Engel über dem Altare und die brachten Alene's abgehauenen Arm, der sich von selbst wieder zu ihrem Leibe fügte, so daß keine Spur einer Verletzung mehr übrig blieb. Als sie zurückkehrend ihrem Gatten begegnete und der das Wunder schaute, da fühlte er sich so sehr ergriffen, daß er ihr zu Füßen fiel und sie um Verzeihung bat. Wie gern Frau Alene ihm die gewährte, das brauch' ich wol nicht zu sagen; sie nahm ihn auch mit in die Christenversammlung und da gefiel es dem rauhen Heiden so sehr, daß er sich taufen ließ.

Andere sagen, nicht Herr Hecke, sondern einer seiner Diener, den er dazu abgesandt, habe Frau Alenen den Arm abgeschlagen, während sie sich an einen Baum festgeklammert.

Noch heute heißt man jenen Gang Sinte-Lene's-loop und einen in der Nähe desselben liegenden Born, dessen Wasser als heilkräftig von nahe und ferne geholt wird, Sinte-Lene's-borre.

172.

Unschuldige gehangen.

Flämisches Volkslied.

In einem Wirthshause hatte die Tochter heimlich unerlaubten Umgang mit einem Manne und die Folge davon war, daß sie ein Kind gebar. Weil die Mutter,

welche ein böses und heimtückisches Weib war, nun fürchtete, das möge unter die Leute kommen, tödtete sie das Kind und legte die Leiche ins Bette der Magd. Als diese nun Abends schlafen gehen wollte und ihr Bett aufdeckte, da schrie sie laut auf vor Schrecken ob des Kindes. Da lief die Wirthin nebst ihrer Tochter herbei und sie riefen: „O du Teufelin, du Mörderin, du bringst unser Haus in Schande!“ Die Magd betheuerte und schwur, sie wisse von nichts, doch das half ihr wenig; die Wirthin schrie die Nachbarsleute zusammen und diese eilten zum Gericht. Nun wurde die Magd gefangen und, weil Alles gegen sie sprach, verurtheilt, um mit dem Stricke vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Als das Mädchen nun den Tod vor Augen sah, da betete sie zu der Mutter Maria und sprach: „O du gnadenreiche und milde Frau, stehe mir doch bei in meinen Todesängsten; du weißt am besten, daß ich nichts verbrochen habe.“ Sie betheuerte auch ihre Unschuld bis zum letzten Augenblicke und litt geduldig den harten Tod.

Drei Tage nachher kam der Liebste der Magd, welcher in der Nähe des Dorfes als Knecht diente, in die Schenke und frug nach ihr. Da erzählte die Wirthin ihm Alles, doch er wollte das nicht glauben und sprach: „Nein, mein Mädchen ist unschuldig;“ ging unter vielen Thränen zu dem Galgen und seufzte aus der Tiefe seines Herzens: „Ach Gott, wie hängst du da, mein schönes Lieb!“ Da rief ihm das Mädchen zu: „Ich hänge da, doch ich bin nicht todt.“ Als der Knecht das hörte, da wäre er fast vor Schrecken und Angst weggelaufen, doch er ermannte sich und frug: „Wie kann das geschehen, mein süßes Lieb?“ Da sprach die Magd: „Ich stehe auf unserer lieben Frauen Schultern.“ Da lief der Knecht zum Richter und beschwur ihn, alsbald zu dem Galgen zu kommen und das Mädchen zu erlö-

sen. Der Richter folgte ihm schnell und als der Strick durchgeschnitten war, da stieg das Mädchen lebend herunter und sank in ihres Liebsten Arm. Nun ließ der Richter das Weib mit ihrer Tochter greifen und sie bekannten ihre Unthat und wurden an demselben Stricke aufgeknüpft, an welchem das unschuldige Mädchen drei Tage lang lebendig gehangen hatte.

173.

Gottvertrauen belohnt.

Andr. Hondorf theatrum exemplorum.
Koningsbergen daeghelyksche tydrekeningh. 3. Juny l. D.
Sim. de Vries histor. Ocean. S. 229.
Goulard histoires admirables et memorables advenues de nostre temps. Paris, 1618. p. 96.

Im Jahre 1539 lebte in Sachsenland eine ehrbare Witwe mit zwei Söhnen. Es war in dem Jahre eine große Hungersnoth und die Frau wußte kein Brot mehr für die Kinder und sich zu schaffen. Da kleidete sie eines Morgens sich und die Söhne in ihre besten Kleider und ging auf eine nahe Quelle zu, um daselbst Gott zu bitten, daß er sich ihrer erbarmen möge. Indem sie vor die Thüre trat, sah sie einen ehrenhaften Mann, der sie freundlich grüßte und nach einigen Worten sie fragte, ob sie an jenem Quell Essen zu finden glaube? Die Frau entgegnete: „Nichts ist bei Gott unmöglich. Wenn er die Kinder Israel 40 Jahre lang in der Wüste ernähren konnte, dann kann er mich und meine Kinder noch wohl mit Wasser erhalten.“ Als die Frau solches mit dem festesten Vertrauen und dem größten Muthe gesprochen hatte, sprach der Mann: „Da du so fest glaubest, gehe nach Hause zurück, du wirst da drei Lasten Mehl

finden.“ Damit verschwand er. Die Frau aber ging freudig nach Hause und fand es, wie er gesagt hatte.

174.

Arkenbald von Burde.

Caesari heisterbac. dial. mirac. d. IX. c. 38.

Arkenbald von Burde war ein mächtiger und edler Herr und so sehr eifrig für die Gerechtigkeit, daß vor ihr ihm jeder gleich galt. In einer schweren Krankheit hörte er eines Tages in seinem Bette ein großes Getümmel und klagende Weiberstimmen aus einer nahen Kammer dringen. Als er sich nach der Ursache davon erkundigte, wagte keiner der Umstehenden es, ihm die Wahrheit von der Sache zu bekennen. Da rief er einen von seinen Dienern und sprach: „So dir deine Augen lieb sind, sage mir die reine Wahrheit.“ Da antwortete der Diener zitternd: „Herr, eurer Schwester Sohn wollte eine Frau schänden, das war die Ursache des Schreiens.“ Da sprach Arkenbald tief ergriffen zu seinen Soldaten: „Gehet hin und hänget ihn.“ Die Soldaten entfernten sich, doch vor der Thüre sprachen sie zu einander: „Tödten wir diesen edeln Jüngling und stirbt unser Herr, wie sehr wahrscheinlich ist, bald, dann wird man uns gleicherweise tödten, oder wenigstens verbannen;“ und sie gingen zu dem Jünglinge, sagten ihm Alles und schärften ihm ein, ja nicht vor seines Oheims Augen zu kommen; dann gingen sie einige Stunden später zu Arkenbald und sagten diesem, sein Wille sei nun vollbracht. Fünf Tage nachher glaubte der Jüngling, sein Oheim habe nun Alles vergessen und gedenke der Sache nicht mehr; er öffnete leise die Thür des Krankenzimmers und

schaute einmal hinein. Als Arkenbald ihn erblickte, sprach er mit schmeichelnden Worten zu ihm, er solle sich neben ihn an's Bett setzen. Kaum hatte der Jüngling das aber gethan, als Arkenbald ihn um den Hals faßte, heimlich sein Messer zog und es ihm in die Gurgel stach, so daß er todt hinfiel. Unter Klagen und Thränen wurde der Jüngling herausgetragen; die ganze Gegend schauderte ob der grausigen That.

Arkenbald war selbst so sehr davon ergriffen, daß seine Krankheit sich verschlimmerte und er zum Bischof sandte, daß dieser ihm den Leib des Herrn bringe. Als der Bischof kam, beichtete Arkenbald ihm unter vielen Reuethränen seine Sünden, des Mordes aber geschwieg er. Da sprach der Bischof erzürnt, warum er sich dessen nicht anklage? „War denn das eine Sünde?" frug Arkenbald. „Und noch dazu eine schwere," erwiderte der Bischof; aber Arkenbald sprach: „Ich sehe keine Sünde darin und verlange also auch nicht, daß Gott sie mir vergebe." Der Bischof erwiderte zornig: „Dann gebe ich euch die Wegzehrung nicht eher, als bis ihr euch des Mordes angeklagt." Arkenbald sprach: „Wisset, Herr, ich habe meinen Neffen nicht aus Haß oder in einer Aufwallung von Zorn getödtet, sondern nur aus Furcht Gottes und Liebe zur Gerechtigkeit. Nie liebte ihn einer inniger, denn ich. Versaget ihr mir auch des Herrn Leib, dann kann ich dem Herrn doch ebenwol meinen Leib und meine Seele anbefehlen." Der Bischof ging, doch kaum hatte er die Thürschwelle überschritten, als der Kranke ihn zurückrief, indem er sprach: „Kehret zurück, Herr Bischof, kehret zurück und sehet, ob die Hostie noch in eurer Büchse ist." Das that der Bischof, aber siehe, die Hostie war verschwunden. Da sprach Arkenbald: „Der, den ihr mir versagt, hat sich mir nicht

versagt" und er zeigte dem Bischof die Hostie, welche er noch im Munde hielt.

175.

Die knienden Esel.

Caesar. heisterb. dial. mirac. IV, c. 98.

Heutzutage noch sieht man zu Köln in der Weißbüttengasse an einem Hause ein Bild, worauf Esel vor einem Priester kniend gemalt sind. Davon erzählt man sich die folgende Geschichte, welche wir mit den Worten des Cäsarius wiedergeben wollen.

„Der Pastor Everhardus von Sankt Jacob war ein durchaus frommer Mann. Eines Tages trug er das Sacrament zu einem Kranken, diesem die Wegzehrung zu geben. In einer sehr engen und schmuzigen Straße aber begegnete er einer Menge von Eseln, die mit Getreide beladen waren. Der Scholar, welcher mit der Laterne vor ihm herging, drang nur mit vieler Mühe durch die Esel hindurch, nun sie zur Seite treibend, dann wieder von ihnen vertrieben. Als der Pfarrer, der schon ein alter und schwächlicher Mann war, das sah, erbleichte er und begann zu zittern, denn er fürchtete, die Esel möchten ihn übern Haufen rennen und mit dem Sacramente in den Koth werfen. Menschliche Hülfe schien da vergebens, da brach er im Vertrauen auf Gott in diese Worte aus: „Was machet ihr Esel da? Sehet und wisset ihr nicht, wen ich in der Hand trage? Stehet im Augenblicke still und erzeiget niederkniend euerm Schöpfer die Ehre, die ihm gebührt, ich befehle es euch in seinem Namen!" Und siehe, die Esel gehorchten und knieten alle nieder, und was noch wunderbarer war, obgleich dies Knien ihnen schwer fiel, blieben die Säcke



doch auf ihren Rücken hängen. Dies ist eine in Köln sehr berühmte Geschichte.

In Köln erzählt man, ein Bauer sei mit seinen Eseln einem das Sacrament tragenden Priester begegnet und habe nicht niederknien wollen; da hätten die Esel ihn beschämt, indem sie auf die Knie gesunken wären.

176.

Die Monstranz zu Loochristi.

Mündlich.

Ein Kaiser, der Herr von Flandern war, hatte einmal Krieg mit den Türken und verlor viel Soldaten dabei, kam auf die Art täglich mehr in Gefahr, endlich zu unterliegen. Da that er ein Gelübde, drei Monstranzen von Silber und Gold an ebensoviel Liebfrauenkirchen zu schenken, die eine an Unsre liebe Frau von Hall, die andre an Unsre liebe Frau von Scharzenheuvel und die dritte an Unsre liebe Frau von Loochristi, deren Bild damals noch in einem Kapellchen mitten in einem Busche stand. Zur Stunde brach dichte Nacht über das Heer der Türken herein und die Dunkelheit dauerte dreimal vierundzwanzig Stunden, während welcher Zeit für das Christenheer die Sonne nicht unterging. Dadurch wurden die Türken auf das allervollständigste geschlagen und flüchteten mit Schande beladen. Als der Kaiser nach Flandern zurückkam, erfüllte er sein Gelübde getreulich; noch heute bewahrt man in der Kirche von Loochristi die Monstranz, welche er dahin schenkte.

177.

Das Kreuz in der Sankt Georgskirche zu Köln.

Caesar. heisterb. dial. mirac. d. VIII. c. 25.

In der Sankt Georgskirche zu Köln ist (war) ein metallnes Kreuz mit dem Bilde des Erlösers, welches viel Wunder that und als ein großes Heiligthum galt. Daher kam es auch, daß die Frauen aus der Stadt eine Menge Kerzen vor demselben brannten und opferten. Der Glöckner aber war ein Dieb, hatte wenig oder gar keine Andacht zu dem Bilde und stahl gar häufig die Opferkerzchen, um sie Abends zu Hause zu verbrennen. Eines Nachts aber, wo er in seinem Bette noch wachend lag, kam das Kreuz zu ihm und stieß ihn unter harten Worten dermaßen, daß er mehre Tage lang Blut spie. Des Wunders erinnere ich (Cäsarius) mich noch sehr gut und es ist in der ganzen Stadt bekannt; seitdem hielt man das Kreuz noch mehr in Ehren.

178.

Steinerner Christuskopf schwimmt.

Mündlich.

Vor viel hundert Jahren geschah es, daß Fischer eines Morgens etwas auf dem Dender schwimmen sahen; sie zogen es zu sich heran und fanden, daß es ein steinerner Kopf eines Christusbildes war. Sie kündeten das Wunder alsbald in der Stadt, und da ließ man von Holz einen Leib zu dem Kopfe schneiden und stellte das Bild in der Kirche auf, trug es auch seitdem jährlich in Prozession in der Kirche umher. Einmal aber fiel es einem der Träger zu schwer und der wurde un-

willig darob und fluchte. Da löste das Bild seine Hand vom Kreuze und schlug ihn derb ans Ohr.

179.

Das schwarze Kreuz in der Kirche St. Maria im Capitol zu Köln.

Mündlich.

Kreuser in den Rheinsagen Simrocks.

Linker Hand vom Chor der alten Kirche St. Maria im Capitol steht ein Altar und auf demselben ein lebensgroßer Christus am Kreuze, der das Haupt nach der Brust senkt. Jedes Jahr sinkt dasselbe tiefer; wird es endlich ganz mit dem Kinne auf der Brust *ruhen*, dann ist der Welt letzter Tag.

180.

Das Kreuz zu Wenduine.

Mündlich.

Lansens im Kunst- en Letterblad. 1843. S. 95.

Die Bewohner von Wenduine und den umliegenden Orten erzählen, daß eine halbe Stunde von der Küste im Meere ein Dorf, Alt-Wenduine unter den Wellen begraben liege; ein großes und plötzliches Wachsen der See, sagen sie, habe dessen Untergang herbeigeführt. Es geschah, daß lange Zeit nach dem Unglücke die Fischer von Blankenberg einmal ihre Netze auswarfen und statt einer guten Zahl Fische, ein großes Kreuz heraufzogen; dies führten sie mit sich zum Gestade und pflanzten es daselbst auf. Am andern Morgen aber war das Kreuz verschwunden, ohne daß Jemand wußte, wohin

es gekommen war. Einige Tage nachher fuhren dieselben Fischer wieder auf die erwähnte Stelle und siehe, sie fischten das Kreuz zum andern Male. Da erkannten die Fischer, daß das Gottes Schickung sei und daß an dem Orte, wo sie das Kreuz gefunden, die Kirche von Alt-Wenduine stehen müsse, und sie meinten sicher und fest, sie müßten das Kreuz zur Kirche von Neu-Wenduine tragen. Solches thaten sie auch und zwar in feierlichem Zuge und in Gegenwart von viel tausend Menschen, und stellten es in besagter Kirche auf einen Seitenaltar, wo man es noch schauen kann.

Zweimal im Jahre, nämlich an den Festen von Kreuzerfindung und Kreuzerhebung wallfahrten die Fischer von Blankenberg zu dem Kreuze und lassen an dem Altare, worauf es steht, eine große Messe singen. Wenn die zu Ende ist, dann nehmen sie das Bild auf die Schultern und tragen es prozessionsweise dreimal rund in der Kirche. Dadurch glauben sie sich für das ganze Jahr Schutz in Gefahren auf der See und reichen Fischfang zu sichern.

181.

Der hölzerne Gott zu Paschendale.

Mündlich.

Der Weg von Paschendale nach Moorslede führt durch ein klein Gebüsch; in demselben fand einmal ein Holzhacker auf einem Baumstumpf ein hölzern Bild in Gestalt eines Ecce homo. Der gute Mann wagte nicht dasselbe wegzunehmen, sagte es aber dem Pfarrer. Der meinte erst, das Bild gehöre der einen oder andern Kirche und erkundigte sich allenthalben darum, doch nir-

gend vermißte man ein Bild. Da nahm er es und setzte es in seine Kirche zu Paschendale hinter den Altar, doch damit war das Bild nicht zufrieden und am andern Morgen fand man es wieder auf dem Baumstumpf. Als man dies dem Pfarrer meldete, erkannte der, daß das Bild eine bessere Stelle verdiene und setzte es dem Hochaltar viel näher; doch er wann nichts damit, denn am folgenden Morgen stand es wieder auf dem Eichenstumpf. Nun holte man es mit vieler Feierlichkeit von da ab und setzte es auf den Altar des heiligen Cornelius, welcher der Schutzpatron der Kirche ist, doch Alles vergebens; der folgende Tag sah das Bild wieder im Walde. Da ließ der Pfarrer öffentliche Gebete halten; dann reihte sich das Volk zu einer Prozession zusammen und in deren Mitte trug er das Bild abermals von der Eiche nach der Kirche, wo man es dem Hochaltar gegenüber auf ein hölzern Fußgestell setzte; die Eiche aber ließ er fällen. Seitdem war das Bild dem Scheine nach zufrieden; sein Geist aber spukte noch lange nachher in der Gegend der Eiche, wo ihn mancher Wanderer in den abscheulichsten Gestalten sah. So trat er u. a. einem betrunkenen Hirten in Gestalt eines großen, schwarzen Hundes mit glühenden Augen entgegen. Der Hirte war nicht links, sondern sprach kühnlich: „Kommst du von Gott, dann sprich; kommst du vom Teufel, dann gehe, woher du gekommen." Da sprang der Hund auf die andere Seite des Weges und verwandelte sich in ein Todtengeripp. Als der Hirte das sah, da wurde er nüchtern, lief, was er konnte, nach Haus und starb in wenig Tagen.

Mit der Länge der Zeit ist das Bild immer mürber geworden und endlich halb verfault; da hat man es von dem Gestell genommen und verbrannt. Seitdem sah man keine Geister mehr, der Wald aber behielt von

dem Bilde den Namen „Houtengodbosch", das ist Hölzerngottsbusch.

182.

Die auswandernden Heiligen.

Mündlich aus Köln.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. VIII, 85.

In dem Cistercienserkloster Folcodesrode, welches in Thüringen gelegen ist, lebte vor einigen Jahren ein Abt, der eine ungemeine Verehrung zu den Reliquien der Heiligen trug. Dieser hatte eines Nachts folgende Erscheinung. Er sah sich nämlich in die Kirche der heiligen Ursula zu Köln versetzt und erkannte, daß außerhalb derselben neben einer Mauer drei Körper von Jungfrauen aus der Schar der Elftausend, die Ursula begleiteten, begraben waren, und zugleich daß diese Jungfrauen hießen Theumata, Eleumata und Christantia. Bald war er auf der Reise nach Köln; da ging er zu der Kirche und fand sogleich den Ort, welcher ihm in der Erscheinung angewiesen war. Er ging zur Aebtissin, erzählte der alles und bat um die Erlaubniß, nachgraben zu dürfen, welche er auch bald erhielt. Man wies ihn zu einem Manne, Namens Ulrich, dem es oblag, die Körper der heiligen Jungfrauen herauszugraben; dieser begann seine Arbeit und sie fanden zwei Sarkophage. In einem derselben lag zwischen den Gebeinen ein sehr schöner Kamm, den erbat sich der Gräber Ulrich und er erhielt ihn auch und steckte ihn in seinen Handschuh und mit dem unter sein Oberkleid auf die Brust. Da hinderte er ihn aber am fernern Graben, er nahm ihn also wieder heraus und legte ihn auf den Rand der Grube. Zufällig kam eine von den Nonnen da vorbei,

sah und bewunderte den Kamm, steckte ihn zu sich und ging weg. Nachdem nun auch der dritte Körper gefunden und alle drei mit großer Ehrerbietung in einen Schrein geschlossen waren, wollte der Abt am folgenden Morgen mit dem theuern Heiligthume seinem Kloster zueilen. In der Nacht aber erschienen ihm die drei Jungfrauen im Traume und sprachen zu ihm: „Wir können nicht mit dir gehen." Da frug der Abt bestürzt: „Warum denn nicht, geliebteste Herrinnen?" Darauf antwortete eine von ihnen: „Weil ich meinen Kamm verloren habe, den mir meine Mutter schenkte, als ich mein Vaterland verließ." — „Wer hat ihn denn, o Herrin?" frug der Abt und sie antwortete: „Als Ulrich den Kamm in seinem Handschuh auf den Rand der Grube legte, hat ihn eine der Schwestern, Namens Friderindis gestohlen."

Des Morgens trat der Abt vor die Aebtissin und frug: „Saget mir, wie heißt der Mann, welcher die Jungfrauen ausgrub?" — „Ulricus," antwortete sie. — „Ist hier nicht eine Schwester, welche Friderindis heißt?" frug der Abt weiter, und sie entgegnete: „Ja, eine unserer Nonnen heißt also." — „Dann lasset Beide rufen," sprach der Abt und als Beide kamen, erzählte er von der Erscheinung der vergangenen Nacht und die Nonne bekannte, daß sie den Kamm gestohlen hätte. Da sprach der Abt: „Dann gebet mir ihn zurück, denn sonst wollen die drei Jungfrauen nicht mit mir gehen." Die Nonne gab ihm den Kamm, am andern Tage reiste der Abt weg und wurde mit großem Jubel in seinem Kloster empfangen, wo man die Reliquien an einem schicklichen Orte der öffentlichen Verehrung aussetzte.

Zu der Zeit aber, wo Otto und Philipp um die Krone des deutschen Reichs stritten und Thüringen in

großen Kriegsunruhen lag, verbarg man den Kirchenschmuck und die Reliquien; die drei Körper wurden in eine Ecke unter das Dach gebracht, wo sie sicher lagen. Als aber die Unruhen vorbei waren, gedachte keiner mehr der drei Jungfrauen und so blieben sie verkannt und vergessen in der Ecke liegen. Darob erzürnt, schlugen sie zu zweien Malen heftig wider den Schrein, in welchem sie lagen, so daß jeder es wohl hören konnte, und als das nichts half, erschienen sie dem Küster zweimal und ermahnten ihn, er solle sorgen, daß man sie von dem Orte entferne, an welchem sie also verachtet lägen. Doch auch dies half nichts. Da siehe, erschienen sie eines Nachts, während man die Matutine sang, am Eingange des Chores, verneigten sich zuerst gegen den Altar, dann gegen den Abt und die Mönche und verließen durch eine fast stets geschlossene Thüre die Kirche. Alle hatten das gesehen, doch meinte jeder der Mönche, er allein nur habe es gesehen. Nach der Matutine ging einer der Mönche zum Abte und erzählte ihm von der Erscheinung. „Die sah ich auch," sprach der Abt und alle Uebrigen kamen und sagten dasselbe. Da frug der Abt sie, ob sie nicht wüßten, was das bedeute und wer die drei Jungfrauen wären? Nach langem Hin- und Herrathen sprach ein Mönch: „Sollten das nicht die drei Jungfrauen sein, welche wir von Köln empfangen und die noch unter dem Dache liegen?" Da liefen alle zu dem Schreine und als sie ihn leer fanden, schickten sie den Abt nach Köln, damit er die drei Jungfrauen zurückhole. Als der Abt aber der Aebtissin das Ganze erzählte und man die drei Körper auf derselben Stelle fand, wo sie vordem gelegen hatten, da sprach die Aebtissin zu dem Abte, der schon glaubte, sie wieder mitnehmen zu können: „Nein, nein, die lieben Herrinnen sind uns gar willkommen, sehr willkommen; und da sie bei euch nicht

bleiben wollten, werden wir sie wahrlich nicht wieder zurücksenden." Da gaben sie ihm ein Haupt einer andern Jungfrau und mit dem mußte der Abt sich begnügen und zog traurig wieder seiner Wege.

Ich glaube, diese Friderindis lebt noch; schwerlich ist eine Nonne in dem Kloster, welche nicht diese wunderliche Geschichte weiß.

183.

Sankt Michael fliegt vom Wudinsberge weg.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. VIII. c. 46.
F. E. von Mering, Geschichte der Burgen, Rittergüter u. s. w. in den Rheinlanden. Heft 1. S. 84.

Zu der Zeit, wo Herr Dietrich, Erzbischof von Köln, das Schloß auf dem Gudinsberge (Godesberg) baute, sah ein Priester, der von Köln zurückkehrte, wie der heil. Erzengel Michael in der bekannten Gestalt, mit ausgebreiteten Flügeln von diesem Gudinsberge zu einem benachbarten Berge, Stromberg, flog, wo man den heil. Petrus verehrt. Zur selben Zeit sah ein Mann, Namens Dietrich, der mit seiner Frau aus einem nahen Dorfe zur Kirche ging, ebenfalls eine Reliquienkapsel von dem Gudinsberge durch die Luft nach Stromberg führen. Beide sahen sie das und blieben bis heute der Sache Zeugen. Bis jetzt nämlich hatte der Erzengel Michael auf dem Gudinsberge, der auch Wudinsberg genannt wird, eine ihm geweihte Kirche. Obgleich der Berg nun sehr stark war und zum Schutze der Gegend ganz wohl gelegen, hatte es doch noch keiner gewagt, eine Burg daselbst zu erbauen, die Einwohner sagten selbst, das könne man nicht des heiligen Michaels wegen. Der Herr Dietrich aber hatte der Worte wenig

Acht, dafür wurde er aber auch abgesetzt, noch ehe die Mauern des Schlosses da standen. Und es ist auch nicht zu verwundern, daß der Engel Schutz von der Burg wich, welche von dem Wuchergelde eines von dem Erzbischofe gefangenen Juden erbaut wurde.

Später hat ein Einsiedel gesehen, wie in einer Nacht der höllische Drache über das Schloß geflogen ist.

184.

Das Marienbild im Dom zu Speier.

Antiquarius der Neckar- Main- Mosel- und Lahnströme.
Vgl. Grimm Kindermärchen III. S. 232, aus: Vorzeit, Taschenbuch 1819.

Sankt Bernhard hatte sich einmal verspätet unter den Fürsten, die zu einem Reichstage gen Speier gekommen waren, und die Stunde, wo er gewöhnlich Maria mit einem Ave zu grüßen pflegte, hatte schon längst geschlagen, als er sich erst seiner Säumniß erinnerte. Er lief also, so sehr er konnte, dem Dome zu und begann schon einige Schritte vor dem Altare sein Gebet: O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria, d. i. O du gütige, o du milde, o du süße Jungfrau Maria. Als er aber an dem Altare stand, da schaute ihn die Muttergottes nicht mit ihrem sonst so freundlich lächelnden, sondern mit einem Auge voll Verweises an und fragte aus dem Bilde: „Sancte Bernarde, unde tam tarde?" d. i. O heiliger Bernhard, wo bist du denn so lange gewesen, warum kommst du so spät? Deß war der Bernhard jedoch nicht gewohnt und er antwortete Marien mit den Worten Pauli: „Mulier taceat in ecclesia, d. i. das Weib soll schweigen in der Kirche."
Seitdem hat das Bild kein Wort mehr gesprochen.

185.

Unsre liebe Frau vom schiefen Halse zu Nieupoort.

Mündlich.

H. van de Velde in der Wodana. I.

In der Liebfrauenkirche zu Nieupoort sieht man ein uralt Marienbild, dessen Haupt mit Gewalt auf eine Seite gedreht scheint. Obwol der Stoff, aus dem das Bild gemacht ist, der Art ist, daß er nicht beugbar sein kann, war der Kopf doch nicht immer also zur Seite gekehrt. Man erzählt, daß eines Nachts Diebe in die Kirche drangen, um die köstlichen Steine und Juwelen zu stehlen, mit welchen das Bild geziert ist. Als sie aber eben daran rührten, wendete die Muttergottes das Haupt und stellte sich also gegen die Heiligschänderei. Die Diebe erschraken so sehr darüber, daß sie aus der Kirche flüchteten, ohne das Bild weiter anzuschauen. Seitdem hat es den schiefen Hals und that es viele Wunder; man nannte es und nennt es heute noch Unsere liebe Frau vom schiefen Halse.

186.

Die Magdalena im Park zu Brüssel.

Mündlich.

A. van Swygenhoven in der Wodana. II. S. 139.

Nicht weit von dem großen Fischbehälter im Park zu Brüssel liegt ein Bild der heil. Magdalena auf einem künstlichen Felsen. Sie hat ein Buch vor sich, in welchem sie zu lesen scheint. Jede Neujahrsnacht zwischen Zwölf und Eins hebt sie die Hand auf und wendet ein Blatt in dem Buche um. Das haben viele Menschen gesehen.

187.

Das Kreuzchen im Weißen-Frauenkloster zu Köln.

Mündlich.

Vor Zeiten herrschte einmal im Kloster der Weißen Frauen zu Köln gar schlechte Ordenszucht; die Nonnen hingen mehr an der Welt denn an Gott und trieben viel böses Zeug. Eine nur hielt es nicht mit ihnen und bewahrte Sinn und Herz rein; spät in der Nacht und früh am Tage fand man sie vor einem kleinen Kreuzbildchen in ihrer Zelle. Als die andern Nonnen sahen, daß sie sich von ihnen absonderte, gingen sie hin und stahlen ihr das Kreuzchen aus der Zelle. Dadurch ließ sich die fromme Jungfrau aber nicht irr machen, sie nahm eine Kohle und malte ein schwarzes Kreuz auf die weiße Wand. Als sie nun eines Tages vor diesem in glühender Andacht lag, da siehe, wuchs aus dem schwarzen Kreuze ein Christusbild heraus. Das wird noch heute in der Schnurgasse zu Köln gezeigt. Ehedem wuchsen diesem Bilde die Haare, und alle sieben Jahre kamen große Prozessionen von Ungarn, welche sich die Haare abholten.

Aus welchem Stoffe das Bild ist, das weiß Niemand. Seine Form ist sehr roh, aber seine Wunderkraft ist groß.

188.

Das Gnadenbild in der Marien-Ablaß-Kapelle zu Köln.

Mündlich.

Dies Bildniß hat man in der Mauer gefunden. Lange nachher kam einmal eine Kaiserin nach Köln, die

wollte aber das Bild nicht eher sehen, als bis es mit neuen Farben gemalt wäre. Sie schickte darum einen berühmten Meister Maler in die Kapelle und der malte das Bild aufs Neue, so schön, wie er nur konnte; kaum aber trat die Kaiserin in die Kirche, als die Farben alle verschwanden und das Bild wieder war, als hätte man keine Hand daran gelegt. Solches geschah zu dreimalen. Da endlich erkannte die Kaiserin, die Engel müßten das Bild gemalt haben, daß es keine andern Farben litte, und sie demüthigte sich und betete davor.

Man sieht in der Kapelle Ketten, welche ein Ritter da aufgehangen zum Danke, daß dieses Muttergottesbild ihn aus der Gefangenschaft in der Türkei befreit; auch eine eiserne Kerkerthür, welche ein anderer Ritter, der auch durch sie befreit worden, da geopfert hat.

189.

Kurfürst Gebhard's Bildniß zu Lechenich.

Mündlich.

Der Kurfürst und Erzbischof von Köln, Herr Gebhard Truchseß von Waldburg, hatte seinen Glauben abgeschworen und war der neuen Lehre zugetreten; darnach heirathete er, das Maß seiner Sünden ganz voll zu machen, gar die schöne Agnes von Mansfeld. Zur Strafe für solch erschreckliche Greuel und Missethaten wird sein Bildniß im Rittersale der Burg Lechenich bei Köln stets schwarz, wie oft man es auch hat weiß machen wollen.

190.

Das verlorne Kind.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. l. VII. c. 43. u. 44.

In der Kapelle des Schlosses Veidense findet sich ein altes Bild der Mutter Gottes, die das Jesuskind im Arme hält; es ist nicht schön von Gestalt, doch mit großer Wunderkraft begabt. Eine Frau aus dieser Burg, welche in dem Bisthume Trier liegt, stand eines Tages in der Kapelle und, das Bild beschauend, sprach sie: „Was mag wol der alte Rumpel hier zu stehen haben." Darob war das Gnadenbild so entwürdigt, daß es zu einer andern Frau sprach: „Die N. N. hat mich Rumpel geheißen; dafür wird sie in Elend kommen und darin bleiben, so lange sie lebt."

Besonders berühmt aber wurde dies Bild durch die folgende Geschichte:

Eine Frau des Schlosses, Namens Jutta, welche sehr fromm und gottesfürchtig war und eine große Andacht zu dem Bilde trug, hatte ihr kleines Töchterchen einem Weibe in einem nahen Dorfe in die Kost gegeben. Eines Tages spielte das Kind, welches eben drei Jahre zählte, auf der Straße, als plötzlich ein Wolf herbeistürzte, es bei dem Halse griff, auf seinen Rücken warf und in den Wald mit ihm lief. Wol folgten mehre Leute dem Thiere, doch vergebens; sie mußten zurückkehren, ohne das Kind retten zu können. Einer von ihnen lief auf das Schloß und erzählte das Unglück der Frau, welche eben am Mahle saß: „Frau," rief er, „der Wolf hat euer Kind gefressen." In größter Herzensangst sprang die Frau auf und rief: „Nein, das ist nicht wahr, der Wolf fraß mein Kind nicht." Ihr erster Gang war zur Kapelle; da lief sie in der Bitterkeit ihres Herzens auf das Gnadenblid zu und entriß

ihm das Jesuskind, indem sie sprach: „Du bekommst deinen Sohn nicht wieder, Maria, wenn du mir mein Töchterchen nicht wiederschaffst." Und — wie mild ist nicht die Himmelsherrin! — anstund gebot Maria dem Wolfe, das Kind loszulassen und ihm kein Leides zu thun. Mehre Leute hatten inzwischen die Spuren des Unthiers verfolgt, um wenigstens die zerrissenen Gliederchen des Kindes aufzusammeln und zu begraben; doch siehe, da fanden sie das Kind unversehrt im Baumgarten herumgehen. „Wo warst du denn, Kind, und woher kommst du?" frugen sie und das Kind antwortete: „Mummart hat mich gebissen." Als sie es näher beschauten, sahen sie an seinem Halse noch die Zeichen der Zähne des Wolfes in der Haut. Erfreut trugen sie das Töchterchen der Mutter zurück, welche ganz außer sich war vor Glück, dankerfüllten Herzens in die Kapelle lief und, dem Gnadenbilde das Jesuskind zurückgebend, rief: „Da, du hast mir mein Töchterchen wiedergeschenkt, nun nimm auch deinen Sohn zurück!"

Dies hat Abt Hermann von Heisterbach mir häufig erzählt, er sah das Kind mit eigenen Augen und hörte die Geschichte aus dem Munde der Mutter.

191.

Gottes Blut.

Musculi Fluch-Teuffel.
Steinbart, epitome historiarum f. 566.
Butneri epitome historiarum f. 48.
J. Fincel, von Wunderzeichen B. I. Q. 4. a.
Simon de Vries, histor. Ocean S. 251.

Im Jahre 1553 saßen unweit Lucern drei Spieler zusammen in heißem Spiel; einer von ihnen war besonders unglücklich und kam so weit, daß er seine letz-

ten Pfennige einsetzte. Darüber wüthend, schrie er, auf seine diesmal besonders guten Scheiben schauend: „Gewinne ich nun nicht, wahrhaftig, ich steche Gott im Himmel meinen Dolch in den Leib.“ Ueber eine so greuliche Gotteslästerung hätten die beiden andern ihn ziemlicher Weise mit harten Worten angehen müssen; das thaten sie aber nicht, sondern gingen ruhig fort in dem Spielen und siehe, der Flucher verlor. Rasend zog er seinen Dolch aus dem Gurt und schmiß den unter abscheulichen Verwünschungen gegen den Himmel. Niemals hat man denselben wiederfinden können; dagegen fielen drei Blutstropfen, die ganz frisch und roth aussahen, aus der Luft und auf die vor den Dreien liegenden Spielscheiben nieder. Zugleich erhob sich ein fürchterliches Unwetter und während desselben fuhr der Teufel sichtbarlich herzu und packte den schnöden Lästerer, um ihn zur verdienten Strafe mit sich zu führen. Die andern wollten, erschrocken darüber, das Blut mit Wasser von den Scheiben abwaschen, vermochten es aber nicht; so wurde es denn auf Befehl der Amtleute nach Wollesann gebracht und dort zu ewigem Gedächtniß bewahrt. Darauf faßte man die zwei andern Spieler, um sie ins Gefängniß zu bringen; der eine fiel aber in der Thür nieder, wurde in demselben Augenblicke von Millionen von Läusen befallen und nahm also inmitten des umstehenden Volkes ein jämmerlich Ende. Dem andern machte man den Prozeß und schlug ihm den Kopf ab.

192.

Pfeil gen Himmel geschossen.

Thom. Cantiprat. bonum univers. de apibus. p. 450.

Ein Spieler hatte durch Würfeln alles verloren und verzweifelte darob dergestalt, daß er einen Bogen ergriff und einen Pfeil gegen den Himmel schoß, wie wenn er des Himmels Herrn hätte durchbohren wollen. Bald aber fiel der Pfeil vor dem Frevler nieder und als dieser ihn genau besah, fand er ihn mit frischem Blute gefärbt. Das ergriff ihn also, daß er seine Sünde bereute und schwere Buße dafür that.

193.

Die Halsbrecherbrücke zu Gent.

Mündlich.

Wodana 1. 144.

Alte Leute, welche in der Nähe der Brücke wohnen, erzählen, wie sie von ihren Großältern gehört, daß diese Brücke ihren Namen von folgender Begebenheit empfangen habe. In frühern Zeiten, als man die erste Messe zu Weihnachten noch um zwölf Uhr hielt, waren viel Leute, welche, um bei Zeiten in der Kirche zu sein, in der Nacht nicht schlafen gingen, sondern sich zu Hause oder in der Schenke die Zeit und den Schlaf vertrieben, bis es zur Messe läutete. Einige junge Burschen, welche zu frühe von Hause weggegangen waren, traten in einer Christnacht in eine Bierschenke unfern der Kirche, zum Wannchen; da kam denn die Rede auf allerhand u. a. erzählte einer der Burschen, er habe gehört, daß in der Weihnacht um zwölf Uhr, dem Augenblicke, wo Christus zur Welt kam, alles Wasser sich in Wein verwandle. Ein paar andere lustige Gesellen, welche ihm zunächst

saßen und schon manch Maß geleert hatten, lachten deß und einer von ihnen vermaß sich gar zu sagen: „Das lügst du!" Darauf sprach der Andere: „Ich kann das nur wiedererzählen, wie ich es gehört habe, ich habe es selbst noch nicht erprobt." — „Dann will ich das einmal sehen," schrie der Trunkenbold „und das noch heut Nacht." Und als es Zwölf schlug, verließ er die Schenke und ging über die Brücke, um an der Wassertreppe ein Glas voll Wasser zu schöpfen und zu prüfen, ob es denn wirklich in Wein verwandelt sei. Kaum aber hatte er unter Spotten und Fluchen einige Schritte auf der Brücke gethan, als er wankte, niederstürzte und kein Zeichen von Leben mehr gab. Die Andern, welche ihm gefolgt waren, eilten herbei und hoben ihn auf, doch — er hatte den Hals gebrochen. Seitdem heißt man die Brücke die Halsbrecherbrücke.

194.

Der schwarze Hund zu Beinen.

Abellini theatr. europ. III. f. 77.
Grundmann Geschichtsschule I, S. 32.
Cluverii append. ad epit. histor. 64.

In der Gegend von Soldau in dem Dorfe Beinen wohnte auf einem Schlosse ein Empfänger, der war ein polnischer Edelmann und geheißen Albert Perekonski. Er hatte ein schlechtes und hartes Herz und lud den Unterthanen unerträgliche Lasten auf, und konnten sie diese nicht zur Zeit abtragen, dann ließ er ihnen ohne Weiteres ihr Vieh wegnehmen. Dessen hatte er eine große Heerde schon versammelt, als der Zorn Gottes ihn in einer Nacht traf, so daß alles Vieh am andern Morgen todt dalag. Er wurde wie rasend, als er das hörte,

fluchte und schwur und ging selbst so weit, daß er eine Pistole gegen den Himmel abschoß mit dieser greulichen Lästerung: „Wer das Vieh todtgeschlagen, der mag es auch fressen." Da war aber Gottes Langmuth zu Ende; kaum hatte der Edelmann die schändlichen Worte aus dem Munde, als er, in einen häßlichen, schwarzen Hund verwandelt, sich auf das todte Vieh warf und es wie ein hungeriger Wolf von einander riß. Noch einige Zeit lief er unter der Gestalt herum; seinen Verstand und selbst die Sprache behielt er; so bezeugten u. a. drei geschworne Männer, welche der Hauptmann von Soldau nach Beinen sandte, um die Sache zu untersuchen, daß sie den Hund bei dem Aas gesehen und sprechen gehört hatten.

195.

Sankt Gudulen Grab bestohlen.

Het leven ende wonderheden van de h. Gudula. S. 42.

Die heil. Gudula wurde mit vielem köstlichen Schmucke und edeln Gesteinen geziert begraben. Das hatte ein Dieb abgesehen und der ging bei nächtlicher Weile zu dem Grabe und nahm all das reiche Gut von dem heil. Leichname bis zu den Armbändern ab. Das blieb aber nicht ungestraft. Wenige Tage nachher, als die Mädchen Hand in Hand auf der Straße tanzten, kam auch des Grabschänders Tochter und die trug Gudula's Armbänder und mengte sich unter die Tanzenden. Ein Mädchen, welches Gudula wohl gekannt, sah die Armbänder nicht sobald, als sie weglief und die Sache ihren Aeltern erzählte. So kam es aus und des andern Mädchens Vater wurde verhört. Anfangs leugnete er zwar, doch das half ihm nicht lange und er wurde

seiner Missethat überführt. Da versammelte Sankt Emebert, der Bischof von Cameryk und Gudula's Bruder war, alles Volk in der Kirche und schlug den Dieb in den Bann und verwünschte ihn dazu mit der ganzen Familie, daß sie und all ihre Nachkommen sollten Krüppel und die Frauen dazu noch am Halse gequält sein. Das ist auch geschehen und, wie man sagt, ist die Familie noch nicht ausgestorben.

196.

Bettlers Fluch.

Sigiberti Cent. 7 fol. 560.
Sachs neuwe Kaiser Chronik. II. S. 72.
S. de Vries histor. Ocean. S. 575.

Im Jahr 1660 hat sich folgende wunderbare Geschichte zugetragen. Ein armer Bettler kam, von Hunger getrieben, zu einigen Schiffsleuten und bat dieselben um ein Almosen, und als sie ihm das weigerten, wenigstens um ein Stück Brot. Die Schiffsleute wollten aber nur Spott mit ihm treiben und sprachen: „Wir haben nichts zu geben, denn unsere ganze Ladung besteht aus Steinen." Da rief der Bettler, der wohl wußte, was sie geladen, im Zorn aus: „So gebe denn Gott, daß alles in euerm Schiffe zu Stein werde!" Diese Verwünschung wurde nur allzubald erfüllt, denn alles, was im Schiffe war, bis aufs Brot und Fleisch, wurde zu Stein, ohne jedoch seine Gestalt zu verlieren. Also strafte Gott jene Lüge.

197.

Der verfluchte Wald bei Hanau.

L. V. Bosch, Oude Nieuws der ontdeckte wereldt S. 322.

Bei Hanau liegt ein Wald, den die Umwohner den verfluchten Wald nennen, weil die Eichenbäume, die ihn bilden, nie Eicheln tragen. Man sagt, daß ehedem einmal zwei Leute über das Recht, die Eicheln dort aufzulesen, in Zwist gerathen seien, und daß einer derselben dabei eine Verwünschung ausgestoßen habe, in Folge deren fortan nicht eine Eichel mehr dort gewachsen sei.

198.

Kind aus dem Knie.

Mündlich.

Zu Nadsloo bei Dixmüde in Westflandern sieht man in der Kirche einen Grabstein, worauf folgende wunderbare Geschichte ausgehauen steht.

Es war einmal ein Mann in dem Dorfe, der war dem Trunke und dem Fluchen auf eine greuliche Weise ergeben. Es begab sich, daß seine Frau guter Hoffnung wurde; als nun aber die Stunde kam, daß sie gebären sollte, da trat der Mann just ins Haus, trunken und fluchend, daß ein Stein darob hätte springen mögen. Die Frau rang und schrie in ihren Schmerzen, er solle doch zu einer Wehmutter gehen, die ihr beistehe; aber er lachte darob und fluchte weiter und ließ die arme Frau ohne alle Hülfe, so daß sie eines jämmerlichen Todes starb. Ehe sie aber die Augen schloß, wünschte sie ihrem gefühllosen Manne, daß er dieselben Schmer-

zen erdulden müsse, die sie nun erduldet habe; mit dem Wunsch verschied sie.

Noch war sie nicht lange todt, als des Mannes rechtes Bein gewaltig zu schwellen anfing und immer mehr schwoll, bis zu einer Dicke, die noch nie erhört worden. Die Aerzte thaten allerhand dafür, legten Pflaster und Salben auf, aber alles blieb vergebens. Das dauerte neun ganzer Monate. Als diese herum waren, da nahmen eines Morgens die Schmerzen auf eine grausame Weise zu und ließen nicht nach während dreier Tage; die ärgsten Foltern und Martern der Welt hätten nicht so peinigen können. Am Ende des dritten Tages aber öffnete das Bein sich in der Gegend des Knies und — das war das Wunderbarste — es ging ein lebendiges Kind daraus hervor, welches jedoch bald mit dem Manne starb. — So ging der Wunsch der Frau in Erfüllung.

Weil die Geschichte so merkwürdig war, hat man sie auf dem Grabstein ausgehauen und sie daneben auch in den Kirchenbüchern aufgeschrieben.

199.

Von Mäusen gefressen.

Vincent. bellovac. spec. histor. l. XXV. c. 117.

Kaiser Heinrich IV. hatte einen argen Feind. Nachdem er zu Lüttich gestorben war, saß dieser, ein stolzer und hochmüthiger Mensch, eines Tages bei einem Gastmahle. Plötzlich drangen aus allen Mauern Mäuse und die umzingelten ihn dergestalt und in so großer Menge, daß er kaum einen Ausweg sah, ihnen zu entfliehen. Man schlug auf die Thiere los, scheuchte sie auf alle Weise, aber vergebens; sie drangen immer wieder vor,

thaten jedoch anders keinem etwas; nur auf jenen schienen sie es abgesehen zu haben. Da ließ er sich endlich auf einem Schiffe einen Bogenschuß weit ins Meer führen, um also den Thieren zu entfliehen, aber auch das war vergebens, denn die Mäuse drangen ihm nach, nagten an dem Schiffe und hätten es in den Grund gebohrt, wären die Schiffleute nicht in aller Eile dem Lande wieder zugesegelt. Da ließen sie den Uebermüthigen liegen und die Mäuse fraßen ihn auf bis zum letzten Stückchen Fleisch.

200.

Pest zu Trier.

Gregor. Turon. vita Nicetii Trevirorum episc.

Unter dem Bischofe Nicetius regierte die Pest auf eine schreckliche Weise in Trier. Das Volk lag Tag und Nacht auf den Knien und betete zu Gott um Abwendung des Uebels, aber der Himmel schien lange taub zu sein gegen diese Gebete; endlich doch erhörte er sie. Eines Nachts hörte man ein starkes Geräusch, einem Donnerschlage gleich, von der Brücke her; alle Einwohner erhoben sich in Angst und Schrecken und aller erster Gedanke war, ihr letztes Stündlein sei gekommen. Zu gleicher Zeit hörte man eine Stimme in der Luft, welche rief: „Ie, Gesellen, was wollen wir fürder hier? Wir winnen wahrlich nichts, denn an dem einen Stadtthor steht der Priester Eucharius, am andern hält sein Gefährte Maximin Wache und in der Mitte führt Bischof Nicetius den Befehl und trägt Sorge für alles. Da ist ja alle Mühe verloren und das Beste, was wir thun können, daß wir uns zurückziehen." Seit dem Augen-

blicke war es mit der Pest gethan und kein Mensch starb mehr an ihr in der Stadt.

201.

Der Brand von Ronsse.

Mündlich.

Sanderi Flandria illustrata l. IV.
Kunst= en Letter=Blad. 1843. Nr. 8.

An einem nebligen Tage des Jahres 1519 kam eine Frau, die in der Pfefferstraße zu Ronsse wohnte, an die Thür, um einen Kessel voll schmuzigen Wassers in die Gosse zu gießen. Da sah sie von weitem einen Menschen nahen von ganz sonderbarem Aeußern, der die stillen und einsamen Straßen durchschritt und die Häuser von oben bis unten beschaute, als wäre wunders was daran zu sehen gewesen. Vor der Frau blieb er endlich stehen und glotzte sie dermaßen an, daß ihr der kalte Angstschweiß auf die Stirne trat. Sie goß in ihrer Noth das Wasser schnell aus und wollte in ihr Haus flüchten; da hörte sie, wie der Unbekannte ihr nachrief: „O du närrisch Weib; du gießest dein Wasser weg und weißt nicht, wie sehr du es nöthig haben wirst, ehe es Abend ist." Nach den Worten setzte der Fremde seinen Weg fort und war bald aus ihren Augen. Sie erzählte den Vorfall zu Hause, den Nachbarn, allen Bekannten; keiner aber konnte sich die räthselhaften Worte deuten.

Gegen elf Uhr erst erkannte man, was der Fremde hatte sagen wollen. Da heulte nämlich die Sturmglocke in gar jämmerlichen Tönen; ein fürchterlicher Brand war ausgebrochen und das Feuer so heftig, daß alle Bemühungen, seiner Meister zu werden, nichts fruchteten. Als es zu dunkeln begann, lagen schon mehr denn sechzig Häuser in rauchenden Trümmern.

Rechts gegenüber der Pfefferstraße wohnte der Pfarrer; der rief einige Bürger zu sich ans Fenster und fragte sie, wie es mit dem Brande stände? Als man ihm sagte, daß derselbe noch im gräßlichsten Wüthen sei, gab er den Bürgern etwas mit der Weisung: „Gehet und werfet das in das Feuer und zwar da, wo es am heftigsten ist." — Das thaten die Bürger alsbald und das Feuer erlosch.

Zum Gedächtniß dieses wunderbaren Ereignisses wurde in Ronsse eine jährliche Dankprozession gestiftet, welche heutzutage noch stattfindet.

202.

Streit um die Sonne.

Description d'un signe et miracle qui a été vu au ciel le 5. jour de Décembre dernier en la ville d'Altorf au pays de Wirttemberg en Allemagne. Paris, chez Authoine Houic, rue Saint Jacques. 1578.

Ein wunderbar Gesicht hat man am 5. December des Jahres 1577 in dem Städtchen Altorf (bei Tübingen in Wirttemberg) und in der Umgegend gesehen. Die Sonne ging nämlich nicht klar auf, wie sonst, sondern ganz dunkelgelb und trüb; ungefähr wie ein Vollmond sah sie aus und man konnte recht gut hineinschauen, ohne sich die Augen zu verblenden. Gleich darauf wurde sie so sehr verdunkelt, als wenn eine Sonnenfinsterniß gewesen wäre und wurde roth, wie Blut, so daß man sie unmöglich wiedererkennen konnte. Nicht lange nachher sah man selbst zwei Sonnen, die eine roth, die andre gelb, welche auf einander losstürzten, als hätte die eine die andre unterbringen wollen. Das dauerte aber nur wenige Zeit und die eine rothe Sonne verschwand;

die gelbe blieb stehen, doch damit war es noch nicht am Ende. Es kam nämlich nun eine ziemlich große Wolke, die aussah wie eine Kugel; die flog recht gegen die Sonne an und bedeckte sie ganz in der Mitte, so daß rund herum nur ein gelber Rand blieb. Bald darauf schoß noch eine Wolke, die aber länglicher war, am Himmel her und auch auf die Sonne los und kämpften die zwei Wolken mit ihr, bedeckten sie zu verschiedenen Malen, verschwanden aber endlich, und die Sonne blieb wieder gelblich am Himmel stehen. Endlich kam noch eine dritte Wolke von Westen her, die war länglich und hielt in der Nähe der Sonne an; aus dieser Wolke kam eine große Menge von schwarzgekleideten Kriegsleuten heraus, viele zu Pferd, viele zu Fuß; die stellten sich in Schlachtordnung und zogen in die Sonne hinein; hinter ihnen folgte ein mächtig großer Mann, der sie Alle überragte. —

Darnach wurde die Sonne ein wenig heller, aber sie hatte lange nicht ihren natürlichen Glanz, doch dauerte das nicht lange, denn sie färbte sich gleich darauf roth, wie Blut, und Himmel und Erde glühten wider von dieser Röthe; auch drangen blutige Wolken aus ihr hervor und zogen wieder gegen sie los. Viel schwarze Wolken lagerten sich auch um sie herum, während der Blutwolken immer mehr und mehr aus ihr herausflogen. Aus diesen letztern aber sah man bald Dinger kommen wie große Hüte und ringsherum schien die ganze Erde bedeckt mit diesen Hüten, die übrigens verschiedene Farben trugen, roth, blau, grün und schwarz. Am Ende senkten sich die Wolken und es sah aus, als wenn es Blut geregnet hätte, und das währte ziemlich lange und hatte die Sonne viel Mühe, wieder zu ihrer gewöhnlichen Klarheit zu kommen.

203.

Wagen in der Luft.

Mündlich.

Wodana I. S. 150.

Ein gewisser Mann wohnte in der Nähe eines Schlosses, von dem man sich erzählte, daß da jegliche Nacht ein Wagen rundreite. Eines Nachts konnte der Mann nicht schlafen und dachte bei sich selbst: „Es ist nun gegen zwölf Uhr, ich will aufstehen und sehen, ob ich den Spukwagen nicht antreffe." Mit den Worten verließ er seine Kammer und sein Haus und schritt dem Schlosse zu. Ehe er noch da angekommen war, hörte er plötzlich in der Luft ein Gewieher, ein Gefluch, Gewein, Geklatsche und Gerammel, als wenn die ganze Hölle losgelassen gewesen wäre. Verwundert blieb er stehen und sah um sich, aber es war zu dunkel, als daß er viel hätte unterscheiden können. Da rasselte und rammelte es auf einmal hinter ihm; er drehte sich um und plumps fiel ein großer schwarzer Hund mit einer langen Kette und glühenden Augen neben ihm nieder, stand aber schnell wieder auf und lief der Gegend zu, wohin der höllische Spektakel gezogen war. Der Mann wartete nicht, noch mehr davon zu sehen, sondern lief, was er konnte, nach Hause, ist auch Nachts nicht mehr auf das Schloß zugegangen.

204.

Der Höllenwagen zu Zelsate.

Mündlich.

In einem Pachthofe zu Zelsate sieht und hört man in jeglicher Nacht den Höllenwagen durch die Luft fah-

ren und ein schrecklich Gerammel begleitet ihn und folgt ihm. Ein Mann von dem Hofe konnte eines Nachts nicht schlafen und legte sich ins Fenster; da kam der Höllenwagen auf ihn zugefahren und er hatte kaum noch Zeit, sein Fenster zuzuschlagen und ein Kreuz zu machen; da verschwand der Spuk.

205.

Der feurige Wagen und die Nonne ohne Kopf zu Köln.

Mündlich.

E. Weidens Kölns Vorzeit.

Durch mehre Straßen Kölns sieht man Nachts einen feuerglühenden Wagen rollen mit schwarzen glutschnaubenden Pferden und einem glühenden Kutscher auf dem Bocke. In dem Wagen sitzt ein Bürgermeister, der es mit der Stadt nicht redlich gemeint hat.

Auf dem Blaubache zu Köln geht eine Nonne um, die trägt den Kopf in der Hand. Trunkenbolde hat sie oft gefaßt und in den Bach geschmissen.

206.

Der Mann ohne Kopf in den Begynenkleiden.

Mündlich.

Mitgetheilt von Ecrevisse.

Vier Meilen von Mastricht am linken Maasufer erhob sich ehedem das Städtchen Stockhem und das Schloß, an dem sieben Fürstbischöfe von Lüttich sich todt bauten. Am Fuße der Wälle von Stockhem lag stets ein Boot bereit zur Ueberfahrt, und der Schiffer hatte auch bei Tage die Hände wol voll, bei Nacht aber

wagte es selten Jemand aus der Gegend, sich auf das rechte Maasufer zu begeben; denn jeder fürchtete den Mann ohne Kopf, der da umwandelte. In meinen Kinderjahren wurde mir unter anderm Folgendes über denselben erzählt.

Ein Mann aus einem Dorfe vom rechten Ufer war Geschäfte halber noch spät in Stockhem geblieben; als er nun bei Nacht und Unzeit noch überfahren und nach Hause zurückkehren wollte, rieth man ihm allgemein, das nicht zu thun, da er leicht dem Manne sonder Kopf begegnen könnte; er spottete aber damit und sprach: „Ohne Zähne wird mich keiner beißen," und machte sich auf den Weg. Als er zu dem Fährmann kam, wollte der anfangs das Boot nicht losmachen, ließ sich aber doch endlich bewegen und sprach: „Ich will es thun, aber ich wasche meine Hände, ich bin an nichts Schuld, was euch begegnen wird," und setzte den Mann über. Da ging der erst seinem Wege ruhig nach; plötzlich aber sieht er eine ungeheure Gestalt neben sich; er bleibt stehen, die Gestalt auch; er will den Bootsmann rufen, aber sein Mund ist wie von einer kalten Hand geschlossen. Da schaute er einmal neben sich auf und sah, daß die Gestalt bei funfzehn Fuß hoch war und in breite Schultern auslief; erschrocken schlug er die Augen nieder und sie fielen auf zwei große Pferdefüße. Da wurde es ihm doch ein wenig anders, doch sammelte er bald seine Kräfte und schritt tüchtig zu, aber immer blieb die Gestalt ihm zur Seite. Er betete alle Gebete, die er konnte, nichts half. Da begann er endlich Sankt Jans Evangelium zu beten und kaum hatte er „Und das Wort ist Fleisch geworden," aus dem Munde, als die Gestalt unter schrecklichem Geheul und mit Hinterlassung eines furchtbaren Schwefelgeruches verschwand.

207.

Jäger verschwindet.

Thom. Cantiprat. bonum universale de apibus. p. 454.

Ein sehr mächtiger Ritter war der Jagd über die Maßen ergeben und zwang tagtäglich viele seiner Unterthanen, ihn auf seinen Zügen zu geleiten. Dadurch versäumten diese Leute aber ihre Geschäfte und ihren Ackerbau und sanken langsam mit ihren Familien in die tiefste Armuth. Eines Tages zog der Ritter wieder zur Jagd und hatte einige der Seinigen nur mit sich genommen. Kaum war er im Walde, als ihm ein Wild aufstieß, auf welches er die Hunde hetzte und es dann selbst auf seinem Pferde sitzend verfolgte. Den ganzen Tag war er schon hinter dem Thiere her, konnte es aber nicht einholen, und wüthend, es immer so vor sich laufen zu sehen, setzte er mit seinen Begleitern ihm auch die Nacht hindurch noch nach. Was da aber weiter aus ihnen geworden ist, das weiß kein Mensch, denn nimmer hat man sie wiedergesehen. Einige sagen, die Erde habe sie lebendig verschlungen und sie seien also zur Hölle gefahren.

208.

Spukfrau in der Johannisnacht.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. V. c. 30.

Zwei Knappen ritten am Vorabend von Sankt Johann Baptist nach Sonnenuntergang am Ufer eines Bächleins in der Nähe der Abtei Prüm in der Eifel umher und sahen ein Weib in weißem Linnenkleide am andern Ufer sitzen und ich weiß nicht was treiben. Da sprach einer von ihnen: „Sicherlich ist das Weib mit

Zaubereien beschäftigt, denn in dieser Nacht besonders pflegen viele derselben," und sogleich beschlossen beide, die Frau zu fassen, und durchritten den Bach. Das Weib aber hob ihr Gewand und floh, und wiewol die Renner der beiden Knappen als die schnellsten bekannt waren, konnten sie die Frau doch nicht einholen, die wie ein Schatten immer vor ihnen herschwebte. Da hub der eine Knappe an und sprach: „Das geht nicht mit richtigen Dingen zu," und sie bekreuzten sich und im selben Augenblicke verschwand das Weib. Die Knappen wie die Pferde blieben aber noch länger denn ein Jahr nachher siech und schwächlich.

209.

Die Jungfrau auf der Ziege.

Mündlich.

In der Gegend von Wetteren sah man häufig eine sonderbare Erscheinung, so am hellen Tage, als auch in der Nacht. Ein Knabe unter andern war von seinem Vater geschickt, um auf die Kartoffeln zu achten, denn es war grade in der Zeit, wo man die Kartoffeln einholte. Gegen zwölf Uhr Mittags sah er von weitem eine Ziege nahen und darauf saß eine wunderschöne Jungfrau. Je näher dieselbe ihm kam, um so schöner dünkte sie ihm, aber um so größer wurde auch seine Angst, und als sie ihm endlich ganz nahe war, da lief er, was er konnte, um von ihr weg und nach Hause zu kommen. Die Jungfrau rief ihn mit schmeichelnden Worten, er möge doch nicht Angst haben und stehen bleiben, aber er lief und stand nicht eher still, bis er sich an seiner Hausthür befand. Während er nun wie rasend klopfte, bat die Jungfrau, die ihm immer gefolgt war, ihn zum

letzten Male, doch keine Furcht zu haben und sie anzuhören; als er aber da den Kopf umdrehte, um sie nicht zu sehen, und nichts hören wollte, verwandelte sich die Ziege in einen riesengroßen Esel und die schöne Jungfrau wurde häßlich und rabenschwarz. Es war ein Glück, daß grade in dem Augenblicke die Thür aufging, denn die Jungfrau hätte dem Jungen sonder Zweifel den Hals gebrochen.

Auch zu Ghysele bei Oosterzele hat man häufig eine Jungfrau auf einer Ziege gesehen, welche jeden verfolgte, der ihr nur entgegenkam.

210.

Die weiße Jungfrau zu Heivens.

Mündlich.

Zu Heivens geht um Mittag eine weiße Jungfrau um; wenn Jemand ihr begegnet, den begießt sie mit kaltem Wasser.

211.

Weiße Frau bei Düren.

Mündlich.

Zu Roelsdorf bei Düren liegt ein Feld, welches die alte Burg heißt. Da erscheint Mittags um zwölf Uhr eine weißgekleidete schöne Jungfrau. Schnitter haben sie zur Zeit der Ernte oft gesehen, doch wagte es nie einer, sie anzusprechen. Einige sagen, sie hätten bemerkt, daß die Jungfrau ein großes Schlüsselbund an der Seite trüge.

212.

Die weiße Frau.

Scherertzii de spectris admon. oct.
S. de Vries de Satan. II. S. 329.

Auf einem gewissen Schlosse ließ sich die weiße Frau häufig sehen. Unter den Schildwachen war auch ein gottloser Soldat, der stets schändliche Lästerworte ausrief, wenn bei Nacht die Erscheinung sich zeigte. Zu verschiedenen Malen ermahnte man ihn, das nicht zu thun und sich davon zu enthalten, damit ihm nicht einmal ein Unglück überkomme, doch vergebens; der Wein, den er täglich im Uebermaß trank, machte ihn immer vermessener und tollkühner und er fluchte und schalt wie ein Rasender. Einst sprach ihm einer seiner Gesellen zu, daß er doch aufhöre und die Furcht Gottes und christliche Bescheidenheit nicht so ganz und gar hintansetze; darauf aber lachte er und schritt recht auf die weiße Frau zu und sprach: „Sehet, ich will sie in den Arm nehmen und küssen." Er umfing sie auch, sie aber umfing ihn hinwieder aus Dankbarkeit also, daß er todt zu Boden fiel.

213.

Die weiße Frau auf dem Schlosse Neuhaus.

Heinrich Adam von Lichtenau, Waffenloser Tod.
Richteri axiomata oeconom.
Erasm. Franciscus, Bohusl. Balbin, Brauner in chronic., Slawata.
S. de Vries de Satan. II. S. 406 ff.

Die weiße Frau hat sich zumeist und vor allem gezeigt in den Schlössern der Herren von Rosenberg und Neuhaus. In dem letztern Schlosse sah man sie einmal

gegen Mittag aus dem Fenster eines wüsten, unbewohnten Thurmes schauen, zu dem Niemand mehr aufklettern konnte, weil die hölzernen Treppen vor Alter mürbe waren. Sie war ganz weiß gekleidet, hatte auf dem Haupte einen weißen Witwenschleier mit weißen Bändern, war lang von Person und eines sehr sittsamen Aeußern. Als nun jeder auf dem Markte mit Fingern nach ihr wies, wich sie zwar nicht, wurde aber immer kleiner und kleiner und verschwand endlich ganz. Man sagt, daß sie so lange umwandeln muß, als das Schloß Neuhaus steht; fällt es oder wird es abgebrochen, dann ist sie erlöst.

Sie läßt sich nicht nur sehen beim Absterben eines aus dem Geschlechte von Neuhaus, sondern auch, wenn ein neuer Sprößling demselben geboren wird, oder einer aus der Familie heirathet, oder wenn dem Geschlechte eine besondere Ehre bevorsteht. Die Vorbedeutungszeichen sind aber jedesmal verschieden. So trägt sie, wenn Jemand sterben soll, schwarze Handschuhe, sonst stets weiße. Oft sah man sie ganz geschwind durch das Schloß eilen mit einem Schlüsselbunde am Gürtel, die eine Zimmerthür auf und die andere zuschließend, und das sowol bei hellem Tage, als mitten in der Nacht. Wenn ihr Jemand begegnet und sie grüßet, dann grüßt sie wieder, doch mit sonderlicher Würde und großem Ernst, gepaart mit Anmuth, Ehrbarkeit und einem züchtigen Blicke, wie es einer Wittib geziemt. Beleidigt hat sie noch keinen, der ihr nicht Widerstand bot und sie ungehindert schalten und walten ließ.

Auch in andern hochfürstlichen Häusern hat sie sich sehen lassen. Also erzählt der brandenburgische Hofprediger und Professor der Theologie, Herr

Johann Wolfgang Rentsch in seinem Brandenburgischen Cederhain S. 714.

Am 16. August des Jahres 1678 ritt der Herr Markgraf Erdmann Philipp von der Rennbahn zu Baireuth in das Schloß, stürzte aber im Vorhofe, wenige Schritte von der Treppe so stark mit dem Pferde, daß er zwei Stunden später den Geist aufgab. Einige Zeit zuvor hatte man die weiße Frau in des Fürsten Leibstuhl gesehen.

In dem alten Gebäude des Schlosses Neuhaus steht ein Bild, welches sehr alt ist, und soll dasselbe nach Aussage Aller, welche die weiße Frau sahen, dieser sehr ähnlich sein. Man sagt aber, daß dies Bild Frau Perchta von Rosenberg sei, welche im Jahre 1449, Sonntags vor Martini, Herrn Johann von Lichtenberg geheirathet.

214.

Gespenst erscheint dem Attila.

Striotbeckh, dissertatio de Sagis. Lips. 1690. cap. III.
Carol. Stengel, Commentar. rerum Augustanarum, part. I. c. 23.
E. D. Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica. Gründliche Nachrichten und Urtheile von solchen Büchern und Handlungen, welche die Macht des Teufels in leiblichen Dingen betreffen. Lemgo. 1738. 8. Erster Theil, achtes Stück, S. 561.

An dem Kloster der Minnen-Brüder zu Augsburg wird an einem Thurm ein Gemälde gesehen, welches eine Geschichte vorstellt, die zu Augsburg durch eine mündliche Erzählung von alten Zeiten hergebracht ist. Als nämlich Attila, der Hunnenkönig, mit seiner Armee bei Augsburg über den Lech gehen wollte, ist eine Frau in fürchterlicher Gestalt und auf einem Pferde reitend ihm entgegengestürzt und hat ihm mit grimmiger Stimme dreimal zugerufen: „Zurück Attila! Zurück Attila! Zu-

rück Attila!" wodurch er dermaßen erschrocken, daß er auf der Stelle mit seiner Armee zurückgezogen.

215.

Das Weib im Walde.

Thom. Cantipr. bonum universale de apibus. l. II. c. 57. §. 61.

In Westphalen lebte ein edler und tapferer Ritter, der ritt eines Nachts durch einen Wald, hörte daselbst die Stimme eines Weibes, welches in der Nähe sang, und sprach zu den Seinen: „Wer unter euch will mit mir gehen, jenes singende Weib zu sehen?" Als keiner sich dazu erbot ging er allein hin und fand ein Weib, wie eine schwarze Nonne gekleidet, unter einem Baume stehen, welches mit zum Himmel erhobenen Armen mit lauter Stimme sang. Als er sie frug, was sie da thäte? sprach sie: „Ich lobe meinen Gott." Da er nun glaubte, es sei irgend eine Heilige, frug er sie: „Sage mir, ich beschwöre dich, wie wird es mit mir noch ergehen?" Darauf entgegnete sie: „Du hast viel Böses gethan und thust es noch. Nachdem du deine Feinde besieget hast, wirst du das Kreuz nehmen, zum heiligen Lande fahren und allda in Christi Dienst sterben." Erfreut ob der Vorhersagung, entfernte sich der Ritter und schlug auch in einer bald folgenden Schlacht seine Feinde. Darauf aber die Zeichnung mit dem Kreuze erwartend, fiel er in eine sehr schwere Krankheit. Seine Freunde und die Meisten riethen ihm, er solle beichten, denn sein Leben sei in großer Gefahr, aber er achtete deß nicht und sprach stets, er werde nicht sterben. Als diese nun sahen, daß sie nichts bei ihm ausrichten konnten, wandten sie sich an einen seiner Brüder, der geistlich war, einen Mann von großer Weisheit, und baten diesen, daß er komme,

damit sie mit ihm Rath pflegen könnten. Nach langem Reden erzählte der Kranke diesem von der Erscheinung des Weibes, da sprach der Bruder: „Der Teufel hat dir Fallstricke gelegt, o Bruder; zaudre nicht und sorge für dein Seelenheil.“ Das that der Ritter und wenige Zeit nachher gab er den Geist auf.

216.

Spuk am grünen Teiche.

Mündlich.

Am grünen Teiche auf der Straße, die nach dem Saß van Gent führt, hörte man alle Nächte Jemand seufzen und kärmen und die Vorübergehenden fragen: „Wo muß ich liegen? Wo muß ich liegen?“ Da kam einmal ein Trunkenbold vorbei, der hörte auch das Gerufe und antwortete lachend: „Ei, so leg dich auf des Teufels Nacken!“ Da brauste es plötzlich in der Luft und gleich darauf war es ganz still. Seit der Zeit hat man die Stimme nicht mehr gehört.

217.

Der Grenzpfahl.

Mündlich.

Zwischen Lokeren und Zele wohnte ein Bauer, dessen Land von des Nachbars Land mit einem Pfahle geschieden war. Von Zeit zu Zeit verrückte der Bauer den Pfahl ein wenig und stahl also dem Nachbar langsam ein groß Stück. Der Bauer starb, aber er konnte keine Ruhe im Grabe finden und man hörte ihn jede Nacht jämmerlich schreien: „Ohoho! ich hab' den Pfahl

verrückt! Ohoho! ich hab' den Pfahl verrückt!" Ein trunkener Zelener hörte das und rief: „Ach, Narr du, dann setz ihn wieder auf die alte Stell!" Damit war der Geist erlöst und man hörte ihn fürder nicht mehr.

218.

Nixenweib.

Mündlich.

Auf einer Brücke zu Brügge ist es nicht richtig; es geht da um und mancher, der Abends da vorbeikam, hat schon sonderbare Dinge erfahren. So kam einmal ein ehrbarer Bürger, der nur ein bischen angetrunken war, gegen zwölf Uhr und wollte über die Brücke; auf der Mitte fand er ein Weibsbild, die dasaß und, ich weiß nicht was, that. Der brave Mann wollte auf sie zugehen, aber das bekam ihm schlimm, denn sie gab ihm einen harten Backenstreich und sprang ins Wasser, wo sie verschwand. Man sagt, daß es das Weib eines Wasserteufels gewesen.

219.

Der Schinken.

Mündlich.

Auf einem Hofe zu Neuenberge muß der Bauer zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten und Neujahr einen Schinken in eine Kammer setzen, wo derselbe von einer weißen Gestalt verzehrt wird. Thäte der Bauer das nicht, er hätte im ganzen Jahr keinen Vorsput.

220.

Feurige Landmesser.

Westendorps Mythol. S. 511.

Zu Peise, Roon, Norg u. s. w. in Drenthe, sieht man häufig Nachts feurige Männer, die, wie es scheint, beschäftigt sind, das Land zu messen. Sie machen dabei viel Geräusch mit Ketten und rufen stets: Lyk, Lyk, Lyk!

221.

Die weißen Frauen necken.

Halbertsma im Oberysselschen Almanach für 1837. S. 243.

Ein Bauernknabe bei Born in Twenthe hatte mit seinem Meister gewettet, er wolle in der Mitternacht zu den nahen Beltern (kleine Erdhöhen, vgl. N. S. S. 312.) gehen und die weißen Frauen necken. Wie gesagt, so gethan; der Bauer lieh ihm sein Pferd und als der Mond sich hinter Oldenzaal erhoben, ritt der Junge schnurstracks auf die Belter los und stach mit frevelnder Hand ein spitziges Eisen in einen derselben. Im nämlichen Augenblicke stiegen aus diesem und all den andern Hügeln alle weißen Frauen heraus, welche da wohnten, um den Vermessenen zu zerstücken. Er wartete aber ihre Kunst nicht ab, sondern ritt, so schnell das Pferd laufen mochte, dem Hofe wieder zu; alle die weißen Frauen folgten ihm und als er an seiner Wohnung ankam, waren sie ihm fast auf den Fersen, doch glückte es ihm noch hineinzukommen und die Thüre zuzuriegeln. Es war wahrlich die höchste Zeit, denn eine der Frauen war ihm so nahe, daß sie ihr Handbeil nach ihm werfen konnte, welches sie auch that, doch traf sie nur die Thürpfoste, und zwar also, daß die Splitter abflogen. Es

ist erst wenige Jahre, daß man die Spuren des Beilwurfes noch an der Thüre sehen konnte.

222.

Der Kuhkopf zu Altenberge.

Mündlich.

In Altenberge starb einmal einem Bauer alles Vieh an einer bösen Seuche und der Mann wußte sich nicht mehr zu rathen und zu helfen. Endlich hörte er von einem alten Hirten ein Mittel und das wandte er auch alsbald an. Er ergriff nämlich die letzte Kuh, welche ihm geblieben war, schnitt der den Kopf ab und legte ihn auf den Söller; das Vieh, welches er von da an kaufte, starb ihm nicht mehr, selbst einmal nicht, als das ganze Dorf angesteckt war. Es geschah aber eines Tages, daß ein Knecht den Kuhkopf auf dem Boden fand und ihn durchs Fenster auf den Mist warf; am selben Tage jedoch fiel ein Ochse und ein Kalb und der ganze Stall wäre leer geworden, hätte der Bauer den Kuhkopf nicht wieder zurückgeholt.

223.

Friedrich von Kelle.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. d. XII. c. 14.

Ein Bürger von Andernach, Namens Erkimbert, wollte eines Morgens vor Tagesanbruch zu einem Gedinge gehen; unterwegs begegnete ihm ein Mann, der auf einem schwarzen Pferde ritt, dessen Nasenlöchern Feuer und Flammen entsprühten, bald dem Heerwege

folgte, bald aber auch rechts und links die Felder durchjagte. Beim ersten Anblicke des sonderbaren Reiters erschrak Erkimbert über die Maßen; da er ihm aber nicht ausweichen konnte, ermannte er sich, schlug ein Kreuz und nahm sein gutes Schwert zur Hand, denn er wußte nicht, wer der Reiter war. Als derselbe ihm aber näher kam, erkannte er in ihm einen unlängst verstorbenen Ritter, Friedrich von Kelle. Derselbe schien ganz in Schaffelle gehüllt und auf den Schultern eine große Last von Erde zu tragen. „Seid ihr das wirklich, Herr Friedrich?" frug Erkimbert. „Ja, das bin ich," antwortete der Reiter. Da frug Erkimbert weiter: „Woher kommt ihr denn und was soll das bedeuten, was ich da sehe?" Friedrich antwortete: „Ich leide große Qual. Diese Felle habe ich einer Wittib genommen; nun brennen sie mich. Auch eignete ich mir einen Theil eines Ackers ungerecht zu; dessen Gewicht drückt mich nun. Wollten meine Söhne das wiedererstatten, meine Pein würde sehr gelindert sein." Damit verschwand die Erscheinung.

224.

Weißer Geist zu Nürnberg.

J. G. Volkamerl Ephemer. natur. curios. ann. III. observ. 265. p. 479.
E. G. Happelii relationes curiosae t. IV. p. 316.
S. de Vries, de Satan I, 418.

Gegen das Jahr 1672 lebte in Nürnberg ein Goldschmied mit seiner Frau und sechs Kindern. Diese Frau hatte einen Familiargeist, der immer um sie war und ihr vorhersagte, was ihr begegnen würde. Er zeigte sich ihr in Gestalt eines weißgekleideten Kindes, welches eine Sanduhr in der Hand trug. Einmal sprach er zu ihr:

„Frau, ihr wäret todt gewesen, hätte nicht ein Sandkörnchen, welches ein Loch in diesem Gläschen gestopft hat, euch geholfen." Eine Woche darnach fiel sie in ein gefährlich Fieber, entkam demselben aber glücklich. Auf ein ander Mal warnte er sie, nicht aus dem Hause zu gehen, denn sonst stürze sie sich in große Gefahr. Gern hätte sie dem Rathe gefolgt, doch drängten ihre häuslichen Geschäfte sie zu sehr und sie hatte in der That ein großes Unglück.

Bei Nacht sprach sie häufig mit dem Geiste, sang mit ihm sehr schöne andächtige Lieder und Psalmen, was ihr Mann am Tage nie an ihr bemerkte. Einmal kriegte sie Lust, den Geist, der gewöhnlich unsichtbar um sie war, zu sehen, und sie bat ihn so lange darum, bis er es ihr zugestand, doch warnte er sie dabei und sprach, ihre Neugier werde sie zu spät bereuen. Als sie nun wenige Tage später in ihrer Kammer etwas zu thun hatte, sah sie an der Mauer, wie im Schatten ein Kind von derselben Gestalt, wie oben vermeldet, welches aber gleich darauf verschwand. Kurz darauf fiel sie in eine schwere Krankheit und — der Geist hatte sie verlassen.

225.

Der Geist mit der Schellenkutte.

Maioli dies caniculares II. p. 218.

Ein paar Mönche kamen auf der Reise in eine Herberge, in welcher ein Zimmer nicht bewohnt werden konnte, weil daselbst ein Geist hauste. Der Wirth war gar erfreut, als er die Mönche sah, nahm sie freundlich auf, denn er dachte, sie würden den Geist leichtlich beschwören und bannen können. Er schlug ihnen denn

auch ein Bette in der Kammer auf, wo der Geist sich stets zeigte. In der Nacht, als die Mönche kaum schliefen, begann der Geist sein Spiel und zupfte sie bei den Haaren, die ihre kahlgeschorenen Scheitel spärlich umsäumten. Der Guardian hielt das nicht lange aus, sondern beschwur den Geist und bannte ihn in das Kloster, wo er mit den Mönchen wohnte. Der Geist gehorchte treulich und als die Mönche nach abgelegter Reise nach Hause kamen, fanden sie ihn schon am Thore, wo er sie freundlich grüßte und empfing. Die Mönche hielten ihn bei sich und wiesen ihm ein Eckchen in der Küche an, daß er sich da aufhalten könne. Damit sie ihn aber stets und überall schon von weitem erkennen könnten, gaben sie ihm eine Kutte, mit Schellchen behangen, und er diente ihnen und trug ihnen alles zu, was sie begehrten. Sie hörten ihn aber nur rauschen und sprechen, sahen weiter nichts von ihm. So oft er Bier holte, nahm er sich fleißig in Acht, daß nichts überlief oder er nicht zu wenig brachte; er sprach: „Sehet, ich bringe euch gut Maß, gebet auch ihr ein gerechtes Maß.“ Einmal hatte der Küchenjunge sein Eckchen nun mit heißem, dann mit schmuzigem Wasser besprengt, auch andern Tort ihm angethan; um sich dafür zu rächen, hing der Geist ihn querleibs an einen Balken, that ihm aber keinen Schaden am Leben. Die Mönche wurden darüber so ängstlich, daß sie dem Küchenjungen den Dienst auffagten, denn sie fürchteten, es möge ihm mehr und schwerer Leides geschehen.

226.

Geist und Kind.

Barth. de Spina de confessionibus maleficorum. p. 208.

In dem Städtchen Wilmar, welches in der trierer Diözese gelegen ist, hat sich um das Jahr 1595 folgende merkwürdige Geschichte zugetragen. Es lebte däselbst ein ehrsamer Bürger, Namens Johann Eisenkopf mit seiner Frau Margaretha; und diese gebar ihm einen Sohn, den er Conrad nannte. Dies Kind wurde von Christi Himmelfahrt bis zum Feste Aposteltheilung gar häufig von einem Geiste aus der Wiege geholt und an irgend einen andern Ort hingebracht. Nun legte er es in das Bett der Mutter, dann barg er es auf der Treppe des Weinkellers, ein andermal im obern Stocke des Hauses, wieder ein andermal auf dem heimlichen Gemache. Dabei trug der Geist stets die größte Sorgfalt für das Kind; er holte sich Windeln und Tücher aus den Kommoden und Schränken und legte sie dem Kinde unter, damit sein zartes Körperchen nur ja nicht leide. Einmal hatte er es gar wohl in dem Wärmkorbe versorgt; die Mutter wollte das aber nicht, nahm das Kind und warf die Bettchen untereinander und zur Stunde schwollen ihr die Hände und alles Fleisch, was nicht von den Kleidern bedeckt war und das Fell schälte sich an den Stellen ab.

Häufig schaukelte der Geist auch das Kind in der Wiege; es hatte sich ganz an ihn gewöhnt und das ging so weit, daß es weinte, wenn die Mutter es in die Wiege legte, und stille war, wenn der Geist es nahm und es an einen andern Ort hintrug. Endlich wurden die Eltern deß müde und fragten einen Geistlichen um Rath und der hat den Geist vertrieben.

227.

Kind im Keller.

Mollers Freiburgische Annalen. S. 692.

Am 11. Juli des Jahres 1646 fiel ein dreijähriges Kind zu Freiburg durch ein Kellerloch in den Keller des Stadtgefängnisses. Mit sehr großer Betrübniß suchten die Eltern drei Tage lang, doch nirgends war das Kind zu finden; kein Mensch hatte es gesehen. Am 15. endlich wurde ein Soldat, der sich gegen die Hauptwache zur Wehr gesetzt und dabei einen Offizier verwundet hatte, nach dem Gefängniß gebracht. Die, welche ihn bewachten, hörten des Nachts die Stimme eines Kindes, nicht weinen oder klagen, sondern nur „Vater!" rufen und um etwas zu trinken bitten. Zur Stunde erbrach man den Keller, aus dem die Stimme drang und der seit langer Zeit zugemauert war; man fand das Kind und holte es heraus, fragte es, wie es also lange sein Leben habe erhalten können. Darauf antwortete es, daß es immer wohl und ruhig geschlafen und ein schöner, fremder Mann habe ihm Essen gebracht. Obschon das arme Würmchen sehr tief gefallen war, hat man doch nicht die mindeste Verletzung an ihm spüren können.

228.

Geist verfolgt.

Le livre des prodiges. p. 78.

In Constanz wohnte ein Buchdrucker und in dessen Hause war es nicht geheuer. Zu einer Zeit hörte man in einer Ecke der Druckerei wie schwere Seufzer. Die Druckergesellen lachten darüber, aber nicht für lange, denn es blieb bald nicht mehr bei dem Seufzen; sie hör-

ten wiederholt starke Schläge an die Mauer jener Ecke, Gesellen und Lehrburschen erhielten Ohrfeigen von unsichtbarer Hand und ihre Mützen und Hüte wurden zur Erde geworfen. Der Herr des Hauses ging endlich zu den Capuzinern und die kamen und beschwuren den Geist, der auch drei Tage lang sich ruhig verhielt. Am vierten begann er aber sein Treiben noch ärger denn früher, er warf selbst die Lettern aus den Setzkasten und wider die Fenster. Da ließ der Hausherr von fern her einen berühmten Geisterbanner kommen und der setzte seine Beschwörungen während acht Tagen fort. Der Geist kehrte sich aber wenig daran, sondern gab in der Zeit selbst einem Lehrjungen einen Schlag an's Ohr und schmiß die Lettern umher. Der Banner sah ein, daß all seine Bemühungen vergeblich waren, und ging weg. Nun ließ der Geist es nicht mehr bei den Ohrfeigen, er warf mit Steinen und anderm Unrath und machte es so arg, daß die Arbeiter die Ecke der Werkstube ganz verließen und all ihr Geräth in die Mitte des Zimmers brachten; doch hatten sie da nicht viel mehr Ruhe. Man ließ noch viel andere Beschwörer kommen, deren einer selbst einen Partikel vom heiligen Kreuze mitbrachte und auf den Tisch legte, aber trotzdem ging der Geist in seinem Unwesen fort und schlug einen Bruder Capuziner, der den Banner begleitete, so an die Ohren, daß beide flüchten mußten.

Endlich aber kam einer, der seine Sache besser verstand. Der ließ sich nämlich einen Eimer mit Wasser füllen, segnete das und sprengte es durch die Kammer, mengte darauf eine Menge Asche und Sand und streute dies überall auf die Erde, nachdem es ebenfalls vorher gesegnet war. Dann mußte jeder der Anwesenden einen Degen nehmen und damit in der Luft umherfahren, rechts und links, durch das ganze Zimmer. Bald bemerkte

man, daß der Geist oben auf den Ofen geklettert war, denn man sah auf den Ecken des Ofens Spuren seiner Hände und Füße im Sande. Man vertrieb ihn von da und er kroch unter den Tisch. Doch während dieser Verfolgung hatte sich ein so großer Staub erhoben, daß man kaum Athem schöpfen konnte; darum ließ man für den Augenblick davon ab. Der Hauptbanner hatte zufällig in der verdächtigen Ecke eine Diele weggerissen und fand in einem Mauerloche hinter derselben ein altes, schmutziges Läppchen mit mehren Federn, drei Knöchlein mit einer Nadel, auch einige Stücklein Glas. Er ließ ein Feuer anzünden, segnete dasselbe und befahl alles das hineinzuwerfen. Kaum war er aber in sein Kloster zurückgekehrt, als einer von den Druckerjungen gelaufen kam und ihm berichtete, die Nadel sei dreimal aus dem Feuer gesprungen, ein Geselle habe sie mit einer Zange jedesmal wieder hineingeworfen, darüber aber harte Schläge auf die Backen bekommen. Man brachte dieselbe nebst den Knöchlein, welche auch nicht verbrannt waren, zum Kloster der Capuziner; der Junge, welcher sie trug, sah auf dem großen Markte eine nackte Frau und man hörte denselben Tag und die folgenden ein großes Jammern und Stöhnen auf dem Markte. Die Capuziner hatten aber alles wohl verbrannt.

Mehre Tage lang war es ruhig in der Druckerei, dann aber wurde es ärger denn je. Der Geist ohrfeigte, warf mit Steinen und gar nach dem Hausherrn, der eine gefährliche Kopfwunde davontrug; zwei Lehrlinge, die zusammen schliefen, wurden aus dem Bett geworfen, zwei andere von einer Leiter gestürzt. Es kam so weit, daß bei Nacht kein Mensch in dem Hause bleiben wollte.

229.

Trappler zu Coolscamp.

Mündlich.

Lansens im Kunst- en Letter-Blad. 1843. S. 104.

Zu Coolscamp bei Lichtervelde liegt eine weite Haide, Stuifven genannt; durch dieselbe führt ein Weg, der nun sehr viel gebraucht ist, vor etwa funfzig Jahren aber so sehr gescheut war, daß kein Mensch es wagte, denselben gegen Abend und noch weniger Nachts zu betreten, und dies darum, weil sich daselbst ein Nachtspuk aufhielt. Nie oder selten nahm der Geist eine Gestalt an, man hörte ihn nur und zwar trappelte er stets in der Nähe herum, wovon er auch den Namen der Trappler erhielt; seit undenklichen Zeiten trug er den schon, aber noch keiner hatte den Spuk gesehen. Das war einem trunknen Bauer aufbehalten, der eines Nachts, des erwähnten Weges kommend, das gewöhnliche Getrappel hörte und rief: „Was trappelst du denn da ewig herum? komm doch und laß einmal sehen, wer du bist." Kaum hatte der Mann die Worte aus dem Munde, als der Geist in Gestalt eines Pferdes sonder Kopf erschien, ihn zu Boden warf und dermaßen auf ihm herumtrappelte, daß man ihn am andern Tage mehr todt denn lebendig auf der Stelle fand.

230.

Klopfer.

Erasmi Francisci höllischer Proteus. S. 1028.
S. de Vries, de Satan II. S. 575.

Auf einer berühmten Akademie in Deutschland hat sich Folgendes zugetragen. An die Thüre einer Studen-

tenkammer hörte man jeden Tag zu einer gewissen Stunde klopfen, konnte aber nie etwas sehen, auch geschah keinem Leides dadurch. Schwieg man nach dem ersten Klopfen und rief man nicht: Herein! dann war es still und klopfte nicht weiter. Rief man aber Herein! dann klopfte es abermals. Die Studenten wußten das und achteten deshalb nie darauf. Es geschah aber, daß ein anderer Student die Kammer bezog. Als der am ersten Tage am Studiren saß, klopfte es zur bestimmten Stunde. Da er nicht anders denken konnte, als, das sei einer seiner Kameraden, so rief er sein Herein! Doch da klopfte es wieder und hielt sich am Klopfen, so oft er Herein! rief. Endlich wurde er deß müde und schrie wüthend: „Komm denn in's Teufels Namen herein!" sprang zugleich auf und ging mit dem bloßen Degen in der Hand zur Thüre, welche er aufriß. Doch im selben Augenblicke erhielt er von unsichtbarer Hand eine sehr fühlbare Ohrfeige. Noch zorniger, und vornehmlich darum, weil er Niemand sah, schlug er mit dem Rapiere nach allen Seiten um sich, ob er etwa den unsichtbaren Schläger treffen könnte, doch da klatschte es ihn zum zweiten Male auf den Backen. Dadurch klug gemacht, trat er schnell rückwärts und schloß die Thüre, hat sich auch seit der Zeit nicht weiter mit dem Klopfer bemüht.

231.

Der Geist zu Bingen.

Sigebertus. Chronicon Hvisaugiense. Lycosthenes de miraculis. Schartboek der historien. II, 75 und III, 77.
Thyraeus de locis infestis. Col. Agr. 1604. 4. p. 9.

Nicht weit von der Stadt Bingen, da wo das Flüßchen Naas in den Rhein mündet, liegt ein Dorf,

welches Camon heißt. Da war im Jahre 858 ein Geist, welcher den Einwohnern viel schlimme Streiche spielte. Zuerst fing er an, unsichtbar die Leute mit Steinen zu werfen und ihnen an die Thüren zu pochen. Bald nachher gab er unter menschlichen Gestalten Antworten, verrieth Diebstähle und stiftete Zwietracht und Uneinigkeit. Dann begann er Scheunen und Häuser anzuzünden und zu verbrennen. Auf einen Mann hatte er es besonders abgesehen und wich nicht von dessen Seite, wohin derselbe sich auch wenden mochte, brannte ihm gar sein Haus ab. Damit war er aber noch nicht zufrieden, er wollte die ganze Nachbarschaft aufhetzen, den armen unschuldigen Menschen zu tödten, und log Allen vor, der Ort sei durch dessen Verbrechen geschändet und was noch dessen mehr war. Diese Quälerei dauerte so lange fort, bis der Erzbischof von Mainz Geistliche sandte, welche den Geist durch Weihwasser und Beschwörungen vertrieben.

232.

Kobolde verjagt.

Mündlich.

Auf einem Pachthofe bei Beurne diente eine Magd, die nie arbeitete und deren Arbeit doch stets gethan war und besser gethan, als es für jede andere möglich gewesen wäre. Wie das kam, das konnte sich Niemand erklären. Der Bauer paßte der Magd darum einmal auf, denn er wollte durchaus wissen, wie das zuginge; er sah aber nie, daß sie etwas am Tage that, und schloß daraus ganz richtig, daß die Arbeit des Nachts verrichtet würde. Er wachte also in der folgenden Nacht Bald sah er von seinem Schlafzimmer aus, daß noch Licht in der Küche brannte. Er schlich auf den Strüm-

pfen leise bis an die Thüre und guckte durch das Schlüsselloch. Da waren denn, Gott weiß wie viel, kleine Männchen, Kobolde nämlich, beschäftigt, die einen mit Spülen, die andern mit Waschen, wieder andere mit Scheuern und das ging ihnen so fix von der Hand, daß in weniger Zeit alles gethan war. Die Magd stand dabei ganz ruhig am Herde und kochte in einem Topfe Buttermilchbrei und als die Männchen fertig waren, stellte sie den auf den Tisch; alle setzten sich herum und aßen lustig den leckern Brei, ließen kein Theelöffelchen voll in dem Topfe. Man kann leicht denken, was der Bauer darob für Augen machte; er sagte aber nichts, schlich still zurück zu seinem Bett, dachte aber: „Wart, ich will euch schon daran kriegen." Am folgenden Abend warf er einige Zwiebel Knoblauch in die Buttermilch, die schon für den Brei bereit stand, und als er das Licht wieder sah, schlüpfte er wieder an die Küchenthür, um sich einmal satt zu lachen über den Ausgang seines Streiches. Die Magd, welche an nichts dachte, nahm die Buttermilch und kochte Brei davon. Kaum aber hatten die Männchen den gekostet, als sie riefen:

„Look, Look, Look!
Klaboutermannekens weg,
En het geluk ook!" *)

und alle wegliefen. Die Magd wurde am andern Tage weggejagt, aber der Pachter, welcher bis dahin immer reicher geworden war, hatte nun jeden Tag ein neues Unglück und bereute hundertmal, daß er so unvorsichtig gewesen.

*) Lauch, Lauch, Lauch! Kobolde weg und das Glück auch.

233.

Der Perückenmacher und die Kaboutermännchen.

Mündlich.

In Brügge wohnte vor langer Zeit einmal ein Perückenmacher, der mit vielen Gesellen arbeitete. Zu dem kam eines Morgens ein Herr, der wollte eine neue Perücke für den folgenden Tag haben, wo er dem Leichendienste eines Verwandten beiwohnen mußte. Der Perückenmacher sprach aber, das wäre eine ganz unmögliche Sache, denn um eine gute und schöne Perücke zu machen, brauche er wenigstens zwei volle Tage. Der Herr bat und bat, aber der Perückenmacher blieb dabei, es wäre unmöglich. Eben wollte der Herr wieder fortgehen, als einer der Gesellen sich erhob und sprach: „Meister, ich nehme es auf mich, die Perücke bis morgen fertig zu machen." — „Narr," sprach der Meister, „bleibe an deiner Arbeit, das ist ja lächerlich." „Ach," fiel der Herr da ein, „wenn du das könntest, Gesell, ich bezahlte die Perücke doppelt und gäb dir noch einen Kronthaler Trinkgeld oben drein." Da war der Meister es zufrieden und der Knecht sprach: „Nun gebet mir alles, dessen ich benöthigt bin, und ein Kämmerlein, worauf ich ungestört allein sein kann bis morgen früh, dann will ich euch die Perücke liefern." Der Meister schüttelte den Kopf, doch gestand er dem Gesellen alles zu, was derselbe begehrte, und der ging auf seine Kammer. Es wurde Mittag und der Abend nahte schon, ohne daß man etwas von dem Gesellen gehört noch gesehen hätte; da sprach die Meisterin: „Wo mag er bleiben, ich höre nicht, daß er sich regt noch wegt auf der Kammer." — „Geh' und guck einmal durchs Schlüsselloch, was er macht," sprach der Meister und die Frau stieg leise die Treppe hinauf und guckte durchs Schlüsselloch; doch kam sie ei-

lig und leichenblaß wieder herunter und sank auf einen Stuhl, ohne ein Wort sprechen zu können. „Was ist dir?" fragte der Meister verwundert. „Ach, geh selbst und sieh," sprach die Frau und der Meister ging; aber er kam ebenso erschrocken zurück und nun ging die Magd und die Gesellen und sie kamen alle zurück, wie die Frau Meisterin und der Meister. „Wer hätte das gedacht?" hub da dieser an, „da sitzt der Bursche und schläft, daß er schnarcht und hundert und mehr Kabouterchen arbeiten an der Perücke; das ist gegen Gott und Gebot." — Am andern Morgen kam der Gesell, nichts ahnend, die Treppe herab und bot die Perücke dem Meister und der schickte ihn damit zu dem Herrn. In der Zwischenzeit machte der Meister des Gesellen Rechnung und als der arme Bursche zurückkam und, erfreut über den Kronthaler Trinkgeld, dem Meister das Geld brachte und erzählte, wie der Herr so zufrieden gewesen sei, da sprach der Perückenmacher: „Gut, nun sieh einmal hier: du hast von mir noch funfzehn Franken zu bekommen, hier sind die und nun pack dich aus der Thüre, denn ich will dich nicht länger im Hause haben." — „Gut," antwortete der Gesell lächelnd, „das wird euch schon gereuen," und er nahm das Geld und ging weg.

Als der Herr nun mit der neuen Perücke in die Kirche kam, da hatte er nicht sobald Weihwasser genommen und auf die Stirne gesprengt, als die Perücke in tausend und abermals tausend Härchen von seinem Kopfe fiel und er von allen Umstehenden derb ausgelacht wurde. Wüthend darüber lief er zu dem Perückenmacher. Der entschuldigte sich nun zwar mit dem Gesellen, aber das half ihm wenig. Als man in der Stadt davon hörte, da wollte kein Mensch mehr eine Perücke von ihm und er wurde so arm, daß er betteln gehen mußte. Das war das Ende vom Spiel.

234.

Die Kaboutermännchen zu Linden.

Mündlich.

Kunst- en Letter-Blad 1843. S. 63.

Zu Linden bei Löwen liegt ein Meierhof, der auf dem Fundamente eines alten Gebäudes aufgebaut ist. Noch nicht einer von all den Pächtern, die ihn bewohnten, hat da Glück gehabt. Das Folgende erzählte u. a. ein Landmann aus der Umgegend von dem Hofe.

Wo er nun steht, da erhob sich ehedem ein schönes, großes Schloß, auf dem Kaboutermännchen hausten. Diese Kaboutermännchen sind so kleine Geschöpfchen, daß das größte kaum drei Fuß hoch ist; für ein wenig Essen verrichten sie Geschäfte aller Art. Auch waren es so gute Maurer und Zimmerleute, daß der Propst der Sankt Gertrudenabtei in Löwen einen der Thürme seiner Kirche von ihnen bauen ließ; darin waren sie also behend, daß sie in Zeit von einem Monat alle nöthigen Steine schon auf dem Bauplatze bereit hatten und am Ende des zweiten Monates der Thurm schon fertig da stand. Um dem Werke Dauer zu geben und zu verhindern, daß nicht einmal der Eine oder Andere Lust bekäme, dasselbe zu zerstören, krönten sie den Thurm mit einem so schweren Steine, daß es unmöglich war, denselben von seiner Stelle zu nehmen, ohne das ganze Gebäude über den Haufen zu werfen.

Der Propst wollte sich gerne dankbar für die schöne Arbeit beweisen und schenkte den Männchen alle Früchte, die die Abtei in dem Jahre aufgespeichert hatte, so wie auch alles gemünzte Geld, welches in seinem Besitze war. Das machte die Kobolde aber so gierig und geldlustig, daß sie ihren ganzen Schatz in einen tiefen, tiefen Keller bargen und dort Tag und Nacht nichts anders thaten,

als Geld zählen. Sie vergaßen gar endlich den Ausgang aus dem Keller und mußten, da sie denselben nicht wiederfinden konnten, alle des jämmerlichen Hungertodes sterben.

Etwa hundert Jahre nach diesem Vorfalle ließ der Herr, dem die Gegend gehörte, das Schloß schleifen und auf dem Fundamente die Meierei bauen, die man noch heutzutage sieht. Die Bewohner des Hofes hatten aber nichts als Unglück und es ging anhaltend um in dem Gebäude. Nun hörte man Geblöke wie von Schafen im Keller, während Krankheiten aller Art die Ställe leerten; dann wurden die Werkleute auf dem Söller von einem Geiste, der in Holzschuhen herumtrappelte, braun und blau geschlagen; ein ander Mal fand man die Kornsäcke, wenn man sie eben füllen wollte, so voll Löcher, daß kein Körnchen Getreide darin blieb. Oft, wenn der Bauer müde und matt von einem nahen Dorfe, wohin Geschäfte ihn gerufen, heimkehrte, sah er dicht bei dem Hofe ein Kaboutermännchen in Jägerkleidern seinen Hunden pfeifen, worauf denn alsbald eine ganze Menge Bracken, gefolgt von einer unendlichen Zahl der kleinen Männchen, erschien. Die Letzten tanzten alsdann rund um den Hof und die Hunde heulten dazu, so daß kein Mensch ein Auge schließen konnte.

Oft schon hatte der Bauer einen gewissen tiefen und gar dunkeln Keller untersuchen wollen, aber jedesmal, wenn er das unternahm, erlosch sein Licht und er saß im Dunkel. Endlich nahm er auf Anrathen eines verständigen Mannes ein Endchen von der Osterkerze und damit glückte es ihm und er konnte ungestört in dem Keller rundgehen, und was fand er? — Einen großen Tisch voll Goldmünzen und rund herum ein Haufen kleiner Menschenknöchelchen, sonder Zweifel die einzigen und letzten Reste der Kaboutermännchen.

Die Knöchelchen ließ er auf dem Kirchhofe begraben, das Gold aber hielt er stille für sich, doch brachte es ihm kein Glück; denn alles, was er seit der Zeit unternahm, fiel schlecht aus und er starb endlich in Noth und Elend. Mit dem Spuken hatte es übrigens selbst nach der Zeit noch kein Ende und bis heute noch hört man häufig den pfeifenden Jäger mit seinen Hunden, wie auch den Geist in Holzschuhen.

235.

Kobold quält den Soldaten.

Dom Calmet dissertation sur les apparitions. p. 106.

Ein französischer Kürassirhauptmann, der in Flandern im Winterquartier lag, saß eines Morgens beim Frühstück, als einer seiner Reiter zu ihm kam und ihn bei allen Heiligen beschwor, ihm ein anderes Quartier anzuweisen, indem er jede Nacht von einem Kobolde beunruhigt werde, der ihn nicht schlafen lasse. Deß lachte der Hauptmann herzlich und schickte den Reiter weg. Ein paar Tage nachher kehrte derselbe wieder und erneuerte seine Bitte; der Hauptmann wurde aber böse darob und drohte ihn mit einer Tracht Schläge, wenn er es noch einmal wage, sich zu beklagen. Das dauerte wieder einige Tage; da kam der Reiter zum dritten Male und erklärte, daß er sich gezwungen sähe zu desertiren, wenn ihm seine Bitte nicht gewährt würde. Der Hauptmann kannte den Reiter zu gut als braven Soldaten, als daß er hätte denken können, derselbe lasse sich so leicht erschrecken, darum beschloß er, mit ihm zu gehen und selbst zuzusehen, was an der Sache sei.

Abends kam der Hauptmann in die Kammer, legte

seine Pistole geladen auf den Tisch und seinen Degen neben sich ins Bett. Bis Mitternacht ging alles gut, da hörten beide etwas in die Kammer kommen; ehe sie sich aber noch umsehen konnten, lagen sie unter dem Bette und in Kissen und Matratzen wie begraben, so daß sie sich nur mit großer Mühe wieder herausarbeiten konnten. Der Hauptmann suchte lange nach seinem Degen und seiner Pistole, und als er dieselben endlich gefunden, schlich er still nach Hause und gab dem Reiter am folgenden Tage ein ander Logis.

236.

Noch etwas vom langen Wapper.

Mündlich.

D. Sleeckx Kronyken der straten van Antwerpen. III. S. 111 ff
Vgl. Niederländische Sagen S. 452 und 586 ff.

In der Nähe des Klosters der Minderbrüder in Antwerpen wohnte eine Wäscherin, ein gut alt Frauchen. Die kam eines Abends ziemlich spät nach Hause und fand unterwegs ein schönes dickes Reisigbündel liegen, war herzlich froh darob, denn sie konnte sich damit ein so lecker warm Feuer anmachen, ehe sie schlafen ging, und von dem Reste am andern Morgen noch ihren Kaffe kochen. Sie nahm es denn unter den Arm und eilte um so mehr, nach ihrem Häuschen zu kommen. Je weiter sie aber ging, um so schwerer wurde das Reisig; sie dachte, das käme wol daher, daß sie heute so viel gearbeitet, und steckte das Bündel unter den andern Arm; aber kaum hatte sie einige zwanzig Schritte mehr gemacht, als es ihr noch schwerer wog. Als sie endlich ihr Häuschen sah und schon den Schlüssel in der Tasche suchte, da wurde es ihr so schwer, daß sie es fallen lassen

mußte. Das gab einen Schlag, wie wenn ein Stück Eisen gefallen wär', doch als sie auf den Boden schaute, war das Bündel verschwunden und sie hörte hinter sich den langen Wapper hoch in der Luft lachen; erschrocken sah sie um — da schritt er mit seinen langen Beinen über die Häuser hinweg.

Eine Webersfrau hatte von einer ihrer Nachbarinnen eine schöne getigerte Katze geschenkt bekommen und ließ die in ihrer Kammer rundlaufen, nicht aber im Hause, denn sie fürchtete, dann möge die Katze das Freie riechen und wegspringen. Des andern Morgens saß die Frau neben dem Ofen und hatte ihr Kind auf dem Schooße, gab dem Würmchen eben ein Täßchen Brei, da siehe, kommt die Katze herangeschlichen, setzt sich ihr zu Füßen und sagt mit ganz deutlicher Stimme: „Frau, gebt mir auch einen Schluck!" In Todesangst ließ die arme Frau Tasse und Kind fallen; die Katze begann ein abscheuliches Miauzen und verschwand dann mit dem bekannten Hahaha!

Minder nicht erschreckte der Wapper den Wirth aus den drei Schinken. Der lag eines Abends in der Dämmerung im Speicherfenster und rauchte gemächlich sein Pfeifchen. Da kam ein Matrose in der Straße daher, stopfte sich seine kurze irdene Pfeife, einen Bartbrenner, wie man die in Antwerpen, oder Nasenwärmer, wie man sie zu Köln heißt, und winkte dabei dem Wirthe mit der Hand. „Was steht zu Diensten?" frug der Wirth und der Matrose antwortete: „Herr, lasset mich einmal anzünden." Darob lachte der Wirth: „Ihr seid ein wunderlicher Kerl; meint ihr denn, ich sollte darum all die Treppen herunterkommen?" — „Das ist nicht nöthig," sprach der Matrose, „ich will schon hinauf zu euch kommen," und in weniger denn einer Sekunde war er so lang, daß er sich noch bücken mußte, um mit

dem Kopfe an's Söllerfenster zu kommen; da zündete er seinen Bartbrenner an und verschwand unter seinem Hahaha! während der Wirth vor Schrecken halb ohnmächtig kein Glied rühren konnte.

Auf Trunkenbolde hatte er's häufig gemünzt. Wenn die aus der Schenke kamen, dann ging er, gleichen Schritt mit ihnen haltend, hinter ihnen her. Blieben sie stehen, dann blieb er auch stehen; liefen sie, dann lief er auch. Darüber wurden sie natürlich unruhig und eilten, nach Hause zu kommen. Oeffneten sie dort alsdann ein Fenster, um zu sehen, wer sie verfolgt hatte, dann lag der lange Wagger gemächlich mit beiden Armen draußen auf dem Fenstersteine und lachte ihnen entgegen.

Ein junger Maurergeselle hatte die Gewohnheit, sich alle Samstage, wenn er seinen Wochenlohn empfing, zu betrinken, so daß er nicht selten unfähig war, einen Schritt mehr zu thun. Eines Sonnabends nun war er vor der Thüre der Schenke niedergefallen und eingeschlafen; da fand ihn der lange Wapper, nahm ihn auf und trug ihn mit sich, weit weg von der Stadt, jenseits des Weilers Luithagen an eine Stelle, die der alte Gott heißt. Was der Mensch am andern Morgen für Augen gemacht haben muß, kann man sich wol denken.

Einen Juden hatte er einmal abscheulich zum Besten. Er kam nämlich in der Gestalt eines Fischweibes und bot dem Mauschel ein schön Stück Kabeljau feil. Abends meinte der Mann, sich einmal etwas zu gute zu thun, kochte sich einen Topf Kartoffeln und hieb wacker in den Fisch. Doch hatte er noch keine drei Stücke im Munde, als er mit Schrecken gewahrte, daß der Kabeljau sich langsam in ein Stück gebraten Speck verwandelte.

237.

Der sprechende Bock.

Mündlich.

Kunst- en Letter-Blad. 1843. Nr. 10.

Ein Bauer kam in einer hellen Nacht durch den Beveren-Polder und wollte nach Hause zu. Ermüdet setzte er sich unterwegs nieder, um ein wenig auszuruhen; es war an den Ruinen des alten Schlosses von Beveren (Waesland.) Da hörte er plötzlich ein jämmerliches Blöken nahe bei sich; er stand auf, ging darauf zu und fand ein blutjunges Böckchen, welches noch keine Stunde alt sein konnte. „Arm Thierchen," sprach er bei sich, „wie liegst du hier so verlassen!" und er nahm das Böckchen auf den Rücken und schritt munter weiter.

Je mehr er aber seiner Wohnung nahte, um so schwerer und größer wurde das Böckchen; es dauerte nicht lange und es hatte bereits die Größe eines Kalbes. Der Bauer schwitzte, daß er keinen Faden am Leibe mehr trocken hatte, doch ging er muthig fort; aber nun schien das Thier mit jedem Schritte mehr zu wachsen, denn die Vorderpfoten ragten immer weiter über des Bauern Haupt, während die Hinterpfoten immer mehr auf dem Boden schleiften. Eine Viertelstunde lang hatte der arme Mann schon an dem Thiere geschleppt; da scholl mit einem Male hinter ihm eine Stimme, wie von ganz ferne, die rief: „Wo gehst du denn hin?" Der Bauer zitterte wie ein Espenblatt, wagte aber keine Antwort zu geben. Da fragte die Stimme zum andern Male: „Wo gehst du denn hin?" und der Bock antwortete, wie mit hohlem Gebrüll: „Ich gehe nicht, er trägt mich." —

In Todesangst warf der Bauer den Bock hin und

lief, wie der Wind, nach Hause. Der Bock war der Kludde gewesen.

238.

Die rothen Zwerge zu Gysephem.

Mündlich.

Zu Gysephem in der Ecke ist es nicht pleusch (richtig) und man hat häufig daselbst von Spukereien gehört. So hatte ein Mädchen von dem dortigen Pachthofe Lamstaps Abends noch spät für sich genäht und war, nachdem sie die Hausthür gut versorgt, in Ruhe schlafen gegangen. Auf ein Mal hörte der Bauer einen Spektakel im Hause und sah von seiner Schlafkammer her, daß die Fenster des Erdgeschosses alle ganz hell erleuchtet waren. Er rief der Magd zu, sie hätte die Thüre sicherlich nicht gut geschlossen und nun könne sie auch nachsehen, was unten wäre, denn es ginge nicht mit richtigen Dingen da zu. Das Mädchen stand auf und ging die Treppe hinab, und da fand sie wohl, was es war. Es saßen nämlich wol tausend rothe Zwerglein um die Tische, die da standen, und erlustigten sich weidlich mit Essen und Trinken. Darüber kriegte die Magd eine solche Angst, daß sie ohnmächtig zu Boden sank. Als sie nun nicht wiederkehrte, da ging der Bauer selbst hinunter und er fand dasselbe.

Einige Zeit nachher sollte die Frau ins Kindbett kommen, aber sie lag wol zwei ganze Tage in den Wehen und konnte des Kindleins nicht genesen. Als die Hebamme einmal zu dem Herde ging, um ein bischen warm Wasser zu holen, schlug plötzlich der Tisch, der neben dem Herde an der Wand herauf aufgeschlagen war, nieder und ihr auf den Kopf. Wie sie sich nun

bückte, um unter dem Tische wegzukommen, sah sie, daß einer von den rothen Zwergen in einer Ecke des Kamines saß; da dachte sie gleich, der Zwerg müsse wol schuld sein, daß die Frau nicht entbunden werden könne. Sie ließ darum den Pater Jeppen, einen berühmten Banner, kommen, und der beschwur den Zwerg, daß er weichen mußte. Zur selben Stunde genas die Frau eines schönen Knäbleins, aber das war kaum auf der Welt, als in dem ganzen Hofe ein so großer Spektakel gehört wurde, daß man meinte, alles stürze übern Haufen.

239.

Rothmützchen.

Mündlich.

In Ostflandern halten die Knechte es sehr mit den Rothmützchen und diese helfen ihnen zu manch bösen Streichen. Wenn die Knechte nämlich ein Lieb haben, welches ihnen nicht ganz hold ist, dann lassen sie sich das Mädchen Nachts von den Rothmützchen aus dem Bette holen und in ihre Kammer oder in den Pferdestall bringen, in dem sie schlafen. Wenn das Mädchen nun erwacht, dann ist es so beschämt, daß es froh ist, zu schweigen und den Knecht, der es ihm angethan, auf seiner Seite zu halten, damit er nur nicht von der Sache spreche. Dadurch ist schon manch Mädchen zu einer Heirath gezwungen worden.

240.

Rübezahls Pferde.

Erasmi Francisci Schaubühne Theil I. S. 208.

Ein vornehmer Kriegs-Obrister hat mir erzählt, Rübezahl sei einmal einem schwedischen Oberst-Lieute-

nant in Gestalt einer vornehmen Person erschienen und habe sechs schöne weiße Pferde mit sich geführt. Dem Schweden behagte die Beute über die Maßen, doch durfte er keine Gewalt gebrauchen, weil grade ein Waffenstillstand geschlossen war. Er umzingelte also mit seinen Soldaten den erwähnten Herrn, hielt ihn an und frug ihn, ob es ihm nicht beliebe, die weißen Pferde gegen einige der Soldatenpferde zu vertauschen? „Ihr seid nicht weit mehr von der Stadt ab," sprach er zu Rübezahl, „und ich muß noch einige Meilen Wegs machen und meine Pferde sind müde." Rübezahl lächelte und sprach, er wäre des Tausches zufrieden. Der Offizier suchte die schlechtesten seiner Pferde aus, nahm dagegen die sechs schönen weißen und ritt hocherfreut weg, denn er meinte, einen sehr guten Tausch gemacht zu haben. Als aber der Wagenknecht Morgens aufstand, die schönen Rosse zu füttern, fand er statt ihrer eben so viel Büschel Stroh an die Krippe gebunden.

241.

Wie die Steinkohlen entdeckt worden.

Mündlich.

Chapeauville II, p. 191.
Fisen part. I. p. 272.
Brusthem, Saumery, Foullon, Bouille, Cronicon tungrense, Cronic. carmelit. leodiens etc.

Unter der Regierung des lüttticher Bischofes Albert von Cuyck lebte ein Schmied, der hieß Hulloz von Plenneval. Der stand eines Tages in seiner Schmiede und ließ den Hammer lustig auf dem Ambos erklingen, als ein eisgrau Männchen in einem weißen Kleid an der Schmiedethür vorbeikam und den Meister grüßte: „Guten Tag, Meister, nicht zu fleißig und gute Winst!"

Der Schmied hob den Kopf, dankte dem Männchen freundlich und sprach: „Wie wollet ihr, daß ich einigen Winst habe? Alles, was ich an meiner Arbeit verdiene, fliegt fort, um Buschkohlen zu kaufen.“ Das Männchen lächelte und sprach: „Das glaub' ich wol, Meister, aber es gibt noch Andres, um Feuer zu machen, als eure Buschkohlen. Geht einmal da drüben auf den Berg, wo die Mönche wohnen, da werdet ihr eine schwarze Erde finden, die viel besser heizt als eure Buschkohlen.“ Kaum hatte das Männchen so gesprochen, als es verschwand. Der Schmied zögerte nicht der Weisung zu folgen und er befand sich gar wohl dabei, sagte auch jedem davon, den er kannte, so daß sich die Mähr bald in der Stadt und in dem Lande verbreitete und man von allen Seiten kam, die köstlichen Kohlen zu holen.

242.

Der Nicker zu Lichtervelde.

Mündlich.

Kunst- en Letter-Blad. 1843. Nr. 4.

Das alte und berühmte Schloß Lichtervelde war lange bekannt und gefürchtet durch einen Nicker, der sich da aufhielt. Zumeist zeigte er sich auf dem Niederhofe, wo er Nachts in Gestalt eines Pferdes umwandelte und die, welche kühn genug waren, den Schloßgräben zu nahen, angriff und unter schrecklichem Gelärm ins Wasser warf, ohne daß sie jedoch andern Schaden davontrugen als einige Beulen und pudelnasse Kleider. Mehre Male kam er auch Nachts in die Scheune, drosch und wannte dort mit vielem Geräusch und jagte die Leute so sehr in Angst, daß keiner es wagte, das Bett zu verlassen. Nie fand man aber Morgens nach diesem Lärm

auch nur ein Strohhälmchen verlegt; im Gegentheil, alles war genau in demselben Zustande, in welchem man es Abends verlassen hatte.

Einmal hatte der Nicker wieder die Pferdegestalt angenommen und stand Morgens auf der Weide des Niederhofes. Der kühnste unter den Knechten ging auf das schöne Thier zu, spannte es an die Egge und arbeitete den ganzen Tag aufs allerfleißigste damit; wurde es einmal unwillig, dann schlug der Knecht es auf eine gottserbärmliche Weise. Alles ging gut; aber als der Knecht es Abends ausspannte, da schoß es in Feuer und Flamme auf und erhob sich unter greulichem Gewieher in die Luft. Gegen Mitternacht pochte es an Thüren und Fenster des Hofes; Alle lagen in Angstschweiß gebadet; endlich hörten sie eine Stimme draußen, die rief: „Bauer! Bauer! Bauer! Ich hab' deine Egge ins Wasser geworfen.“ Dann flog es mit großem Geräusch vom Hofe weg. Morgens fand man die Egge, woran der Nicker gezogen, im Wasser liegen.

Darnach hat sich der Nicker noch zu verschiedenen Malen als Geißbock gezeigt und trug alsdann eine brennende Kerze zwischen den Hörnern; als die Gräben aber langsam verfielen und ausgefüllt wurden, verschwand er und soll sich seitdem, wie man versichert, in der nahen Neuzebeek aufhalten.

243.

Neckgeist zu Gent.

Mündlich.

Eine Frau mußte Abends spät noch zum Doctor gehen und den zu einem Kranken rufen; auf dem Wege kam sie über die alte Ajuinlei und da fand sie etwas

auf der Straße liegen, wovon sie meinte, daß es ein Trunkner sei, denn es runkte und schnarchte, wie Jemand, der in einem tiefen Schlafe liegt. Sie nahte und wollte den Trunkenbold wecken, aber da sprang der auf und rammelte gräßlich mit Ketten. Die Frau lief der Predigerherrenbrücke zu, der Spuk folgte und zwar bis auf die Mitte der Brücke, da sprang er unter lautem Gelächter ins Wasser und verschwand.

244.

Der Seemann.

Mündlich.

In der Nähe eines Polderdorfes findet sich ein alter Arm der See, der aber nun von dem Meere abgeschnitten und am Eingange versandet ist. Rund um das Wasser sieht man schöne Weiden. Auf einer derselben weideten einst zwei Mädchen die Kühe; es war im Sommer und sie hatten Essen und Trinken mit sich genommen und auch ein Körbchen voll Kartoffeln. Diese wollten sie sich gern braten und machten darum ein groß Feuer an. Indem sie nun so neben dem Feuer saßen, kam plötzlich ein alter Mann über das Wasser gegangen, der eine gar altfränkische Kleidung trug; in der Hand hielt er eine Landmesserstange und einen steif gefüllten Geldbeutel. Die Mädchen hatten große Angst, als sie ihn sahen; um ihn sich geneigt zu machen, riefen sie ihm zu: „Baschen, wollt ihr nicht eine Kartoffel mitessen?“ Baschen aber gab keine Antwort, sondern streckte ihnen nur seine Börse entgegen. Da konnten es die Mädchen vor Schreck nicht mehr aushalten und sie liefen fort und nach Hause. Da erzählten sie alles, was ihnen mit dem Seemann begegnet war, und Alle, die zugegen wa-

23

ren, liefen auf der Stelle hin zu dem Seearme, ob sie den Seemann noch finden würden, denn die steife Börse lag ihnen im Kopfe. Der Seemann war aber weg und die grüne Börse mit und er hat sich nie wieder sehen lassen.

245.

Der neckende Nix zu Lokeren.

Mündlich.

Auf der Kaei am Daknamveer zu Lokeren setzt an Winterabenden kein Schiffer nach neun Uhr mehr über, denn da ist der Fährmann einmal schön angekommen. Er hörte nämlich eines Abends spät auf der andern Seite rufen: „Hol über! Ueber!“ stand alsbald aus seinem Bette auf — denn er war schon längst schlafen gegangen — löste das Boot und setzte über; aber er war eben noch zwei Schritte vom Ufer, als er etwas ins Wasser plumpsen hörte, grade als wenn Jemand hineingesprungen wäre; am Ufer selbst sah er Niemand. Er kehrte verwundert und kopfschüttelnd wieder zurück und legte sich wieder zu Bette; doch kaum lag er da, als es zum andern Male rief: „Hol über! Ueber!“ Da stand er unwillig auf, ging ans Wasser und rief: „Wo müsset ihr denn hin so spät?“ — „Nach Daknam,“ antwortete es und er stieg in sein Boot und setzte noch einmal über. Da fand er denn auch wirklich einen Mann am Ufer und der stieg ins Boot. Als dies aber in der Mitte der Dürme war, da sprang der Mann unter schallendem Gelächter ins Wasser und verwandelte sich allda in einen schwarzen Hund und der sprach immer noch lachend zu dem erstaunten Fährmann: „Gelt, Schif-

ser, da hab ich euch einmal zum Besten gehalten?“ Der Fährmann konnte vor Schrecken kein Wort über die Lippen bringen und seitdem hat weder er noch sein Nachfolger im Winter nach neun Uhr mehr übersetzen wollen.

246.
Seebischof.

Ad. Kelleri Chronica p. 417.
Brauwer. Chronicon p. 510.
Qualmii mirabilia mundi p. 139.
S. de Vries Wonderen S. 554.
Alb. Rasch; Joh. Lorius, Spondan, Weber u. a.

Im Jahre 1433 wurde in der baltischen See ein Wassermann gefangen, der in allem einem Bischofe glich. Er trug eine Bischofsmütze auf dem Haupte und einen Bischofsstab in der Hand, hatte auch ein Kleid wie ein Meßgewand an. Der König von Polen behielt ihn etliche Tage bei sich, als er aber sah, daß der Wassermann wegen großer Betrübniß nicht lange leben würde, ließ er ihn wieder in die See setzen. Den Bischöfen bewies er sonderlich viel Ehre, ließ sich auch von ihnen anrühren, sprach aber nicht. Als der König von Polen ihn in einen Thurm schließen und dort bewahren lassen wollte, setzte er sich dagegen und bat die Bischöfe durch Mienen und Zeichen, daß man ihn wieder in sein Element gehen lasse. Er wurde alsdann von zwei Bischöfen bis an die See geführt: als er das Wasser sah, bezeigte er große Freude und sprang schnell hinein; drauf machte er ein Kreuz, beugte sein Haupt, wie wenn er sich hätte bedanken wollen, und tauchte unter, kam auch nie wieder zum Vorschein.

247.

Das Knäbchen im Schnee.

Thom. Cantiprat. bonum universale de apibus. II, 1. ed. Colven. p. 122.

Ein Cisterzienfermönch ritt eines Winters, als tiefer Schnee überall lag, in Brabant mit einem Klosterdiener über Feld; den Diener schickte er nach einiger Zeit in ein nahes Dorf, trabte so allein daher. Da sah er plötzlich einen ungefähr dreijährigen Knaben von unendlicher Schönheit vor sich im Schnee liegen, und der jammerte und weinte sehr. Mitleidig steigt der gute Mönch vom Pferde, nimmt das Knäbchen in seine Arme und fragt es unter heißen Thränen, was ihm denn sei? Das Kind aber schwieg und that nichts als weinen. Da frug der Mönch schluchzend: „Hast du denn deine Mutter verloren? Wo ist diese?" Auf die Frage brach das Knäbchen in noch stärkeres Weinen aus und rief: „Ach, wehe mir! Warum sollte ich nicht weinen und jammern! Du siehst doch wol, wie verlassen und allein ich hier in Kälte und Schnee sitze, da Keiner ist, der sich meiner annähme und mir ein Obdach gäbe." — Da drückte der Mönch den Knaben inniger an sich und sprach: „Weine nicht mehr, mein Kind und sei still, ich werde dir ein Obdach und Speise besorgen;" und mit den Worten wollte er, das Knäbchen im Arme, auf sein Pferd steigen, aber leichten Fußes entsprang das Kind seinem Arme und war verschwunden.

248.

Der Geist zu Schweikershausen.

M. Buchenröder, Warnungswahrer Mund. Coburg 1681. S. 138.
Hauber, bibliotheca magica III. p. 728.

Anno 1666 in der Woche vor Ostern hat ein wunderseltsames Spiel zu Schweikershausen, einem Dorfe, welches ins fürstliche Amt Heldburg gehörte, angefangen. Es ließ sich nämlich in Heinrich Kegels Haus, unter einem Bette, ein Geist sehen, gleich einem Kinde, mit einer güldnen Krone auf dem Haupte, der klopfte und anderes Geräusch machte. Er zeigte sich den bald zulaufenden Einwohnern als ein Engel, gab sich nachmals als die Seele einer verstorbenen Weibsperson aus. Seine Hand war ganz kalt, und wer von den Zukommenden ihm die Seine gereichet, dem hat er einen Schatz von 90,000 Dukaten versprochen. Bald darauf hat es in dem Hause angefangen erschrecklich zu poltern, so daß die Bauern furchtsam nach Heldburg liefen und sprachen, sie müßten das Dorf verlassen, wenn nicht Rath und Hülfe wider den Geist geschafft würde. Darauf begab sich M. Buchenröder mit Johann Hasen, Pfarrer zu Hellingen, dahin und bewiesen den Einwohnern in einer Predigt, dieser Geldgeist wäre kein guter, sondern ein böser Engel und dem hätten sie sich durch das Handreichen zu eigen gegeben und so ferner. Unterdessen dauerte das Klopfen in Kegels Hause unter dem Bette noch stets fort; einmal rief der Geist: „Gebet mir ein Kind, so will ich weichen;" drohte dabei einem sicheren Geistlichen den Hals zu brechen, warf nach dem Licht in der Stuben und sprach selbst einmal spottweise: „Ich glaube an Jesum Christum." Da haben die Herren Geistlichen mit Beten und Singen begonnen und angehalten bis in der Montagsnacht nach dem Feste Trini-

tatis; da ist Kegels Haus von dem Geiste befreit worden.

249.

Von einem verborgenen Schatze zu Ypern.

Beschryving der stad Ypern. MS.

Im Jahre 1488 kam ein Maurer, Namens Leo van Thielt, gebürtig von Audenaerde, nach Ypern, um dort Arbeit zu suchen; da er aber keinen Meister daselbst finden konnte, so war er gezwungen, sein Stückchen Brot von Thür zu Thür sich erbetteln zu müssen. So kam er denn unter andern auch an ein Haus, in dem eine geizige alte Jungfer ohne Magd wohnte, und bat diese Jungfer um ein Almosen. Sie frug ihn, wer und woher er wäre und welch ein Handwerk er triebe? und er sagte ihr, er wäre ein Maurer von Audenaerde und müsse betteln, weil er kein Brot habe. Als die Jungfer hörte, daß er ein Maurer wäre, ließ sie ihn erfreut hereinkommen und sprach: „Wollet ihr etwas für mich mauern und in eurem Leben keinem Menschen etwas davon sagen, dann will ich euch gut bezahlen.“ Deß war der Maurer gar zufrieden und sagte, er wäre bereit, alles zu thun, was sie nur wolle. Da befahl sie ihm in die Mauer des Herdes ein Loch zu brechen, so groß, daß man ein Kistchen Geld darein setzen könnte. Das that er, half ihr auch die Kiste mit Geld hineinsetzen und mauerte dann das Loch wieder so fein zu, daß kein Mensch etwas daran sehen konnte. Die Jungfer bedankte sich sehr, gab ihm ein Dreiguldenstück und sprach: „Wenn ihr fürder noch nach Ypern kommet, sprechet stets bei mir zu und ihr sollt jedesmal etwas haben.“ Leo van Thielt dankte ihr und ging seines Weges.

Im folgenden Jahre, gegen die Mitte Decembers, hatte Leo abermals keine Arbeit und kam wieder nach Ypern, um sich bei der Jungfer ein Almosen zu holen. Wie lange er aber auch vor dem Hause stand und wie kräftig er auch anklopfte, man öffnete ihm nicht. Da frug er einen der Nachbarn, ob die Jungfer ausgezogen wäre? doch man antwortete ihm, sie sei schon seit acht Monaten todt, das Haus wäre nachdem schon mehre Male wieder vermiethet gewesen, aber alle Miethsleute hätten es wieder verlassen müssen, indem es so arg darin spuke und jede Nacht Geister darin umgingen. Der Maurer gedachte alsbald der Geldkiste und sprach in sich selbst: „Siehe da, das ist die Jungfer, die wiederkehrt, weil sie das Geld verborgen hat." Er frug, wer der Eigenthümer des Hauses wäre? und man wies ihn zu demselben. „Wolltet ihr mir das Haus da wol vermiethen?" frug er, und der Eigenthümer war herzlich froh und sprach sogleich: „Gewiß gern, nur müsset ihr wissen, daß es allda spukt. Ich will euch acht Tage lang selbst umsonst da wohnen lassen, auch euch Tische, Stühle, Bette und alles, dessen ihr bedürfet, hineinschaffen, und wollt ihr es nach den acht Tagen, dann sollt ihr es noch sehr billig dazu haben." Leo sprach: „Ich verlange nichts mehr" und am selben Tage noch wurde alles nöthige Hausgeräthe in das Haus gebracht und Leo zog ein. Als der Abend nahte, wurde er aber doch unruhig und je später es wurde, um so weniger konnte er schlafen, denn er dachte immer an die Kunst des Geistes. So dauerte es bis halb eins und er hatte noch nichts weder gehört noch gesehen; dann aber hörte er plötzlich in der Oberkammer einen gewaltigen Schlag, so daß das ganze Haus zitterte und bebte, wie von einem Erdbeben. Dann sah er, wie es durch das Schlüsselloch hell und heller auf der Treppe wurde, und gleich darauf

trappelten mehre Personen dieselbe herunter und im selben Augenblicke öffnete sich seine Thür. Er that, als wenn er schliefe, hielt aber ein Auge immer halb offen und sah, wie vier Gerippe in die Kammer kamen, die auf ihren Schultern eine Todtenbahre trugen und in ihren Händen Fackeln hielten; auf der Bahre aber lag ein Frauenbild. Also nahten sie seinem Bette, vor welchem sie einige Zeit stehen blieben; wie es Leo dabei zu Muthe war und wie kalter Angstschweiß ihm stromweise dabei von der Stirne rann, das kann man sich denken. Darnach gingen sie weiter bis in die Mitte des Zimmers und warfen da die Todtenbahre mit solcher Gewalt nieder, daß der Boden zitterte. Zugleich sprang das Frauenbild, in welchem Leo die alte Jungfer erkannte, von der Bahre, die vier Gerippe stellten einen Tisch in die Mitte der Kammer mit einem Stuhle daneben, auf dem die Jungfer sich niederließ, und gingen dann auf den Herd zu, wo sie die Mauer einschlugen, die Geldkiste nahmen und sie mit einem greulichen Schlage auf den Tisch schmissen. Nun nahm die Jungfer einen Schlüssel, öffnete die Kiste und nahm einige Säcke heraus, welche die Gerippe aufmachten und das darin befindliche Geld laut zählten, aber in einer Sprache, welche Leo vorher nie gehört hatte, denn es war kein Flämisch, kein Französisch, kein Spanisch, kein Latein, kurzum, es war nicht verständlich, was sie sagten. Nachdem sie nun das Geld all gezählt hatten, warfen sie es schnell wieder in die Säcke, die Säcke in die Kiste und die Kiste in die Mauer, welche sie wieder so schön zumauerten, daß man nichts daran sehen konnte. Dann setzten sie auch den Tisch wieder weg, die Jungfer stand von dem Stuhle auf, legte sich auf die Todtenbahre und wurde also wieder aus der Kammer getragen, wonach Leo wieder denselben schrecklichen Schlag hörte, wie um halb

Eins. Natürlich konnte er nicht schlafen, blieb also wachend liegen bis zum folgenden Morgen. Da war gleich seine erste Arbeit, die Mauer am Herde aufzubrechen und die Geldkiste herauszuschleifen. Er öffnete sie und zählte nun auch einmal in seiner Sprache, wieviel darin war, und er fand nicht weniger als neuntausend Pfund Groote. Hocherfreut eilte er zum Eigenthümer des Hauses. „Nun, wie hat es euch die Nacht gegangen?" frug der ihn alsbald, und er antwortete: „Nicht zum Allerbesten; ich habe viel Angst ausgestanden, hoffe aber, das wird sich mit der Zeit legen, denn man gewöhnt sich leicht an Alles und auch wol an Spukerei. Darum, wenn ihr mir das Haus überlassen wollet, natürlich zu billigem Preise, dann nehme ich es, und ich kann es euch selbst gleich bezahlen, denn ich habe einen Freund, der mir das Geld dazu vorschießen wird." Der Eigenthümer war seelenvergnügt, einen Käufer für das verrufene Haus zu haben, und Leo war zufrieden, so bald über den Kauf einig geworden zu sein und nur zweihundert Pfund Groote für das schöne Haus bezahlen zu müssen. Am selben Tage noch entrichtete er die Summe und war also ein reicher Mann; von den Geistern hat er seitdem nie mehr etwas gesehen.

250.

Der Schatz zu Hummelshausen.

Mündlich.

Im Schloß zu Hummelshausen liegt ein ungeheurer Schatz begraben; der ist in einer großen Kiste verwahrt und auf der Kiste liegt ein schwarzer Hund. Jedes Jahr sinkt die Kiste eine Klafter tiefer in die Erde.

Bis sie gefunden ist, wird weder Glück noch Segen auf dem Schlosse sein; die Leute, welche daselbst wohnen, sterben und verderben.

251.

Schatz im Keller.

Thimoth. a Bingen, Geizteufel S. 81.
Happelii relationes curiosae III. p. 530.
J. C. Schiebel, historisches Lusthaus III. Nr. 19.
S. de Vries de Satan II. S. 543.

Im Jahre 1648 diente ein gewisses Mädchen, Namens Elisabeth, in einem fürstlichen Hause einer berühmten Stadt Deutschlands; da begegnete ihr der folgende Fall.

Seit langer Zeit kam ein Gespenst zu ihr in Gestalt einer in weißen Taft gekleideten Frau mit langen Haaren; griff sie nach demselben, dann schlug es sie häufig so arg auf die Hand, daß sie große Schmerzen daran fühlte; wenn dagegen das Gespenst sie anrührte, dann fühlte sie, daß dessen Hände eiskalt waren. Unaufhörlich quälte es sie mit ihm zu gehen in den Keller, wo es ihr einen großen Schatz zeigen und geben wolle, der eines unermeßlichen Werthes sei. Das kam Elisabethen um so wahrscheinlicher vor, als sie häufig beim Auskehren des Kellers kleine Geldstücke fand; wenn sie dieselben aber nahm und weglegte, dann waren sie des andern Tages wieder verschwunden. Nachdem sie nun vier ganze Jahre also gequält worden, ließ sie sich endlich bereden, an einem schönen sonnenhellen Tage, während das Volk in der Predigt war, mit dem Gespenst in den Keller zu gehen. Schnell hatten sie da ein Loch gegraben; da aber glaubte sie plötzlich die Leute aus der

Kirche kommen zu hören, auch eine Stimme, ganz gleich der ihrer Frau, welche rief: „Liese! Liese! der Braten brennt!“ Als sie nun eilig nach oben lief, lachte das Gespenst so laut auf, daß es das ganze Haus durchschallte; der Braten in der Küche war aber noch im besten Zustande. Darüber wurde das Mädchen böse und rief dem Weibe zu: „Du Schweinsdreck! Thu mir dies und das u. s. w. Lach dich selber aus!“ Nicht lange nachher ließ sie sich dennoch überreden, noch einmal mit in den Keller zu gehen, und das war in der Walpurgisnacht; zur Vorsorge hatte sie aber einer andern Magd gesagt, sie solle sich auf die Kellertreppe setzen und fleißig acht haben, was vorginge mit ihr. Kaum hatten sie nun begonnen zu graben, als die Erde von selbst, wie ein Quell aufwellte und gleich darauf ein Kistchen erschien; das nahm Elisabeth und setzte es auf ihre Knie. Darnach sah sie auch eine große kupferne Kanne, welche sie gleichfalls zu sich nahm. Indem aber dünkte es der andern Magd, daß eine Menge Teufel um Liese ständen, wovon der eine einen Galgen baute, der andere ihr einen Strick um den Hals warf u. s. w., wovon Liese aber nichts fühlte, weil es alles nur eitel Trug und Schein war. Besorgt für ihre Gesellin, rief die Andere: „Liese! Liese! Ach Liese! Sie bringen dich ums Leben!“ Im selben Augenblicke flogen Kistchen und Kanne von Elisabeths Knien weg und mit einem derartigen Krach und Knall in die Mauer, daß man meinte, Himmel und Erde sollten vergehen. Liese sank halb ohnmächtig bis an die Schultern in die Erde, so daß man sie herausgraben mußte. Von dem Schrecken, den sie darüber ausgestanden, lag sie ganze siebenundzwanzig Wochen lang krank zu Bette. Seitdem wurde sie stets im siebenten Jahre stark von dem Gespenst angefochten, welches immer klagte und sprach, daß es der, welche die

Sache also verdorben, nie wohl ergehen solle; nun sei der Schatz einem andern beschert, nämlich der Jüngsten des Hauses, welches ein Mädchen von neun Wochen war.

252.

Schatz zu Orbe.

Dom Calmet dissertation sur les apparitions. p. 139.

Zwei Männer aus Orbe im Elsaß sahen in einem Garten ein Kästchen aus der Erde steigen, in dem sie zuversichtlich glaubten, einen großen Schatz zu finden. Sie gingen darauf zu, um es zu nehmen, aber da verschwand das Kästchen wieder und sank unter die Erde zurück. Das erzählten zwei Mönche einer nahegelegenen Abtei, die es von den Männern selbst gehört hatten, dem Dom Calmet und fragten ihn um seinen Rath, aber er wußte ihnen wenig darauf zu antworten.

253.

Magister Videns.

Florimond de Raemond, l'antichrist. Cambrai 1613. p. 213.

Zu Zeiten Karls V. lebte ein berühmter Zauberer, den man wegen seiner großen Kunst Magister Videns hieß. Der unterwand sich, mit Hülfe seiner Wissenschaft alle Schätze heben zu wollen, welche auf den Küsten von Seeland, Holland und im Kanale, welcher England vom Festlande trennt, begraben lägen. Nachdem er den Plan dreien seiner Freunde mitgetheilt, gingen sie zusammen auf eine der Inseln von Seeland und begannen daselbst ihre Beschwörungen. Einige Tage schon hatten

sie damit fortgefahren — sie gebrauchten nämlich im Ganzen zwölf Tage dazu — da trat ein bockfüßiger Teufel zu ihnen und sprach: „Wenn ihr nun von euern Beschwörungen ablassen wollet, dann gebe ich euch diese Tonne Gold hier," und damit wies er auf ein Faß mit Gold, welches er mitgebracht hatte. Magister Videns wollte aber nichts davon wissen, sondern sprach, er müsse alles Gold und all die da versenkten Schätze haben. Da verschwand der Teufel und nicht lange nachher gingen die vier Beschwörer nach Hause, denn sie brachten nur gewisse Stunden auf der Insel zu. Als sie aber des andern Tages dahin rückkehren wollten, da siehe, erhob sich ein ungeheurer Sturm, mit Donner und Wetter und Wirbelwinden, und der wüthete dermaßen um die Insel, als hätte er Himmel und Erde untereinander mengen wollen. Die umwohnenden Leute dachten gleich, da müsse Zauberei im Spiele sein und gaben fleißig acht, sahen auch, wie die vier Männer ab- und zugingen; als diese Letztern aber merkten, daß man sie im Auge hatte, befiel sie die Furcht, ergriffen zu werden, und sie flüchteten Alle. Einer ging nach Paris in ein Kloster und erzählte da häufig die ganze Geschichte, zeigte auch die Zauberbücher, welche sie zu den Beschwörungen gebraucht hatten.

254.

Die Nonne zu Gehofen.

Happelii relationes curiosae I. p. 533.
S. de Vries, de Satan, II, S. 289.

Eine Frau von Eberstein wollte in ihrem Schlosse Gehofen, welches im Amte Altstätt liegt, aus einer kleinen Küche und Kammer eine schöne große Küche machen

lassen. Während nun die alten Mauern abgerissen wurden, ließ sich eine schöne Nonne vor ihr sehen mit einem rothen Kreuze auf der Stirne, und die dankte der Edelfrau dafür, daß sie die Küche vergrößern lasse, fügte auch hinzu: „Viel reiche Leute haben vor euch in diesem Schlosse gewohnt, doch keiner hat so weit gedacht; dafür sollet ihr auch einen Schatz bekommen, der unaussprechlich groß ist." Die Edelfrau entsetzte sich darüber und sprach: „Behaltet euern Schatz für euch; ich trage kein Begehren zu demselben." Da kniff die Nonne sie bunt und blau, daß sie den Schatz nehme, ging ihr vier ganze Wochen lang nach, fuhr mit ihr in die Kirche und wieder heraus, sprach ihr selbst dann ins Ohr, wenn sie neben Jemand saß. Niemand aber sah die Nonne, ausgenommen die Edelfrau, eine Dienstmagd und ein Knecht. Immer lag der Spuk ihr an, was sie mit dem Schatze thun solle, nämlich zwei Rosenkränze darauf legen und diese dann in ein katholisches Kloster senden; die Kirche zu Gehofen, worin sie, die Nonne nämlich, begraben läge, müsse neu davon aufgebaut werden, sie nannte der Edelfrau auch die Stelle, wo das Grab sich befände, sprach, darauf müsse ein großer Grabstein gelegt werden und drüber ihr Bildniß aufgehangen, auch diese Verslein (welche sie aussprach) auf dem Steine ausgehauen werden. — Die Frau von Eberstein schickte einen Boten nach der Kirche, um alles zu untersuchen, und alles fand sich ganz so, wie es die Nonne gesagt. Lange Zeit quälte sie die Edelfrau noch, damit sie zu dem Schatze ginge, sprach, sie könne ihren Prediger mitnehmen, müsse aber am Tage gehen und zwei Schürzen vorthun. Sobald sie zur Stelle gekommen, solle sie eine Schürze abnehmen und sie auf den Schatz werfen; es würde zwar ein schwarzer Hund auf demselben liegen, doch thue der ihr nichts zu Leide, denn sie werde neben ihr stehen und sie

in die Arme nehmen. Sonder Zweifel hätte die Edelfrau endlich sich dem Willen der Nonne gefügt, nur, um sie los zu sein, doch meinte sie, zuvor ihren Prediger darüber sprechen zu müssen; der fand das aber nicht für gut, mahnte sie zum Gebete an. Eines Tages nun betete sie sehr fleißig; da trat die Nonne zu ihr und sprach: „Betet nur zu, ich bete auch gern und bin gern, wo man betet, denn ich bin kein Teufel; dafür haltet mich nicht. Grade weil ihr so fleißig betet, ist euch der große Schatz beschert und den bekommt ihr auch, selbst gegen euern Willen."

Dies ewige Quälen schwächte die Edelfrau dergestalt, daß ihr Mann einen berühmten Arzt holte, um ihn über ihren Zustand zu Rathe zu ziehen. Just als er ankam, sprach sie mit der Nonne, die neben ihrem Bette auf einem Stuhle saß, doch nur ihr sichtbar war. Als der Arzt auf denselben Stuhl zuging, stand sie auf und trat vor's Bette.

Der Arzt konnte natürlich wenig bei der Sache helfen und wandte sich an die theologische Facultät der Universität von Jena, welche den Ausspruch that, daß es ein Teufelsgespenst sei.

255.

Das weiße Mütterchen.

Mündlich.

In Haltern geht Abends gegen acht Uhr und später ein weiß Mütterchen um. Wenn Jemand ihm begegnet, den bittet es, mitzugehen, indem es ihm einen Schatz zeigen und geben wolle. Wer ihr aber folgt, den tödtet sie und der ist unrettbar verloren.

256.

Gebrochen Gelübde.

Mündlich.

In Osnabrück erscheint Nachts um zwölf Uhr eine Frau, die trägt eine glühende Krone auf dem Haupte und glühende Ketten um den Hals, ist auch mit glühenden Ketten an den Händen geschlossen. Sie ruft: „So geht's, wenn man Gott gethane Gelübde nicht hält."

257.

Gott segne euch!

Mündlich.

Auf dem Blaubach zu Köln wandelte ehedem Nachts von Zwölf bis Eins eine Frau um, welche immer nießte Hitza! Hitza! Es geschah aber, daß einmal ein frommer Bürger an ihr vorbeikam und ihr zurief: „Gott segne euch, Frauchen!" Da antwortete das Weib: „Gott sei gedankt, nun bin ich erlöst! Auf das Wort hab' ich manch hundert Jahr gewartet."

258.

Spukender Soldat zu Wesel.

Mündlich.

Ein Soldat in Wesel liebte ein Mädchen, aber die Eltern wollten nichts von einer Heirath zwischen den Beiden wissen. Da entführte der Soldat das Mädchen eines Nachts und ging mit ihr auf den Wall, wo eine geladene Kanone stand. Beide stellten sich mit dem

Kopfe vor die Mündung, der Soldat zündete an und die Kugel riß Beider Köpfe zugleich weg. Seitdem kehren sie jede Nacht wieder und stellen sich, wie ehedem, vor die Mündung, der Soldat zündet auch wieder das Pulver an und um Eins hört man einen fürchterlichen Knall, wonach der Spuk verschwindet; die Kanone bleibt aber geladen, nach wie vor.

259.

Geist an den Eichen.

Mündlich.

Lansens im Kunst- en Letter-Blad. 1843. S. 84.

Wenn man von Cortemarke bei Turnhout nach Hooglede gehen will, sieht man in einiger Entfernung eine einzeln stehende Gruppe von Bäumen, und näher kommend, findet man zwischen denselben das alte Schloß Volmerbeke, dessen Grundstein zu Zeiten Balduins des Eisernen gelegt sein soll. Nun ist das Schloß eine Meierei und eine ganz friedliche Wohnung. Das war's aber nicht so ganz in früherer Zeit und selbst bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts; es hielt sich nämlich daselbst der Geist eines alten Herrn des Schlosses auf, der vor viel Hundert Jahren gestorben ist, ohne daß er vor seinem Tode Zeit fand, den Ort anzugeben, wohin er eine große Summe Geld nebst vielen Kleinodien verbarg. Jede Nacht kam der Geist und klopfte auf Thüren und Fenster, während er rief: „Slaep je ôl? Slaep je ôl? Slaep je ôl?" *) Wenn Niemand ihm Antwort gab, dann schlüpfte er durch die Spülsteinrinne und versicherte sich selbst, daß Alles schlief, und wenn er das gethan,

*) Schlaft ihr schon?

dann zerschlug er allen Hausrath, Töpfe und Kessel und Kannen und Krüge. Nichtsdestoweniger fand man Morgens Alles wieder ganz und genau auf derselben Stelle, wo man es Abends hingestellt hatte. Am Tage hielt der Geist sich unter zwei tausendjährigen Eichen auf, die dicht neben dem Weiher standen. Da man nie wissen konnte, unter welchem der beiden Bäume er eigentlich saß, wagte man nicht, das Beil an sie zu legen, denn man fürchtete, der Geist werde sich drob rächen und dem Führer des ersten Schlages den Nacken brechen. Nachdem die Franzosen übrigens hier waren, ist der Geist mit so vielen andern verschwunden und nicht mehr gehört noch gesehen worden; auch hat man nun vor wenigen Jahren die zwei Eichen gefällt, ohne daß dabei sich irgend ein Unglück zugetragen hätte.

260.

Die Wundereiche zwischen Sichem und Diest.

Van Velthem Spiegel historiaal IV, 57. S. 287.

Um das Jahr 1305 waren große Pilgerfahrten in Flamland zu einer Eiche, die stand ungefähr halben Weges zwischen Sichem und Diest und war gewachsen wie ein Kreuz, mit zwei herausstehenden Aesten. Mancher kam dahin und hing Krücke und Stab daran, sprach, er wäre durch die Eiche genesen; sie liefen auch unter den Baum, träumten da, sie wären durch ihn gesundet. Ein Trunkenbold, der von Diest kam, zog einmal sein Schwert und schlug all den Plunder herunter, der dran hing. Einem Andern, der das sah, däuchte es gar arg, und der hing Alles wieder an den Baum.

Zuletzt kam einmal ein junger Bursch, der legte sich unter den Baum und bat denselben um Genesung. Nach

einer Stunde kam ihn großer Durst an und er hieß sein Weib ihm einen Trunk holen. Das Weib lief sogleich weg in ein nahes Haus; während der Zeit aber erhob sich ein großer Wind, der hob den Burschen auf und führt' ihn weg; wohin, das weiß kein Mensch. Als das Weib wiederkam und ihren Mann nicht mehr fand, da lief sie herum überall und suchte und rief ihn, doch sie erlief ihn nicht und nimmermehr kehrte er zurück. Seit jener Stunde wagte Niemand mehr unter dem Baume zu schlafen.

261.

Unsere liebe Frau vom weißen Zweige zu Ronsse.

Julian van den Bossche im Kunst- en Lette-Bdlad. 1844.

Zu Ronsse findet man unter viel andern Kapellchen auch das unserer lieben Frau vom weißen Zweige. Wo es nun steht, da stand vor viel hundert Jahren eine gewaltige uralte Eiche, zwischen deren dichten Zweigen ein hölzern Marienbild hing. Dies hatte Wunderkraft und viel Kranke fanden bei ihm Genesung; kein Wunder also, wenn es bald in der ganzen Gegend bekannt und berühmt wurde und Pilger aus allen Städten und Dörfern sich zu ihm drängten. Was jeden der Pilger aber am meisten wunderte, war, daß der Zweig, an dem es hing, ganz schneeweiße Blätter trug. Von ihm hieß man das Bild Maria zum weißen Zweige. Den Satan ärgerte die Andacht der Gläubigen zu dem Bilde und er trieb einige Bösewichte an, den weißen Zweig abzuhauen und ihn in einen tiefen Pfuhl zu verbergen. Doch damit gewann er nichts, denn zu gleicher Zeit fühlte die Witwe von Graf Johann von Nassau sich gedrungen,

über dem Bilde eine Kapelle zu bauen *); dadurch nahmen die Wallfahrten zu der Eiche nur zu und bis heute bleibt die Kapelle eine der besuchtesten von Flandern.

262.

Sankt Gudulen Baum.

Het leven ende wonderheden van de h. maegd Gudula. Aelst. o. J. S. 41 u. 47.

Kaum hatte man Sankt Gudula, die heilige Magd begraben, als ein Pappelbaum, der nahe bei ihrem Grabe stand, plötzlich ins Laub schoß und sich mit schönem Grün bedeckte. Viele sagen auch, der Baum habe früher gar nicht dagestanden, sondern sei erst nach dem Begräbniß der heiligen Jungfrau da gesehen worden. Später hat sich noch ein groß Wunder mit ihm begeben. Als man nämlich die Reliquien Gudula's von Ham nach Moorssel bringen wollte, kam Abends ein Vöglein auf den Baum geflogen, das schlug mit den Flügeln und machte ein gar sonderlich Wesen, so daß Jedermann darob verwundert stand. Am andern Morgen aber, als die von Moorssel zu der Kapelle des Heilands kamen, wohin die Reliquien der heil. Gudula gebracht worden, da stand der Pappelbaum vor der Thüre des Kirchleins und der Vogel saß auf dem Baum und sang lustige Weisen. Inzwischen kamen Leute von Ham und die standen stumm, als sie ihren schönen Baum mit dem Vöglein drauf in Moorssel fanden, und waren nicht wenig verwundert; konnten's erst nicht glauben, bis sie nach Ham zurückkehrten und sich überzeugten von der Sache. Da fiel alles Volk auf die Knie und lobte Gott.

*) Der Bischof Triest von Gent weihte sie am Tage des heil. Lukas 1639.

263.

Wunderbare Quellen.

Kircheri mund. subterran. VIII. 4, 2.

Dicht am Ufer des Luzernersees sieht man einen Quell, der jährlich am Kreuzerfindungstage zu springen beginnt und aufhört zu fließen am Kreuztage im Herbst. Noch andre Quellen haben diese Eigenschaft, wie Cysatus ausführlich beschreibt.

Die Bauern des Dorfes Stansstadt versichern, es springe ein Born in den Alpen, der nur in den Monaten, wo man das Vieh austreibt, und dann auch nur zweimal im Tage, und zwar zu den Stunden, wo das Vieh trinkt, sein Wasser gibt.

Ein Quell im Bernergebiete leidet, gleich dem Mummelsee, keinen Schmuz: wirft man solchen hinein, dann fließt er während einigen Tagen nicht. Thut ein Thier das aber, das macht nichts; dann wirft er den Schmuz blos aus.

264.

Gottliebenbrünnlein zu Gistel.

Mündlich.

Die heilige Gottliebe saß einmal am Brünnlein zu Gistel und die Muttergottes saß bei ihr und sie nähte ein Hemd sonder Naht. Indem aber fiel ihr der Fingerhut ins Wasser und blieb darin liegen und seitdem stehet das Brünnlein nie still.

265.

Seerecht.

Mündlich.

Wodana I. S. 202.

Wenn auf See Jemand in einem Schiffe stirbt, dann werfen die Matrosen ihn über Bord und mit ihm Alles, was ihm zugehörte, denn anders fürchten sie Unglück. Wenn später ein Unwetter ausbricht, dann legen sie das dahin aus, daß noch etwas von dem Todten im Schiffe sein müsse, sie suchen alles durch und was sie etwa finden, das werfen sie alsbald ins Wasser, sich mit dem Geiste zu versöhnen. Leiden sie dann noch Gefahr oder gar Schiffbruch, dann sagen sie, es sei nicht alles Gut des Todten gefunden und über Bord geworfen worden.

266.

Quell leidet keinen Zoll.

Camerar. meditat. histor. t. II. l. 4.
Vlieger. Miscellan. p. 213.
S. de Vries Wonderen. S. 151.

An einem gewissen Orte in Deutschland entsprang einmal plötzlich ein wunderbarer Quell, der heilte alle Krankheiten, selbst die, welche alle Aerzte als unheilbar erklärt hatten. Darob regte sich Gier und Gewinnsucht im Herzen dessen, dem der Boden gehörte, auf welchem der Quell entsprungen, und er legte einen Zoll darauf für Alle, welche das Wasser gebrauchen wollten. Zur selben Stunde versiegte der Brunn und sprang nicht eher wieder, als bis der unbillige Zoll wieder abgeschafft war.

Ich könnte auch Ort und Personen nennen, wo noch vor kurzem das Folgende sich zutrug. Da sprang auch auf einmal ein Heilbrunnen, von dem die Gesunden mit großer Lust tranken und durch den die Kranken sich neue Gesundheit holten. Der Eigner ließ den Grund abschließen und dachte, aus dem Verkauf des Wassers Geld zu lösen, aber er kam schlecht damit an, denn im Augenblicke vertrocknete der Sprung, so daß kein Tröpflein mehr floß. Als der Gierige den Abschluß nun niederreißen ließ und den Grund wieder freigab, da sprang der Quell wieder so lustig wie zuvor.

267.

Muschelfang mit Abgaben belegt.

J. Meyeri Annales Flandr. l. 19.
S. de Vries Wonderen S. 152

Im Jahre 1441 hat sich zu Sluys das Folgende begeben. Da ernährte sich eine Menge armer Leute von dem Muschelfange und die zogen davon ihren Lebensunterhalt. Die Regierung belegte den Muschelfang aber plötzlich mit einer Abgabe, so daß all die armen Leute so zu sagen ihr Brot verloren. Seit der Zeit fand man an der Stelle keine Muscheln mehr und erst, als die Abgabe wieder abgeschafft wurde, zeigten sich die Muscheln wieder.

268.

Noch vom Mummelsee.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Es wird viel Wunderbares von dem Mummelsee erzählt; so soll er keine Fische in sich leiden und die man

hineinsetzt, alsbald auswerfen. Es wohnen nur Thiere darin, die in etwas dem Salamander gleichen und Brüste und andere Glieder gleich den Frauen haben. Faßt man sie an, dann entsenden sie eine weiße Materie. Man sagt von ihnen, daß es verwünschte Mädchen seien, was auch von den Hagedissen und dem Fischlein Gründling (Grondeling) erzählt wird.

Der Mummelsee wird für heilig gehalten, weil er so ganz und gar keine Berührung oder Schmutz leidet; wirft man einen Stein hinein, so entsteht Donner und Unwetter.

Einmal ist ein Markgraf von Baden mit mehren geistlichen Herren und in Begleitung des ganzen Hofes zum Mummelsee gegangen und hat einige geweihte Kugeln hineingeschossen, auch anderes Heiligthum hineinwerfen lassen. Da ist aber ein schrecklich Ungethüm aus dem See gestiegen und hat den Markgrafen mit all seinen Begleitern, so geistlichen als weltlichen, weggejagt.

Im nahebei gelegenen Kloster Allerheiligen bewahrte man ehedem ein Buch, worin alle merkwürdigen Geschichten, die sich mit und an dem Mummelsee begeben, aufgezeichnet waren.

269.
Wildsee.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Der Wildsee liegt in der Umgegend des Mummelsees und hat dieselben Eigenschaften wie dieser. Es gehen viele Sagen von ihm rund. Die Leute sagen, an seiner Stelle habe ehedem eine Kirche gestanden, aber die sei versunken und liege auf dem Grunde des Sees.

270.

Sagen vom Pilatusberg und Pilatussee.

Kircheri mund. subterran. VIII, 4, 2.

Der Pilatussee liegt auf dem Pilatusberge bei Luzern und hat, wie der Mummelsee die Eigenschaft, daß, wirft man etwas hinein, es Unwetter gibt. Auch sagen die Hirten, es gäbe Unwetter, wenn man blos rufe: „Pilatus, wirf deinen Schlamm aus!" Sie zeigen in den umliegenden Felsen einige Fußtapfen und erzählen, die kämen von den Klauen des Teufels; denn der führe alle Jahre am Charfreitage Pilatus, in eisernen Ketten gefesselt, zu dem See und zu einem Throne, auf den er sich setze und die Hände wasche; auch soll der See das Gefängniß und der Ort sein, wo Pilatus die Strafe der Verdammniß leidet.

In dem Pilatusberge sind viele Höhlen und Löcher, von denen man sagt, daß Erdmännchen darin wohnten, die sich oft sehen ließen, den Guten Gutes und den Bösen alles Ueble thäten. So haben sie einigen Bergleuten viel Gold geschenkt, andere dagegen ungemein gequält und wieder andere in Abgründe geworfen. Auf verschiedene an sie gerichtete Fragen haben die Erdmännchen Antwort gegeben, woraus Manchem großes Glück erwachsen.

Ein Mann ist einmal in eine der Höhlen hineingegangen und hat daselbst in feuchtem Sand Fußtapfen, wie von einem dreijährigen Kinde, gefunden.

271.

Karl der Große entdeckt die heißen Quellen zu Aachen.

Chronique de Phil. Mouskes ed. de Reiffenberg. Bruxelles 1836. v. 2410 seqq.

Der König war eines Tages in der Gegend, wo nun Aachen steht, und da jagte er, denn es war nichts als Wald daselbst zu finden. Der König erschaute einen Hirsch; seine Gefährten hatten sich von ihm verloren und der König jagte allein mit seinen Hunden, welche sprangen. Auf einem Pferde saß der König, das war schwarz, und reich an Muth. Das Pferd trat mit einem Fuße in den Bach einer Quelle, welche unsern entsprang; das Wasser war heiß, darum erhob es den Fuß und eilte zurück von dem Wasser und stieß ihn in den Staub, denn das Wasser war sehr heiß. Als der König das merkte, da stieg er ab; als er sein Pferd hinken sah, fühlte er mit seiner Hand an den Fuß und das Pferd litt es gern. Er fand den Huf sehr heiß, tauchte seine Hand alsbald ins Wasser und fand es heiß; also erkannte er, daß das Pferd den gehobenen Fuß zur Rechten hatte. Der König stieg in den Bügel und ging dem Laufe des Baches aufwärts nach, zwei Hufen Landes lang, und da fand er die Quelle, welcher der Bach entsprang; aber dieselbe war voll von Feuer. Nachdem er das Wasser mit der rechten Hand gefühlt hatte, schaute er zur Linken und fand eine andere Quelle, welche klar war und kalt und heilsam; er befühlte sie mit seiner nackten Hand und verwunderte sich sehr.

Der König schaute sich ein wenig um und sah nahebei einen großen Palast, der war verdorben und alt und verfallen und voll Gesträuche und dichtem Gezweige. Reich und schön war er gewesen, aber das Alter hatte

ihn zerstört. Granus, der Bruder Nero's, der den heiligen Petrus tödtete und Paulus und seinen Bruder Agrippa, hatte ihn gegründet; er war König in dem Lande gewesen. Seit alten Zeiten lag der Palast da und hatte große Zimmer. Karl bat Gott den Herrn, daß er ihm rathe, was er an dem Orte zu thun habe, und also that er.

272.

Die Gründung der Liebfrauen-Kirche zu Aachen.

Das. v. 2465.

Da sagte ihm eine Erscheinung, daß er der heiligen Frau Maria dort eine Kapelle bauen solle, und der König vergaß es nicht. Den Stein ließ er von weitem kommen und die Kapelle bauen, so schön, wie keine war in der Welt und er ließ sie rund machen nach dem Hufe seines Pferdes, welches das Wasser drunten heiß fand. Auf diese Weise ließ er sie bauen, daß in der Welt keine schönere Kirche war. Und mit Märtyrern und Beichtigern, welche er von fern und nahe zuholte, und mit Kelchen und Kreuzen, und Kleidern und Gold, und Glocken und schönen Büchern, welche viele Marken und Pfunde kosteten, schmückte der reiche König sie sehr und ließ nichts daran fehlen. Und von dem Apostel (Papst) Adrian, welchen er entbot, um wohl zu thun, Baronen und Fürsten und Bischöfen, Primas, Aebten und Erzbischöfen und Rittern und Herren von gutem Rufe, wurde sie zur Ehre unserer Frauen geweiht und geheiligt und benedeit und geordnet von dem Papste, welchen der gute König mit reichem Geleit dazu entboten hatte.

Und der arme Karl entbot dahin Barone und Kö-

nig und Herzog und Graf und Fürst und Hohe und Niedre und Arm und Reich, und Cardinäle und alle Priesterschaft. Und als der Ort geweihet war, da bat und gelobte er der Priesterschaft und allen Baronen, daß für immer die Erben des Reiches an diesem Orte gekrönt und zu Königen gemacht werden sollten, und von da nach Rom zur Weihe gingen, um gekrönt zu werden als Könige und Kaiser von jenem Tage an.

Das bestätigte der Papst dem guten Könige, den er sehr liebte, und die Barone und Alle, welche zugegen waren, thaten desgleichen. Und damit dies dauernd sei, hing der König sein verehrtes Siegel daran, um es besser zu sichern und daß Keiner es fälschen möge.

273.

Karl läßt einen Brunnen graben.

De vrolyke en heerlyke daeden van Keyzer Carel V. S. 36.

Nach der Eroberung von Goulette hatte Karls (V) Heer groß Gebrech an Wasser. Da ließ Karl einen Brunnen graben und die Soldaten gruben tief und fanden ein schönes Kreuz. Das berichteten sie dem Kaiser und der kam hinzu und nahm das Kreuz mit großer Ehrerbietung aus dem Loche. Kaum hatte er es aber von der Stelle, wo es lag, genommen, da sprang ein klarer Brunn hervor und das ganze Lager labte sich daran. Das Kreuz aber sandte er seiner Kaiserin und hieß ihr, dasselbe zu wahren, als einen allerköstlichsten Schatz.

274.

Karls Handzeichen.

Mündlich.

Kaiser Karl konnte nicht schreiben, wie man weiß. Wenn er nun etwas unterzeichnen sollte, dann pflegte er seine Haud in Dinte zu tunken, spreizte die Finger weit aus und schlug also auf das Papier, so daß das Zeichen seiner Hand darauf stand. Darum nennt man heutzutage noch eine Unterschrift Handzeichen.

275.

Bischof Hildebold von Köln.

Mündlich.

Kölnische Chronik. 1499. S. 115. Winheim u. v. a.

Hildeboldus war der 19. Bischof von Köln; im Jahre 784 wurde er also gekoren. Nachdem sein Vorgänger Ricolphus gestorben war, entstand ein langer Streit über die Wahl eines neuen Bischofs. Davon hörte Kaiser Karl in Aachen. Er setzte sich auf sein Pferd und ritt gen Köln. In der Nähe der Stadt hörte er in einem Kirchlein zur Messe läuten, der wollte er zuvor beiwohnen und dann nach Köln ziehen. Als er in die Kapelle trat, hatte er einen Hornfäßer umhängen, gleichwie die Jäger zu haben pflegten, und er opferte auf dem Altare einen Gulden. Als die Messe zu Ende war, nahm der Priester, welcher Hildebold hieß, den Gulden und sprach zu dem Kaiser, den er nicht kannte: „Freund, nehmet den Gulden zurück, man opfert hier nicht mit Gulden." Er glaubte nämlich, der Kaiser habe sein spotten wollen, denn es war ein gar einfaltvoller Mann. Darauf antwortete der Kaiser: „Herr,

behaltet den Gulden, ich gebe ihn euch gern." Hildebold sprach: „Ich sehe wohl, ihr seid ein Jäger, darum bitte ich euch, schicket mir doch die Haut von dem ersten Rehe oder andern Wilde, welches ihr erjaget; mein Meßbuch bedarf eines Ueberzuges sehr; euern Gulden aber wollet behalten." Als der Kaiser diese offene gerade Rede hörte, fragte er die Umstehenden aus über des Priesters Lebensweise und vernahm, daß es ein frommer und rechtschaffener Mann war. Dann ritt der Kaiser weiter gen Köln und erforschte den Streit und als die Wähler nicht einig werden konnten, sprach er: „Ich will euch einen Bischof wählen." Da ließ er den Priester herbeiholen und gab ihnen den zu einem Bischofe und der regierte 34 Jahre und als Kaiser Karls Sohn Ludwig Kaiser wurde, krönte er diesen. Als er starb, begrub man ihn in Sankt Gereon zur rechten Hand neben dem ersten Altar.

276.

Bischof Wulfhelm.

Mündlich.

Kaiser Ludwig II. auch der Deutsche genannt, verirrte sich eines Tages auf der Jagd und kam spät Abends in einen Flecken, Katzenhausen, wo er in der Wohnung des Pfarrers seine Einkehr nahm. Der Pfarrer war ein schlichter, armer Mann, aber gar guten Herzens. Er empfing den Kaiser mit Freundlichkeit und Liebe und ließ ihn in seinem eigenen Bette schlafen; er hatte nur eins, doch das that nichts: „Ich schlafe eben so gut auf meinem Bündel Stroh," sprach er. Auch sott er ihm einen guten Brei und am andern Morgen nach der Messe brachte er ihm Brot und Butter und einen Becher

frischen klaren Wassers. Als der Kaiser nun wieder weggehen wollte, sprach er zu dem Pfarrer: „Saget mir, Herr, welchen Dienst ich euch erweisen kann; ihr habet mir so viel Liebes bewiesen." Der Pfarrer sprach: „Ihr sehet, Herr, mir fehlt nichts; wollt ihr mir aber etwas geben, dann sendet mir ein Stück Leder zu einem Gürtel, denn meiner ist gar abgenutzt." Das versprach ihm der Kaiser.

Nach einigen Wochen kam ein Herold nach Katzenhausen, der trug einen prächtigen Gürtel, mit Gold und Edelgestein verziert, in der Hand und einen Brief mit des Kaisers Siegel daran und in dem Briefe stand, daß der Geistliche zu einem Bischofe von Münster gewählt wäre und dem Herolde folgen sollte. Lange sträubte der Priester sich dagegen, doch mußte er endlich gehorchen und er hat lange und weise sein Bisthum verwaltet.

277.

Günther von Regensburg.

Oefele Script. rer. Boic. I. p. 175.
Das Vaterland. 1843. S. 912.

Im Jahre 938 war Bischof Konrad von Regensburg gestorben und König Otto sollte einen neuen Bischof wählen. Nach langem Sinnen, sagt man, habe er beschlossen, den ersten Mönch zu wählen, der ihm begegnen werde. Wie er nun eines Tages am frühen Morgen bei Sankt Heimeran einsprach, begegnete ihm zuerst der Pförtner, Namens Günther. „Mönchlein," sprach Otto, „was gibst du mir, wenn ich dich zum Bischofe mache?" Der Mönch bedachte sich nicht lange und sprach: „Die Schuhe kann ich entbehren." — „Du

sollst Bischof sein!" sagte der König, dem diese treuherzige Antwort gefallen hatte.

278.

Gottliebe.

Wonderlyk leven van de heil. Godelieve. Gent. Begyn. v. J. Flämisches Volksbuch.

Im Jahre unsers Herrn 1074 wohnte in der Grafschaft Bolonien zu Longfort ein braver Ritter mit Namen Hemfried, der hatte eine Hausfrau, welche Ogine hieß. Diese Beiden hatten in ihrer Ehe drei Töchter gewonnen, Ogine, Adele und Godelieve oder Gottliebe, die gleich ihren Aeltern reich waren an Tugend und Gottesfurcht; vor allen aber war die Jüngste, Gottliebe, ein Muster von Heiligkeit. Sie liebte die Armen so sehr, daß sie ihnen alle Speise und Trank gab, welche sie nur bekommen konnte, ja nicht selten sparte sie sich selbst das Essen am Munde ab, um es den Armen zu bringen. Der Hofmeister ihres Vaters war aber damit nicht sehr zufrieden, denn häufig gebrach es an Speise, wenn Herr Hemfried sich zu Tische setzen wollte; er forschte darum nach, wo das Essen bliebe, und als er hörte, daß Gottliebe es stets den Armen gab, hatte er fleißig Acht auf sie, um sie zu ertappen. Eines Tages sah er sie mit einer ganzen Schürze voll Speise die Burg verlassen, trat ihr in den Weg und sprach unwillig: „Jungfrau, ihr beschämet mich und bringt mich in Unehre dadurch, daß ihr das Essen verschenket." Gottliebe aber ermahnte ihn mit so schönen Worten, daß er schamroth von dannen ging und dem Ritter den Dienst aufsagte. Hemfried frug ihn, warum er das thue? da beklagte sich der Hofmeister über Gottliebe, sprach, sie gebe alles weg

und am Ende blieb kein Bissen trocknen Brotes im Hause. Der Ritter beruhigte ihn und befahl ihm, Gottliebe zu rufen. Als diese kam, ging Hemfried mit ihr in eine Kammer allein und sprach zu ihr: „Gib den Armen so viel wie du willst, meine liebe Tochter, aber hüte dich, daß der Hofmeister es nicht sieht; ich habe nicht gern, daß er klagt." Da war Gottliebe froh und theilte nun noch viel mehr an die Armen aus. Das merkte der Hofmeister aber bald wieder und er beschloß, ihr aufzupassen und ihr die Speise abzunehmen. Eines Tages trat sie in die Küche und nahm einen Theil der Speisen, welche sie da fand, steckte sie in ihre Schürze und ging dem Thore zu, um sie auszutheilen. Unterwegs aber trat der Hofmeister ihr entgegen und frug zornig: „Jungfrau, was habet ihr in eurer Schürze?" Gottliebe sprach: „Nichts," aber der Hofmeister, der ihr aufgelauert und alles gesehen hatte, erwiderte: „Das ist nicht wahr, denn ich habe gesehen, daß ihr in der Küche solche und solche Speisen in eure Schürze stecktet, darum gehet mit mir zu eurem Vater, damit er es selbst einmal sehe." Darüber erschrak Gottliebe und sprach: „Ich habe nur einige Holzspäne aufgerafft und trage die zu den armen Kindern, damit dieselben sich ein Feuer machen und sich wärmen können." Der Hofmeister lachte darob und erwiderte: „Ihr werdet mir doch nicht ableugnen, was ich mit meinen eignen Augen sah." Da wandte Gottliebe Herz und Augen gen Himmel, öffnete die Schürze und sprach: „Da sehet denn!" Der Hofmeister sah in die Schürze, doch, o Wunder, er sah nichts denn Hobelspäne, und beschämt und reuig warf er sich zu den Füßen der frommen Jungfrau und rief: „Tausendmal leid thut es mir, daß ich mich gegen eure Mildheit versetzt, vergebet mir darum, Jungfrau, Gottes Hand ist mit euch!" Gottliebe aber hob ihn auf und

sprach: „Ich vergebe euch gerne, saget aber Niemand etwas von dem, was ihr gesehen." Damit schieden sie von einander und als Gottliebe am Thor war, griff sie in ihre Schürze und theilte die abermals in Speise verwandelten Späne den daselbst harrenden Armen aus. Der Hofmeister hielt sein Versprechen aber nicht, sondern ging zu Herrn Hemfried und erzählte demselben Alles, worüber der Ritter manche Freudenthräne weinte und nebst Frau Ogine Gott auf den Knien Dank sagte. Doch verboten sie dem Hofmeister, das Wunder weiter zu erzählen, und er that das auch nicht eher, bis nach Gottliebens seligem Tode; da kam es mit viel andern wunderbaren Dingen zu Tage und in Jedes Mund.

In demselben Jahre geschah es, daß Herr Hemfried um einiger wichtigen Sachen willen an den Hof des Grafen von Bolonien zog, wo all die Edeln des Landes zusammengekommen waren. Nachdem nun Alles verhandelt war, lud Hemfried den Grafen ein, einmal zu ihm nach Longfort zu kommen, und der Graf sagte ihm das zu und bestimmte ihm Tag und Stunde. Deß war Hemfried sehr froh und als er nach Hause kam, ließ er alsbald große Vorbereitungen machen, um den Grafen würdig empfangen zu können. Die Armen in der Gegend von Longfort waren nicht weniger zufrieden, als sie das hörten, denn sie wußten, daß Gottliebe ihnen einen guten Theil der Speisen werde zukommen lassen.

Als der Graf nun mit vielen Rittern und Herren in Longfort angekommen war, gingen sie zuerst in die Kapelle, um die Messe zu hören. Gottliebe war unterdeß zum Thore gegangen und als sie die Armen dort in Menge harren sah, wählte sie vier der reinlichst Gekleideten von ihnen aus und nahm die mit sich zur Küche, wo die Speisen bereit standen, um zur Tafel getragen zu werden. Grade in dem Augenblicke erhob sich ein

groß Gelächter unter den Rittern in dem Hofe und die Köche und Küchenjungen liefen zu den Fenstern, um zu sehen, was das wäre. Das war Gottliebe gar willkommen, sie nahm schnell einige der besten Gerichte, als Reiher, Pfauen und Wildprett und gab den vier Armen, soviel sie tragen konnten, nahm auch ihren Schoos noch voll und eilte unbemerkt fort und zum Thore, wo sie Alles austheilte; dann sprach sie zu all den Armen: „Nun eilet und laufet, was ihr könnt; ich will schon Alles verantworten."

Nachdem die Messe nun geendet, die Tische gedeckt waren und die Ritter und Herren die Hände gewaschen hatten, riefen die Diener den Köchen, daß sie die Speisen bringen sollten. Da gab es aber groß Geschrei und Klagen, denn Töpfe und Pfannen waren halb leer. Gottliebe hörte das, ging in die Küche und sprach: „Machet euch darum keinen Kummer, denn das habe ich gethan." Damit war es aber nicht gut; die Köche sagten das den Dienern und diese meldeten es dem Grafen und der ließ Gottliebe rufen und verwies ihr mit sanften Worten, daß sie ihn also beschämt mache vor dem Grafen und all den Herren. Gottliebe suchte ihn zu beruhigen, aber er wurde immer mehr aufgebracht und drohte ihr endlich, sie in Gegenwart des Grafen öffentlich zu strafen. Da ging sie betrübt in ihre Kammer und wandte sich im Gebete zu Gott, und siehe, als die Köche die Reste der Speisen in etwas wieder ordnen und zurecht machen wollten, füllten sich die Pfannen und Töpfe wieder so, daß mehr denn genug für die Gäste darin war, und dazu erklärte der Graf noch, er habe nie köstlichere Speisen gegessen; ja, als die Diener die Tafel räumten, da war noch viel mehr übrig, als man aufgetragen hatte.

Nachdem die Mahlzeit geendet war, sprach der Graf

zu Herrn Hemfried: „Ich habe so viel gehört von der Schönheit und den Tugenden eurer Tochter Gottliebe, daß ich sie gar zu gerne sehen möchte. Lasset sie darum einmal hierher kommen.“ Hemfried entbot sie alsbald und der Graf sprach gar freundlich mit ihr und ermahnte sie zugleich, daß sie bald einen Gemahl wähle unter den vielen Rittern, welche nichts sehnlicher wünschten, als ihre Liebe gewinnen zu können; doch Gottliebe redete ihm soviel von den Vorzügen jungfräulicher Reinheit, daß er nicht weiter in sie drang.

Die Mähre von dem köstlichen und reichlichen Mahle, welches der Ritter von Longfort dem Grafen gegeben, sowie von der Schönheit und den Tugenden der Tochter Hemfrieds verbreitete sich inzwischen immer mehr und kam endlich auch zu den Ohren eines flandrischen Edelmannes Namens Bertolf. Der zog alsbald mit einem großen und reich ausgestatteten Gefolge nach Longfort und bat Hemfried um Gottliebens Hand; doch Gottliebe wollte nichts von einer Heirath wissen und ihr Vater wollte sie nicht dazu zwingen: so mußte Bertolf unverrichteter Sache wieder abziehen. Er gab darum aber die Hoffnung nicht auf, sondern wandte sich an den Grafen von Bolonien und bat diesen um seine Vermittlung. Der Graf gelobte ihm seinen Beistand und ging selbst mit ihm nach Longfort, wo er nach langem Hin- und Wiederreden es endlich so weit brachte, daß Hemfried seine Tochter mit Bertolf verlobte. Dann reisten alle zusammen nach Ghistel in Westflandern, wo Bertolfs Schloß auf der Stelle des jetzigen Klosters stand, und da wurde die Hochzeit mit vieler Pracht gefeiert.

Bertolfs Mutter aber war ein arges Weib; als die sah, daß ihr Sohn eine Fremdlingin zu seiner Frau machte, schlug sie ihre neidischen Augen auf die Braut

und suchte, ob sie nicht irgend einen Makel an ihr entdecken konnte, doch fand sie nichts an ihr, ausgenommen daß ihre Augenbraunen schwarz waren, wie ihr Haar. Sie ließ sich aber noch nichts merken, sondern empfing Gottliebe und die Ihren mit viel schönen Worten, sprach und that auch schön, so lange das Hochzeitmahl dauerte. Zu Ende des Mahles aber, als man die Braut enthüllen und entkleiden sollte, und man sah, daß ihr Haar so schwarz war wie ihre Augenbraunen, stieß die Kammerfrau die andern flandrischen Frauen an und alle gingen lachend und spottend von dannen. Bertolfs Mutter lief zugleich zu ihrem Sohn, rang die Hände und riß sich das Haar aus und sprach unter Thränen der Wuth: „Konntest du hier keine Krähe finden, daß du diese in der Fremde suchen mußtest? Es thut mir leid, daß ich deine Mutter bin, und verflucht sei die Stunde, in welcher du das Weib in's Haus brachtest!" Bertolf war eines schwachen Muthes und der Teufel half so wohl, daß er seine Liebe zu Gottliebe bald vergaß und dem bösen Weibe gelobte, in Allem ihren Willen zu thun. Da sprach die Alte: „Willst du meinem Rathe folgen, dann ziehe alsbald von hier weg. Wenn ihre Freunde und Pagen morgen aufstehen, dann werde ich ihnen eine solche Miene zeigen, daß sie froh sein müssen, bald nach Hause zu gehen, und fragt mich einer, wo du seist, dem werde ich also antworten, daß er mich nicht zum andern Male fragt." Bertolf gehorchte ihr, setzte sich heimlich zu Pferde und ritt weg von der Burg.

Als die Hochzeitgäste am andern Morgen aufstanden, lief Bertolfs Mutter tosend und tobend in dem Schloß umher, schrie: „Schläft man denn ewig hier?" schalt die Dienstleute und drohte ihnen gar, sie zu schlagen. Die von Bolonien waren nicht wenig verwundert darob, und der Aufenthalt auf dem Schlosse war ihnen

schon ganz verleidet. Als sie hinunterkamen, frugen sie nach dem Bräutigam, und Bertolfs Mutter erwiderte, der sei auf einer Pilgerfahrt zu Ehren unserer lieben Frau, um zu erlangen, daß seine Frau nicht im Kindbette sterbe; er habe das Gelübde ganz vergessen gehabt, sich desselben erst gestern Abend bei Tische erinnert und gleich seine Wallfahrt angetreten. Als die Herren das hörten, nahmen sie alle zusammen Urlaub und saßen auf, um nach Hause zurückzukehren. Gottliebe und Bertolfs Mutter gaben ihnen das Geleite bis an's Thor.

Man kann leicht denken, wie es Gottlieben ums Herz war, als sie sich nun so plötzlich unter ganz wildfremden Leuten befand. Noch weher wurde ihr, als die Alte sie von dem Thore weg und zu sich rief und zu ihr sprach: „Gebet euren Schmuck und eure goldenen Ketten her, damit ich sie verschließe, bis euer Mann kommt, der mag damit thun, was er will. Hier in der Kammer bleibet ihr, bis Bertolf wieder zu Hause ist; ich werde euch Essen und Trinken senden." Und mit den Worten nahm die Alte den Schmuck und die Ketten, ging weg und schloß die Kammer zu. Gottliebe wußte zuerst vor Verwunderung nicht, was sie sagen sollte, doch faßte sie sich bald und opferte Gott ihr Leiden auf. Das Essen, welches sie täglich empfing, aß sie nur halb, die andere Hälfte ließ sie durch die Magd, welche ihr die Speise brachte, den Armen geben. Als Bertolfs Mutter das hörte, sandte sie ihr viel weniger Speise; denn eines Theils war das böse Weib über die Maßen geizig und dann wollte sie auch nicht, daß Gottliebens Herzensgüte und Mildheit bekannt würde.

Einige Zeit nachher kehrte Bertolf nach Hause zurück. Die Alte eilte ihm entgegen und band ihm viel grobe Lügen auf, wie die von Bolonien von da weggegangen wären. Als Bertolf frug, wo Gottliebe wäre?

sprach sie: „Die sitzt in ihrer Kammer und mault; kein Mensch kann es bei ihr aushalten, so ungestüm und rauh ist sie." Das hörte die Magd, welche Gottlieben die Speisen zutrug, lief zu der heiligen Magd und erzählte ihr Alles, sprach auch, sie solle ihrem Mann entgegengehen und ihn willkommen heißen. Dem Rathe folgte Gottliebe gerne, doch Bertolf kehrte ihr den Rücken, als wollte er nichts von ihr wissen. Dazu fluchte und schwur die Alte, rief: „Sieh nur, wie frech und unverschämt sie ist, die Heuchlerin! O daß du je nach Longfort kommen mußtest! Sie bringt uns noch alle in Schande, so häßlich und ungeschickt ist sie." Gottliebe schwieg lange stille zu solch argen Worten, endlich aber erwiderte sie bescheidentlich: „Ich weiß nicht, was ich gegen euch verbrach, daß ihr so hart und grausam gegen mich seid. Habe ich euch irgend Leides gethan, dann saget es, ich will es gerne bessern." Die Alte antwortete ihr nicht, sondern warf ihr nur einen Blick voll Wuth zu. Gottlieben blieb nun wol nichts übrig, als sich zu Gott zu wenden, und das that sie auch in der Stille und neugestärkt wandte sie sich dann zu Bertolf und sprach: „Saget mir doch, Bertolf, womit ich das um euch verdient habe! Lasset doch euren Unmuth sinken, denn ohne Ursache seid ihr mir böse. Ich bin ja zu Allem willig, was ihr von mir verlangt, und kein Dienst ist mir zu schlecht, wenn ihr mir denselben zu verrichten befehlet." Da fiel die Alte ihr ins Wort und sprach: „Wohl, Bertolf, dann trage ihr auf, die Krähen von dem Saatlande dort zu verjagen; eine Krähe mag leichtlich der andern wehren, den Samen aufzupicken, und zu etwas Anderm ist sie ohnedies nicht nütze." Bertolf war nur allzu willig, dem bösen Rathe zu folgen, und er sprach zu Gottliebe: „Gehe und thue, was meine Mutter sagt, und thust du's nicht, ich werde es dir wenig

Dank wissen." Gottliebe sprach: „Ich bin gerne bereit, euren Befehlen zu folgen, nur thut es mir leid, daß es euch gereut, mich zu eurer Frau gemacht zu haben, und daß ihr eure Seligkeit um meinetwillen aufs Spiel setzet." Da rief die Alte: „Ja, ja, da höre nur einer, wie sie dir eine blaue Kappe aufsetzt," und Bertolf fügte hinzu: „Gehe und thue, was dir befohlen ist."

Gottliebe gehorsamte, ging zu dem Acker und blieb daselbst bis zum Abend; dann kehrte sie betend nach Hause zurück und blieb auch die Nacht im Gebete auf ihren Knien in der Kammer liegen. Morgens ging sie wieder zu dem Acker und ein Mägdlein aus dem Schlosse folgte ihr; das klagte und weinte sehr, daß die edle Jungfrau solch geringe Dienste verrichten mußte, doch Gottliebe beruhigte es und sprach: sie habe solch Leiden vielleicht von Gott verdient. Indem sie noch also sprachen, kamen die Krähen in großen Schwärmen und das Mägdlein nahm einen Stock und lief auf den Acker, ihnen zu wehren; aber die heilige Magd hieß es stille sein, denn sie hörte unsern ein Glöckchen läuten und frug, was das bedeute? Das Mägdleiu sprach: „Man läutet zur Messe." Da nahm Gottliebe ein Stäbchen von der Erde uud beschwur die Krähen, in eine nahe offene Scheune zu fliegen und dort zu bleiben, bis sie die Messe gehört habe. Die Vögel gehorchten ihr zur Stelle, so daß sie in Ruhe in die Kapelle zur Messe gehen konnte. Unterdeß lief das Mägdlein, erstaunt ob des Wunders, nach Hause und erzählte Alles Bertolf und der Alten, welche grade zusammen Rath hielten, wie sie die fromme Magd weiter quälen sollten. Als die Alte das hörte, sprang sie vor Wuth hoch auf und schrie: „Das ist gelogen, schweige!" Das Mädchen aber sprach: „Nein, es ist nicht gelogen, ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen." Da schrie die Alte: „Dann ist es

Zauberei von ihr." Bertolf war zuerst gar erstaunt, doch als die Alte von Zauberei sprach, wurde er wieder anderen Sinnes. Das arge Weib aber fuhr fort: „Sie treibt es mit dem Teufel und darum rathe ich dir, sie keinen Schritt mehr aus dem Hause thun zu lassen, denn sie würde anders die Leute mit ihren Künsten an sich ziehen. Damit man dir aber nichts Böses nachsage, sende zwei Diener und ein Mädchen zu ihr und laß ihr sagen, du wolltest nicht haben, daß sie allein und ohne Begleitung ausgehe. Hast du sie wieder hier im Schlosse, dann kannst du mit ihr machen, was du willst; setze sie dann bei Wasser und Brot in die Kammer, dann hat sie Zeit, über ihre Künste zu sinnen. Sende aber nur Acca und Lambrecht zu ihr in die Kirche, das sind getreue Diener. Bertolf war dies zufrieden, die Alte entbot die beiden Knechte und Bertolf sprach zu ihnen: „Meine Frau sitzt zu Sniphaten in der Kapelle; gehet hin und holet sie. Wenn Leute in der Gegend sind, die das sehen, dann thuet ehrfürchtig und demüthig gegen sie; habt ihr sie aber allein, dann möget ihr sie beschimpfen, so viel euch beliebt. Wenn sie hier ist, schließet sie in ihre Kammer und treibet nebst den andern Dienstleuten allen Spott mit ihr, aber nur, so lange ihr allein mit ihr seid."

Wie er es geboten hatte, so geschah es. Gottliebe lag noch im Gebete in der Kapelle, als die beiden Knechte dahin kamen. Da viele Leute in der Kirche waren, beugten und neigten die Knechte sich viel vor ihr und thaten so unterwürfig, daß ein Jeder sagte: „Sehet nur, mit wie viel Liebe Herr Bertolf seine Frau behandeln läßt." Als sie aber mit ihr auf dem Felde allein waren, da verhöhnten sie die fromme Magd. Sie trug dies Alles ganz geduldig und sprach kein Wort. In dem Schlosse angekommen, warfen sie sie in eine Kammer und began=

nen von neuem sie mit Schimpfreden zu überladen und zu lästern. Solches wiederholten sie jedesmal, wenn sie ihr die wenige Speise brachten, die Bertolfs Mutter ihr noch vergönnte. Gottliebe schwieg und litt, ohne daß ein Wort der Klage ihr aus dem Munde gekommen wäre; im Gegentheil, sie freute sich ihres Leidens und dankte Gott dafür.

Wie wenig Brot die fromme Magd nun auch empfing, theilte sie dasselbe doch noch mit den Armen. Die Dienstleute der Burg, welche das sahen, trugen groß Mitleid mit ihr und durch diese verbreitete sich bald in der Gegend das Gerücht von ihrem großen und unverdienten Leiden und sie wurde von viel frommen Personen besucht und getröstet.

Bertolf war inzwischen lange Zeit herumgereist, denn er hatte doch auf der Burg nur Unlust. Als er endlich zurückkehrte und hörte, daß Gottliebe noch nicht von Hunger und Elend unterlegen war, fluchte er und schwur vor Zorn. Die beiden Diener bliesen seine Wuth noch mehr an durch eine Menge von Lügen, welche sie von ihr erzählten. Er hielt mit seiner Mutter Rath, und sie beschlossen, Gottlieben fürder nur die Hälfte der Speise zu geben, die sie bis jetzt empfangen. Dabei ließen sie ihr drohen, dieselbe noch mehr zu mindern, wenn sie ferner etwas weggäbe, und schärften den Knechten allerlei ein, wie sie die fromme Jungfrau noch mehr quälen müßten. Das konnten Viele nicht länger ansehen und sie gaben Gottlieben den Rath, von dem Schlosse zu fliehen und heimlich zu ihren Eltern zurückzukehren. Sie überlegte das lange und reiflich und beschloß endlich, dem Rathe zu folgen. Alsdann theilte sie ihr Vorhaben dem Mägdlein mit, welches sie zu dem Acker begleitet hatte, und begab sich auf die Flucht und sie ging so lange, bis sie zu Longfort ankam. Was da für Leidwesen war,

das kann man sich leicht vorstellen, denn Gottliebe war so abgemagert und so verändert und trug so schlechte Kleider, daß Keiner aus dem Schlosse sie wiedererkannte. Nachdem sie erzählt hatte, wie sehr böswillig man mit ihr verfahren war, entbrannte Hemfried in großem Zorne und er hielt alsbald Rath mit seinen Freunden, was zu thun sei. Diese sprachen, er müsse seine Klagen dem Grafen von Flandern vorlegen. Hemfried zögerte nicht lange damit und machte sich auf den Weg. Der Graf von Flandern war nicht wenig verwundert und betrübt solches zu hören; er sprach zu Hemfried: „Höret, lieber Freund Hemfried. Weil die Ehe eines der sieben Sacramente ist, so geht die Sache vorerst die Geistlichkeit an. Gehet also zu dem Bischof von Noyon und traget dem eure Klage vor. Steht der euch nicht bei, dann, das schwöre ich euch bei meiner Ritterschaft, dann werde ich mich also ins Mittel legen, daß es Bertolf gereuen soll." Hemfried bedankte sich für die Antwort und machte sich auf den Weg zu dem Bischof von Noyon. Dieser versprach ihm sogleich seinen Beistand. Zu der Zeit war nämlich der bischöfliche Stuhl von Dornyk offen gefallen, darum konnte der Bischof von Noyon das mit Recht. Diese zwei hohen Herren schrieben nun an Bertolf einen Brief, worin sie ihm befahlen und unter Androhung harter weltlicher Strafen und des Bannes der heiligen Kirche ihm auftrugen, seine Frau Gottliebe alsbald wieder nach Hause zu holen und mit ihr friedlich und einig zu leben, wie es christlichen Eheleuten geziemt.

Bertolf war gleich nach Gottliebens Flucht wieder zu Pferde gesessen und ritt hier und da im Lande rund, log allerhand über die fromme Magd und lief zu Zauberern und Wahrsagern, um von denen Rath und Hülfe zu erhalten. Als er zurückkehrte nach Ghistel und man ihm den Brief des Bischofs vorlas, da lachte er laut

auf und spottete damit, wollte gar die Boten zwingen, den Brief aufzuessen, doch da kamen andere Boten mit dem Briefe des Grafen von Flandern. Als er nun hörte, wie dieser ihm drohte, ihn von Haus und Hof zu jagen und an Leib und Leben zu strafen, da kam er in Furcht und Angst und wußte lange nicht, was er machen sollte. Endlich nahm er seine Zuflucht zu seinen zwei bösen Knechten, Acca und Lambrecht, und bat die, ihm mit Rath und That an die Hand zu gehen. Diese sprachen: „Wollet ihr uns die Sache überlassen, wir werden es schon machen." Bertolf frug: „Wie wollet ihr denn dabei zu Werke gehen?" Sie sprachen: „Lasset uns morgen früh zu Pferde sitzen und gen Longfort reiten. Da wollen wir thun, als wüßtet ihr noch nichts von den Briefen des Grafen und des Bischofs, sagen, es sei euch von Herzen leid, daß ihr so hart gegen Gottliebe gewesen und, auf ihre Güte rechnend, sie um Verzeihung bätet für Alles, was ihr gegen sie verbrochen. Ihr bätet sie, doch wieder nach Hause zu kommen, und verspräche̊t, fürder mit ihr so friedlich zu leben, daß sie nie mehr Ursache finden werde, über euch zu klagen. Habet ihr sie wieder hier, dann ist dem Grafen und dem Bischofe der Mund gestopft und ihr könnt dann doch mit ihr machen, was ihr wollt." Bertolf war des Rathes froh und sandte die beiden Bösewichte gleich am folgenden Morgen gen Longfort, wo sie so wohl zu heucheln und so schön zu sprechen wußten, daß Hemfried versöhnt wurde und Gottliebe den beiden Dienern willig wieder nach Hause folgte. Bertolf ging ihr eine Strecke Wegs entgegen und empfing sie sehr freundlich und minnesam. Als sie zu Ghistel ankam, ging sie wieder still in ihr Kämmerchen und da brachte man ihr Essen und Trinken wie früher, ließ ihr übrigens frei, zu sprechen und zu thun, was sie wollte. Bertolf sah sie jedoch

nur selten und wenn er einmal ihr begegnete, dann sprach er nur rauhe und rohe Worte gegen sie.

Es dauerte nicht lange und ein Jeder wußte, daß Bertolf trotz des guten Empfanges, mit welchem er Gottliebe wieder eingeholt hatte, doch der Alte geblieben war und daß er die fromme Magd nicht viel besser hielt, als zuvor. Das ärgerte viele seiner Freunde und sie gaben ihm darüber manch bittern Verweis. Dies brachte ihn noch mehr gegen Gottliebe auf und er sann nun nach, wie er sich ihrer entschlagen möchte; denn er fürchtete überdies auch nicht wenig, daß der Graf von Flandern wieder davon höre, wie er Gottliebe behandele, und ihn dann hart darum angehen werde. Er nahm seine Zuflucht zu Acca und Lambrecht und trug denen seine Gedanken vor; die Bösewichte bestärkten ihn nur noch mehr darin und er kam mit ihnen dahin überein, daß sie Gottliebe mit einem Tuche erwürgen (damit man nicht die Spuren eines Strickes sehe) und sie dann mit dem Kopfe so lange unters Wasser halten sollten, bis sie kein Zeichen von Leben mehr gäbe. Dann sollten sie die heilige Magd auf ihr Bett legen und ein Jeder könne nicht anders denken, als daß sie eines natürlichen Todes gestorben wäre. Alsbald, nachdem sie diesen greulichen Anschlag gemacht hatten, ging Bertolf mit freundlicher und lachender Miene zu Gottliebe und sprach: „O meine aberliebste Frau, ich habe große Reue, daß ich also sehr hart gegen euch war. Ich kam heute Morgen zu einer ehrbaren Frau und die hat mir so eindringlich in das Gewissen geredet, daß ich beschlossen habe, meine Grausamkeit gegen euch also zu bessern, daß man ewig davon sprechen soll. Ich bitte euch, sprechet doch einmal mit ihr, sie wird euch mehr sagen, als ich euch sagen kann." Und mit den Worten nahm er Gottliebe in den Arm und zog sie neben sich auf seinen Stuhl, faßte auch

ihre Hand und trachtete auf alle Weise der frommen Magd Zeichen seiner Liebe und Reue zu geben. Der Mord und Verrath, welcher aber in seinem Herzen wohnte, ließ ihn nicht ganz ruhig sein und das Zittern und Beben seiner Hände schien Gottlieben ein Zeugniß, daß er nichts Gutes gegen sie im Sinne habe. Dann fuhr er fort: „Vergönnet, mein vielliebes Weib, daß die Frau heute Nacht zu euch komme. Bei Tage will sie das nicht, denn sie fürchtet, daß ihre guten Werke vor der Welt offenbar werden." Gottliebe sprach: „Ich thue mit Freuden nach eurem Willen, wenn die Frau nur nicht mit Zauberkünsten umgeht." Bertolf erwiderte: „Nein, was sie thut, das thut sie durch den heiligen Geist. Sie ist so fromm und ihre Rede so kräftig, daß selbst Acca und Lambrecht zur Buße gebracht hat; diese werden heute Nacht mit ihr kommen, um euch auch um Verzeihung zu bitten. Als nun Gottliebe in Alles einwilligte, da küßte er sie mit seinem Judasmunde und sprach weiter: „Eins nur thut mir leid, nämlich, daß ich heute Nachmittag noch nach Brügge reisen muß und zwar in einer sehr wichtigen Angelegenheit. Ich habe aber der Frau Alles bekannt und gesagt und ihr könnet mich also wol entbehren." Darauf ließ er sein Pferd bringen, saß auf und nahm mit freundlichem Lächeln Abschied von Gottliebe, welche ihn dem Schutze Gottes und der heiligen Engel befahl. Zuerst ritt er zu den zwei Bösewichtern und gab diesen im Voraus eine Hand voll Pfennige, gelobte ihnen noch viel mehr, wenn sie ihre Sache wohl ausrichteten, dann zog er weiter gen Brügge hin.

Gottliebe hatte den ganzen Tag inbrünstig gebetet und sich in Gottes heiligen Willen befohlen. Als die bestimmte Stunde nun nahte, da klopften Acca und Lambrecht an ihre Thür. Sie frug: „Wer klopft da?"

Die Bösewichter sprachen: „Frau, wir sind es, eure Knechte; wir bringen euch die heilige Frau, von der unser Herr euch gesprochen." Solches sprachen sie unter vielen Seufzern, gleichwie wenn sie beschämt wären und reuig ihrer Missethaten wegen. „Stehet um des lieben Gottes willen auf," fuhren sie fort, „die Frau erwartet uns am Thore. Kleidet euch nicht lange, sondern kommt barhaupt und barfuß, denn es ist ein gottselig Werk, was ihr verrichtet." Da machte Gottliebe das heilige Kreuzzeichen über sich, befahl sich nochmals in Gottes Barmherzigkeit und folgte ihnen gutwillig, wie ein Lämmlein, welches zur Schlachtbank geführt wird. Kaum war sie aber am Thor, als die Henkersknechte ihr das Tuch um den Hals warfen und an den beiden Enden so stark zogen, daß sie nicht um Hülfe rufen konnte; dann schmissen sie die heilige Magd zu Boden und stießen und traten sie so lange mit Füßen, bis sie keinen Athem mehr aus ihrem Munde gehen sahen. Endlich trugen sie die Märtyrin zu einem nahen Bronn und hielten sie mit dem Haupte ins Wasser, bis sie ihre fromme Seele ganz ausgehaucht hatte. Nun wuschen sie ihr den Hals, rieben die Zeichen aus, welche das Tuch gemacht hatte und brachten sie in ihr Bette zurück, wo sie sie fleißig zudeckten, so daß man nicht anders meinte, als sie hätte geschlafen.

Es geschahen aber gleich nach ihrem Tode schon viel große Wunderzeichen. Die Erde, worauf sie erwürgt worden war, verwandelte sich durch Gottes Zulassung in einen schönen weißen Stein, zum Zeichen ihrer unbefleckten Reinheit. Das Blut, welches in ihren Hals gekommen und in das Wasser aus demselben gelaufen war, wurde gleicherweise in weißen Kalkstein verwandelt und der Bronn selbst erhielt von da ab Wunderkraft. Auch hörten alle Umwohnenden in der Stunde ihrer

Marter einen lieblichen Sang; das waren die Engel, welche die heilige Magd gen Himmel trugen.

Als Gottliebe nun am andern Morgen gegen ihre Gewohnheit lange im Bette blieb und es schon Mittag wurde, ohne daß man sie aus ihrer Kammer kommen sah, traten die Dienstleute endlich zu ihrem Lager und trachteten, sie zu wecken; doch sie bewegte sich nicht und Alle erkannten, daß sie verschieden war. Darob erhob sich großer Jammer in der Burg und als die Mähr zu den Landleuten kam, welche in der Gegend der Burg wohnten, da liefen Alle mit Thränen und Trauern herbei und klagten um ihren Tod.

Bertolf wußte bald von Gottliebens Tode, eilte nach Ghistel und heuchelte da eine große Betrübniß, ließ auch die heilige Leiche mit viel Gepränge in der Kirche begraben. Auch während des Begräbnisses ereigneten sich verschiedene Wunder; so sahen Einige, wie eine Flamme vom Himmel her auf die Todtenlade sank. Andere, welche Erde von dem Grabe mit sich genommen hatten, um sie an einer verborgenen und reinen Stelle zu bewahren, fanden diese Erde nach wenigen Tagen in kostbares Edelgestein verwandelt. Ebenso mehrte sich das Korn, woraus man die Brote backen wollte, welche für Gottliebens Seelenruhe an die Armen ausgetheilt wurden, dergestalt, daß es über die Scheffel lief und als man es zur Mühle senden wollte, fand man es schon in schönes Mehl verwandelt.

Nicht lange nachher hatte Bertolf schon eine andere Frau; von dieser gewann er ein Töchterlein, welches blind zur Welt kam und auch bis zum neunten Jahre blind blieb. Dies Mägdlein hörte häufig, wenn es zu den Leuten kam, wie die unter dem Daumen sagten, Gott habe es blind lassen geboren werden, um Bertolf dadurch für seine Grausamkeit gegen Gottliebe zu strafen.

Das nahm es sich zu Herzen, ging und betete am Grabe Gottliebens und erlangte sein Gesicht. Der Ruf von dem Wunder verbreitete sich bald; keiner war aber mehr davon getroffen, als Bertolf, der von da ab begann in sich zu gehen. In seiner Reue über seinen treulosen und schändlichen Handel wurde er noch mehr bestärkt nach dem Tode seiner zweiten Frau, welche bald starb, nachdem sein Töchterchen sehend geworden war. Er hatte nämlich eines Tages Leinwand gekauft, um sich davon Hemden machen zu lassen, und sandte einen seiner Diener damit nach Ghistel zu einer Nähfrau. Als der Diener halbwegs war und an einen Scheideweg kam, da wo jetzt ein Kreuz steht zwischen Ghistel und dem Kloster, fand er unter einem Baume eine schöne Jungfrau in weißen Kleidern sitzen, die hatte neben sich an den Sonnenstrahlen ein paar Handschuhe hängen. Der Diener blieb verwundert stehen; die Jungfrau aber frug ihn, wohin er ging? Er sprach: „Ich trage die Leinwand nach Ghistel, wo man daraus Hemden macht für meinen Herrn." Die Jungfrau sprach: „Gib mir die Leinwand, ich will die Hemden für deinen Herrn schon machen. Ich kenne ihn wohl und darum kann ich das besser als ein Anderes. Gehe nur kühn nach Hause zurück und sage ihm, was du gesehen und gehört hast. Ist er nicht zufrieden, dann komme zurück, du wirst mich noch hier finden." Der Knecht konnte ihr das nicht wohl abschlagen, denn sie schien ihm zu ehrbar, er ließ ihr also die Leinwand und kehrte nach Hause zurück. Als Bertolf ihn so schnell wiederkommen sah, fuhr er ihn an, wo er mit der Leinwand geblieben wäre? Der Knecht erzählte Alles, doch Bertolf sprach: „Gehe alsbald und hole die Leinwand zurück, und bringst du sie nicht, dann sollst du es entgelten." Der Knecht lief bangen Herzens zurück zu dem Baume, wo die Jungfrau noch saß

und fleißig nähte. Er sprach beschämt zu ihr: „Jungfrau, mein Herr war böse, daß ich euch, die ich nicht kenne, die Leinwand ließ, und er befahl mir, ich müsse sie wieder holen." Darauf erwiderte die schöne Magd: „Sei nicht besorgt, deine Leinwand ist schon genäht und die Hemden sind gefaltet und bereit für deinen Herrn. Hier nimm sie und bringe sie ihm." Da stand der Knecht stumm; endlich frug er die Jungfrau um ihren Namen, damit er den seinem Herrn melden könne, doch sie sprach: „Darnach frage nicht; wenn du ihm aber die Hemden bringst, laß ihn die Falten sehen, vielleicht erinnert er sich dann gewisser Dinge und auch meiner. Sage ihm dabei, ich trage stets Sorge für sein Wohlergehn und wenn er etwas von mir begehre, dann werde ich ihm zeigen, wie sehr ich ihm zugethan sei." Der Knecht versprach ihr alles auszurichten, grüßte sie ehrerbietig und brachte die Hemden seinem Herrn. Als aber Bertolf die Falten sah, da rief er erschrocken: „O das sind die Falten meiner Frau Gottliebe!" und mit den Worten lief er dem Baume zu, unter welchem die Jungfrau gesessen, aber er fand Niemand dort. Von da ab begann er große und strenge Buße für seine Sünden zu thun; er zog nach Jerusalem zum Streite gegen die Türken und Heiden und kämpfte da manches Jahr.

Diese Aenderung seines bösen Sinnes war Niemand mehr willkommen, als seiner Tochter. Während er im heiligen Lande war, baute sie ein Kloster zu Ehren der heiligen Magd. Auf der Rückkehr von Jerusalem ging Bertolf zuerst nach Rom, wo er dem Papst seine Sünden beichtete und Ablaß bekam; dann nach Winnocksbergen, eine Meile von Dünkirchen, wo er im Kloster die Kutte nahm und Mönch wurde. Nach seinem Tode fand man ein Wappenhemd auf seinem blo-

ßen Leibe und die Ringe waren ihm in's Fleisch gewachsen. Damit haben ihn die Mönche in einen bleiernen Sarg gelegt und begraben.

Einige Zeit nach Gottliebens Tode sandte der Abt von Sankt Andreas bei Brügge einen gottesfürchtigen Mönch Namens Drogo als Pfarrer nach Ghistel. Als der nun so viel von den Tugenden Gottliebens erzählen hörte, schrieb er das auf, auch alle Wunder, die sich mit ihr zugetragen, und sandte alles zu dem Bischofe Radbodus von Noyon. Dieser versicherte sich von der Wahrheit der Sachen und als man ihm alles ebenso erzählte wie dem Mönche Drogo, trug er es zum Papste, der Gottliebe zu einer Heiligen machte.

Mit dem Blute Gottliebens, welches in Gestalt eines weißen Kalksteines in dem Bronn liegt, haben sich lange nachher noch wunderbare Dinge zugetragen. Dieser wurde alle Jahre aus dem Brünnlein genommen und gewaschen und das Wasser, womit man ihn wusch, wurde jedesmal blutroth. Einmal meinte ein Priester, der ihn waschen sollte, der weiße Stein könne doch kein Blut sein, und er durchstach ihn mit einer Pfrieme, doch da lief so viel Blut heraus, als ob man einen Ochsen geschlachtet hätte. Ein andermal gab man dem Brünnlein den Stein nicht gleich nach der Säuberung zurück; da begann der Brunn zu stinken, daß es kein Mensch dabei aushalten konnte; als man aber den Kalkstein wieder hineinlegte, wurde das Wasser wieder süß und gut.

279.

Hildemarka.

Aus mündlicher Quelle mitgetheilt von Dr. Goremans.

Im Soinewalde bei Brüssel auf der Stelle, wo man nun noch die Trümmer der Jackosburg sieht, wohnte vor Zeiten ein böser Waldgeist. Dieser entführte eines Tages eine Jungfrau edeln Geschlechtes, welche Hildemarka hieß und von ungemeiner Schönheit war. Er wollte sie zu seinem Weibe machen und sie zwingen, vor dem obersten Waldgeiste die Knie zu beugen; doch das wollte Hildemarka nicht. Sie sprach: „Tödte mich und thu mit mir, was du willst, ich will gerne den Tod erleiden um Christi willen.“ Bei diesem Entschlusse beharrte sie auch trotz allen Zauberkünsten, welche der Waldgeist anwandte, sie zu verführen. Als er endlich sah, daß Alles nichts half, versenkte er sie in einen siebenjährigen Schlaf. Nachdem diese Zeit nun um war, fragte er sie abermals: „Willst du Christus entsagen und meine Frau werden?“ — „Nein“ sprach Hildemarka. Da erzürnte der Waldgeist und sandte einen dreimal siebenjährigen Schlaf über sie. Als sie nun daraus auch wieder erwachte, trat der Waldgeist wieder vor sie und sprach: „Nun bete unsern Meister an und werde meine Frau.“ Doch Hildemarka erwiederte, sie wolle lieber gleich des Todes sterben. Nun wurde der Waldgeist über die Maßen zornig und wollte sie in einen siebenmal siebenjährigen Schlaf werfen; da aber kam ein Engel und führte sie aus seiner Höhle heraus und in ein Kloster, in welchem sie in hohem Alter und im Rufe der Heiligkeit starb.

280.

Der Loosberg bei Aachen.

Mündlich.

Als Kaiser Karl die Stadt Aachen eben gegründet, ritt er einmal spazieren und zwar auf einen nahen Berg. Von diesem um sich herschauend, wurde er auf einmal ärgerlich und sprach:

> Hätt' ich es eher bedacht,
> Dann hätt' ich dich, Lausberg, in die Mitte
> von Aachen gebracht.

Davon bekam der Berg den Namen Lausberg. Andere erzählen, Kaiser Karl habe einmal Rath gehalten, um Aachen zu einer starken Festung zu machen, und ausgerufen: „Das ginge ganz gut, wenn nur der Lausberg nicht wäre."

281.

Bern.

Sebast. Münsters Cosmographia. S. 559.

Bertholf der Vierte von Zähringen baute seiner Zeit die beiden Städte Freiburg im Breisgau und Freiburg im Nüchtland. Er war ein strenger und gerechter Mann. Man sagt von ihm, er habe das Leisten, so nennt man die Geißelschaft, in das Land gebracht. Damit aber die stadthaften Leute, so allenthalben in diesem Land gesessen, besser Schirm und Frieden hätten, ward er zu Rath, noch eine Stadt in dem Lande zu bauen bei seinem Schlosse Nideck, in einer Gegend, so man nennet im Sack, und war daselbst ein großer Eichenwald. Auf eine Zeit als Bertholf jagte, sprach er: „Die neue Stadt soll genannt werden nach dem ersten Thier, so

gefangen wird." Sie fingen aber einen Bären. Auf der Stelle, wo die Stadt gebaut wurde, stand viel schönes Bauholz, aus dem nicht wenig Häuser gezimmert wurden. Bei dem Abhauen ward ein Sprichwort unter den Werkleuten, welches also hieß:

Holz, laß dich hauen gern,
Die Stadt muß heißen Bern.

282.

Minden.

Krantzii Saxonia.
Münsters Cosmographia. S. 1054.

Die sächsische Chronik erzählet, Widukind, der erste christliche Fürst in Sachsen, habe Kaiser Karlen zugelassen, bei ihm in seinem Schlosse an der Weser einen bischöflichen Sitz zu machen, denn sie mochten beide Weite genug darin haben, und sprach Widukind zum neuen Bischofe also: „Es soll mein gut Schloß Bisingen, so an der Weser gelegen, auch mein und dein sein zu gleichem Recht." Daher wurde es nachmals in der sächsischen Sprache Myndyn genannt, aber mit der Zeit ist aus Myndyn Mynden geworden und das y verwandelt worden in ein e.

283.

Altena.

Die Cronycke van Hollant, Zeelant ende Vrieslant. Delft. 1585. fol. 54 d.

Zu den Zeiten Kaiser Heinrichs V. im Jahre 1112 lebten zwei Gebrüder aus dem edeln Stamme der Ursi-

nen, deren hieß der Eine Adolf und der Andere Everhard. Diese hatte Kaiser Heinrich überaus lieb gewonnen und um sie noch mehr an sich zu fesseln, schenkte er ihnen Wohnplätze in Westphalen, die sie sich selbst ausgewählt hatten, um daselbst ihre Schlösser zu bauen. Adolf, der Aeltere, begann alsbald seine Burg zu zimmern und das war an einer Stelle, die man die Wolfshecke nannte, ganz nahe den Gränzen der Grafschaft Arnsberg. Als der Graf von Arnsberg davon hörte, sandte er Boten an Adolf und ließ ihm sagen, daß er nicht weiter bauen dürfe, denn das Schloß stände seiner Grafschaft Gränzen allzunah. Davon bekam das Schloß den Namen Altena. Die Brüder kehrten sich aber nicht daran und befestigten die Burg so sehr, daß der Graf es vergeblich belagerte und mit Schimpf und Schande abziehen mußte.

284.

Wimpfen.

Antiquarius der Neckar-Main-Mosel- und Lahnströme. 182.
G. Schwab Wanderungen durch Schwaben S. 47.

Als König Etzel mit seinen Hunnen in Deutschland wüthete, da flüchteten die Umwohner der nunmehrigen Stadt Wimpfen in die Mauern derselben und suchten da Schutz und Zuflucht vor der Gottesgeißel. Dieser belagerte das Städtlein und eroberte es nach langem Widerstande; als er nämlich einmal gegen die Thore stürmte, da brach ein Thorflügel und die ganze Macht der Hunnen stürzte nun in die Straßen. Mit unmenschlicher Grausamkeit wütheten die Barbaren unter der Einwohnerschaft, besonders unter den armen Frauen, denen sie die Brüste abschnitten, damit sie ihre Kinder nicht

fürder säugen könnten. Zum Andenken an diese schauervolle Marter der Frauen hieß man den Ort von da an Weibpein, woraus später Wimpfen geworden ist.

285.

Habdank.

Cromeri de orig. et rebus gestis Polonor. l. XXX. Basil. f. 114.

Kaiser Heinrich (V) hätte Polenland gerne sich seinem Scepter beugen sehen und rückte darum mit Heersmacht den Polen immer mehr zu Leibe. Da sandte Boleslaus eine Gesandtschaft an ihn und ließ ihn um Frieden gegen billige Bedingungen bitten. Heinrich wollte aber keine andern Bedingungen, als, daß Polen sich unterwerfe und dem römischen Reiche tributär werde. Als die Gesandten das hörten, da sprachen sie, zu solchem Preise glaubten sie nicht, daß die Polen den Frieden erkaufen wollten. Darob erzürnte der Kaiser, führte sie zu seinem Schatze und zeigte ihnen denselben, der unermeßlich war; dann sprach er: „Sehet, damit will ich Polen schon demüthigen." Als der Erste der Gesandten, Graf Skarbik das hörte, zog er einen Ring von mächtig großem Werthe vom Finger, warf ihn zu des Kaisers Schatz und sagte: „Dann wollen wir dies Gold noch zu dem Golde fügen." Heinrich begriff das Wort wohl, aber er sprach nichts mehr als: „Habdank." Davon blieb dem Grafen der Name Habdank und die Familie ist noch nicht ausgestorben, führt ihn noch immer.

286.

Leonhardi Eselsritt.

Mündlich in Flandern.

Sankt Leonhard kam einmal durch einen großen Busch und hörte daselbst einige Schritte vom Wege ab ein großes Geweine und Gewimmer. Als er darauf zuging, da war da ein König, der mit seiner Königin durch den Wald hatte ziehen wollen, und die Königin war im Walde von Geburtswehen überfallen worden; schon hatte man alle Aerzte, die nur zu finden waren, geholt, aber die konnten der Königin nicht helfen. Als die Herren den heil. Leonhard nun sahen, da sprachen sie zum König, er solle den ersuchen, daß der für die Königin bete; das werde ihr sicherlich helfen. Da ging der König zu dem Heiligen und fiel auf die Knie vor ihm und flehte ihn, für die Königin zu beten. Sankt Leonhard kniete nieder und bat zu Gott, daß er der Königin eine gnädige Erlösung ihrer Frucht schenken wolle, und kaum hatte er das Gebet geendet, da gebar sie glücklich einen jungen Sohn und fühlte bald darauf sich so wohl, als ob ihr nie etwas gefehlt hätte. Der König war so erfreut darob, daß er nicht wußte, wie er Sankt Leonhard dafür danken solle; er ließ all sein Gold und Silber holen, was er bei sich hatte, und alle Edelgesteine und andere Kostbarkeiten dazu und wollte die dem heil. Leonhard schenken. Der aber sprach, er bedürfe dieser Sachen nicht und der König solle sie an Witwen und Waisen schenken, das wäre Gott wohlgefällig. Da sprach der König: „Dann schenke ich euch diesen ganzen Wald zu einem Eigenthume, dieweil ihr doch nur ein still und einsam Leben begehret." Sankt Leonhard antwortete: „Nein, den ganzen Wald will ich nicht, sondern nur ein Stück davon und zwar so viel, als ich in

dieser Nacht mit meinem Eselein umreiten mag." Deß war der König zufrieden und Abends begann Sankt Leonhard seinen Ritt und der König ließ den Weg, den er nahm, mit steinernen Säulchen abzeichnen. Später ließ Leonhard noch ein Kirchlein daselbst bauen und weihte das ein zur Ehre der heil. Mutter Maria.

287.

Kaiser Karl und der Rübenkäs.

Mündlich.

Vermackelykken Klugtvertelder ofte opregten Guychel-Boek. Gent. S. 16.

Als Kaiser Karl (V) noch jung war, da kam er einmal im Waeslande zu einem Bauer und bat denselben, ihm etwas zu essen zu geben. Der Bauer hatte grade zwei leckere Käse mit Rüben gefüllt im Hause und setzte den einen dem Karl vor als das Beste, was er habe; den anderen gab er ihm mit. Karl wollte sich dankbar dafür bezeigen und schenkte dem Bauer so viel Land dafür, als er in zwei Tagen mit zwei Pferden umwerfen könne. Da war nun der Bauer überglücklich und wenige Stunden nachher wußte das ganze Dorf davon. Sein Nachbar aber, ein reicher Gutsbesitzer dachte, dem Kaiser etwas Edleres und Schöneres zu verehren als einen Rübenkäs, und kaufte zwei schöne Kutschpferde, zog dem Kaiser nach und schenkte ihm die Pferde. Da dankte der Kaiser ihm höflich und ließ den einen Rübenkäse bringen, den er noch ganz hatte, schenkte diesem hinwieder dem Gutsbesitzer. Der war deß aber wenig zufrieden und murrte vernehmlich darob. „Was murrst du?" fragte Karl, „der Käse hat mir mehr gekostet, als dir deine Pferde."

288.

Recht der Besenbinder.

Klugtvertelder S. 40.
De heerlyke en vrolyke daden van Keyzer Carel V. S. 52.

Einmal verirrte Kaiser Karl sich auf der Jagd und kam nach langem Wandern endlich an eine Bauerhütte; da klopfte er an, der Bauer öffnete ihm und frug, was sein Begehren wäre. Karl frug sich fürs Erste ein wenig Speise und Trank und alsbald flog der Bauer mit seinem Weib und deckten die Tafel und trugen auf, was sie hatten. Dann flüsterte der Bauer der Frau in's Ohr: „Sag, sollen wir dem Herrn nicht ein Stück Hirsch geben?" — „Wie du meinst," sprach die Frau und der Bauer ging und holte einen prächtigen Hirschbraten, setzte den dem Karl vor und sprach: „Herr, da hab ich noch etwas, aber das geb' ich nur unter dem Beding, daß ihr dem Kaiser nichts davon saget." — „Gott bewahre," sprach der Kaiser und hieb tüchtig in das Fleisch, denn er hatte großen Hunger. Als er sich endlich satt gegessen und getrunken hatte, gab er dem Bauer eine kleine Verehrung, ließ sich von ihm auf den rechten Weg führen und nahm Abschied. Am andern Tage aber schickte er wieder zu ihm und ließ ihn an Hof holen. Der Bauer meinte, der fremde Gast hätt' ihn beim Kaiser verrathen, und stand Todesangst aus; als er aber in den Saal kam und den Karl erkannte, da ward es ihm ein bischen besser zu Muthe. „Wie soll ich dir die Mahlzeit von gestern vergelten?" frug der Kaiser und der Bauer antwortete, er begehre nichts mehr, als sein Lebenlang frei Besenreis schneiden zu mögen. „Gut, und binde viel Besen und komm morgen wieder," sprach der Karl.

Am andern Morgen kam der Bauer mit seinem

Weib und hatten einen ganzen Karren voll Besen bei sich. Da ließ Karl verkündigen, „es dürfe keiner zu ihm kommen, sonder einen Besen, der bei dem Bauer gekauft sein müsse." Nun kauften alle Hofleute sich Besen, das Stück zu einer Pistole und der Bauer bekam ein schön Häuflein Geld zusammen und war ein reicher Mann. Zugleich ließ der Kaiser an dem Tage ein Gebot ausgehen, „daß von da ab ein Jeglicher frei Besenreis möge schneiden zu ewigen Tagen, nur müsse er tragen einen Holzschuh und einen Schlappschuh oder Schluffen."

289.

Von den vier Träumen.

Klugtvertelder S. 20.
De heerlyke en vrolyke daden van Keyzer Carel V. S. 62.

Kaiser Karl war einmal auf der Jagd und hatte sich zufällig von seinem Gefolge etwas entfernt; er kam in eine Herberge, wo vier Räuber wohnten. Denen lachte das Herz, als sie eine so schöne Beute in ihren Händen sahen, und sie fingen an, untereinander Träumen zu spielen. „Mir träumt," sprach der Erste, „man müsse dem Grünling da seinen Hut vom Kopfe nehmen." — „Und mir träumt," fuhr der Zweite fort, „man müsse ihm sein schönes Wamms ausziehen." — „Mir träumt," hub der Dritte an, „die prächtige Hose habe er nicht nöthig und die könne er uns schenken." — „Und ich habe den besten Traum," sprach der Vierte, „denn mir träumt, die goldne Kette mit dem silbernen Flötchen, die er am Halse trägt, falle ihm zu schwer und wir müßten ihn von derselben entlasten." — „Das sind artige Träume," sprach Karl, „aber ehe ich euch das

alles erfüllen kann, lasset mich noch ein Stückchen auf meinem Flötchen spielen, ihr sollet sehen, es hat wunderbare Kräfte." Darob wurden die Räuber neugierig und sie gestanden ihm das zu. Da ging er gn die Thüre und pfiff dreimal aus allen Kräften und augenblicks kam sein ganz Gefolge zugelaufen. Da sprach Karl: „Nun ist die Reihe an mir, daß ich auch träume. Mir träumt nämlich, man müsse euch alle Viere zur Stunde hier vor dem Hause aufhängen." Also geschah es auch und das war das Ende von den vier Träumen.

290.

Der gekrönte Schuh.

Mündlich.

Klugtvertelder S. 18.
De heerlyke en vrolyke daden van Keyzer Karel V. S. 81.

Es geschah einmal binnen Brüssel, daß die Frau eines Schuhlappers zu Markte ging und allda eine recht fette Gans kaufte. Kaiser Karl sah das und sandte ihr einen seiner Diener nach, um zu erfahren, wo sie wohne; als er das wußte, ging er Abends zu ihr in ihren Keller, hatte zerrissene Stiefeln an und bat den Schustermeister, die Löcher mit ein Paar Stichen zuzunähen. Der Schuhlapper sprach, er habe den Abend keine Zeit dazu, denn heut wäre seine Verganſung und in so fröhlicher Zeit nehme er keinen Schuh in die Hand. Inzwischen deckte die Frau den Tisch und setzte die Gans darauf und die roch so lecker, daß dem Kaiser der Mund wässerte.* „Ihr habt mir zwar mein Begehr abgeschlagen und meine Stiefeln nicht machen wollen," sprach er zu dem Schuster, „aber eure Gans riecht mir so gut in der Nase, daß ich euch dafür Dank schuldig bin,"

und mit den Worten gab er dem Schuster ein Stück Geld, um ein Fläschchen Wein dafür zu kaufen. Früher hatte der Mann zwar den Kaiser auf die Hobokenheide *) gewünscht, nun aber war er so vergnügt als je, bat ihn niederzusitzen und legte ihm von der Gans und von allem andern vor, was da war, und Karl aß und trank und erlustigte sich weidlich in dem Schuhlapperskeller, schied auch erst spät in der Nacht.

Am andern Tage ließ er den Schuster zu sich an den Hof entbieten. Im ersten Augenblicke faßte den Meister große Furcht, doch überwand er die bald und machte sich auf den Weg. Als er nun den Kaiser sah und seinen Gast wiedererkannte, da wurde es ihm doch wieder unheimlich zu Muthe, doch der Kaiser that gar freundlich und fragte ihn, welchen Lohn er für die leckere Abendmahlzeit begehre? Der Meister bedachte sich einen Augenblick und sprach dann, so möge der Kaiser denn seiner Zunft zum Andenken an diesen Vorfall einen gekrönten Schuh in's Wappen geben, welches Karl zu allgemeiner Freude der ganzen Stadt zugestanden.

291.

Der Kauf von Flandern.

Jean D'Hollander, sur la révolte des Gantois en l'an 1539 p. 89 — 93. 123.
Ph. Blommaert im Kunst- en Letter-Blad I. S. 71.

Als Kaiser Heinrich IV. zu Aachen gekrönt wurde, kamen die Lehensträger des Reichs dahin, ihm ihre Huldigung zu bringen. Unter ihnen waren auch die Grafen von Flandern und Holland. Da gab es viele Feste

*) bei Antwerpen, der deutsche Blocksberg.

und Spiele und Turniere; in einem dieser letztern warf der Graf von Flandern den von Holland in den Sand. Das ärgerte Floris und er war darob gar schlecht auf Balduin zu sprechen. Am andern Tage traf er ihn im Palaste und forderte ihn zu einem Spiele Schach auf. „Meine Einlage ist die Grafschaft Holland," sprach er. „Ich wage es," erwiderte Balduin, „ich setze Flandern ein, obschon allein meine Landschaft Waes mehr werth ist als euer ganzes Holland." Da setzten sich die Grafen zum Schachtische und begannen ihr Spiel. Endlich rief der von Holland plötzlich: „Schach, euer Flandern ist mein," und Balduin hätte seine Grafschaft verloren gehabt, wäre der Kaiser nicht dazwischengekommen und hätte der nicht eine große Summe Goldes zum Abkauf festgesetzt. Balduin wandte sich zu den Ständen von Flandern, damit diese ihm die Summe bewilligten, doch die schlugen es ihm ab. Da bat er die größern Städte seines Landes darum, doch auch diese weigerten sich, sie zu zahlen. In der Noth sprang die Stadt Gent ihrem Grafen endlich bei und bezahlte allein die ganze Summe. Dafür wollte sich Balduin dankbar beweisen und gestand ihr das große Privilegium zu, welches seitdem der „Kauf von Flandern" hieß, worin sie zur Hauptstadt des Landes erhoben wurde und der Graf sich verpflichtete, fortan keine Abgaben in Flandern zu erheben, ohne vorher die Zustimmung der Stadt dazu erlangt zu haben.

292.

Heinrichs Spritzchen.

Lenglet-Dufresnoy recueil de dissertat. anc. et nouv. sur les apparitions, les visions et les songes. Avignon 1751, I, p. CXXVIII.

Als Kaiser Heinrich III. noch sehr jung war, da schenkte ihm einmal ein Priester ein kleines silbernes

Spritzchen, womit die Kinder gewöhnlich zu spielen pflegen; da sprach der Knabe: „Dafür daß du mir das Spritzchen geschenkt hast, will ich dich zum Bischofe machen, wenn ich einmal Kaiser bin.“ Des Versprechens erinnerte sich Heinrich wohl, als er im Jahre 1039 gekrönt wurde, und er ma chteden Geistlichen zum Bischofe. Das blieb aber nicht lange ungestraft, denn der Kaiser fiel bald darauf in eine heftige Krankheit, worin er drei Tage ohne alle Besinnung lag; sein schwach nur gehender Puls war das einzige Zeichen von Leben, welches blieb. Alle Bischöfe, die am Hofe waren, baten den Himmel um des Kaisers Erhaltung, thaten Gelübde und ordneten Fasten auf drei Tage an, worin sie selbst den Volke mit ehrenwerthem Beispiel vorgingen. Der Kaiser wurde auch wieder gesund, ließ aber zur Stunde den Priester vor sich kommen, den er so schnell zum Bischofe gemacht, setzte ihn ab und beraubte ihn seiner Würde nach vorher gehaltenem Rathe. Als keiner nun dies wunderliche Urtheil begreifen konnte, da sprach der Kaiser, wie er in seinem dreitägigen Schlummer von den bösen Geistern gequält worden, die ihm mit demselben silbernen Spritzchen, welches der Priester ihm geschenkt, ein so heftig Feuer zugespritzt hätten, daß alles irdische Feuer nicht damit verglichen werden könne. Alsdann sei aber ein schöner Jüngling gekommen, der einen Kelch voll Wasser über ihn ausgegossen, wodurch das Feuer alsbald gelöscht worden wäre. Darnach habe er seine Gesundheit mit seiner Besinnung wiedergewonnen.

293.

Berthold von Wittelsbach.

Caesar. heisterb. dial. miracul. VI. c. 26.

Pfalzgraf Berthold von Wittelsbach war ein überaus strenger Richter und wer auch nur eines Pfenniges Werth gestohlen hatte, der mußte nicht auf seine Gnade rechnen. Ich habe selbst gehört, daß er jedesmal, wenn er ausritt, Stricke an seinem Gürtel mit sich trug, damit der Schuldigen Strafe keine Zögerung leide. Eines Morgens stand er früh auf und knüpfte nach Gewohnheit einen Strick an seinen Gürtel. Da hörte er eine Stimme aus der Luft, welche ihm zurief: „Berthold, den Ersten, welcher dir vor deinem Schlosse begegnet, hänge auf mit dem Stricke!“ Berthold machte sich schnell fertig und verließ sein Schloß; der Erste, der ihm aber begegnete, war einer seiner Schulzen. Das that dem Pfalzgrafen leid, denn er hielt viel auf den Mann, und er sprach zu ihm: „Es ist mir nicht lieb, daß du mir begegnest.“ Darauf frug der Schulze: „Warum denn?“ — „Weil ich dich aufhängen werde,“ antwortete Berthold. Der Schulze frug erschrocken: „Warum soll ich denn aufgehängt werden?“ und der Pfalzgraf entgegnete: „Das weiß ich nicht; bringe aber deine Sachen in Ordnung und säubere dein Gewissen, denn ich kann Gottes Stimme nicht ungehorsam sein.“ Als der Schulze nun sah, daß keine Rettung für ihn war, sprach er: „Der Herr ist gerecht; viel Missethaten habe ich begangen, manchen Todtschlag und Raub habe ich auf meiner Seele; euch, Herr Pfalzgraf, war ich nie getreu und der Armen habe ich nie geschont.“ Alle die das hörten, standen erstaunt darob und bewunderten Gottes Rathschlüsse.

Weil der Pfalzgraf aber stets so ohne Gnade rich-

tete, fand er auch keine Gnade, als Heinrich, der Marschall des Königs Philipp, welchen Berthold erschlagen, ihn niederfällte.

294.

Kaiser Friedrich und die beiden Aebte.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. VI. c. 15.

Unter Kaiser Friedrich I., des nun lebenden Friedrichs Großvater, fiel eine Abtsstelle in einer der kaiserlichen Abteien frei; für diese hatte man zwei Mönche gewählt, wußte aber nicht, welchen von beiden man nehmen sollte. Da sammelte der Eine eine große Summe Geldes in dem Kloster und brachte das dem Kaiser, damit der die Wahl auf ihn möge fallen lassen, und der Kaiser nahm es an und versprach ihm seine Hülfe. Bald darauf aber hörte der Kaiser, daß der andere ein Mann von gar guten Sitten sei und der Ordensregel treulich folge, und er rief seinen Rath zusammen und frug den, wie er den Unwürdigen von der Stelle ausschließen und dem Würdigen sie schenken solle. Da sprach einer der Räthe: „Herr, ich habe gehört, daß diese Mönche ihrer Regel gemäß stets eine Nähnadel mit sich tragen müssen. Wenn ihr nun im Kapitel sitzet, dann bittet den, der euch das Geld gab, euch mit seiner Nadel in die Finger zu stechen; hat er keine Nadel bei sich, dann habet ihr Gelegenheit, gegen ihn zu stimmen, weil er seiner Regel nicht folgt."

So geschah es denn auch und nachdem der eine Mönch sich entschuldigt, er habe keine Nadel, sprach der Kaiser zu dem andern: „Herr, dann leihet ihr mir eure Nadel;" der zog die Nadel flugs hervor und bot sie dem Kaiser. Da sprach Friedrich: „Ihr seid eures Ordens

würdig und auch so großer Ehre, wie Einige euch zugedacht. Ich hatte beschlossen, die Stelle eurem Gegner zu geben, aber der hat dieselbe durch seine Unordnung verloren. Wenn er in so kleinen Dingen seine Regel nicht befolgt, wie wird es mit größern und wichtigern erst ergehen!" So wurde der Mönch durch seine Nadel zum Abte.

295.

Der alte Schwan.

Beschryving der stad Ypre. Ms. der Stadtbibliothek zu Ypern. s. a.

Im Jahre 1307 auf den zweiten Tag einer Hochzeit geschah es in Ypern, daß einige der Hochzeitgäste nach dem Essen in einem kleinen Nachen die Stadtgräben durchfuhren. In diesen Gräben befanden sich seit drei Jahren zwei große Schwäne, die in einem Schwanhäuschen inmitten des Wassers wohnten. Während die Gäste nun so herumruderten, sahen sie, wie von ferne ein großer, alter Schwan herangeflogen kam, der sich auf das Wasser niederließ. Das sahen die zwei andern Schwäne aber nicht sobald, als sie auf ihn zuschwammen und ihn angriffen. Der große Schwan vertheidigte sich gar wohl, doch das half ihm wenig, die Gäste liefen und holten Bogen und Pfeile und schossen auf ihn, daß er todt ins Wasser niedersank. Dann zogen sie ihn aufs Land und gaben ihn den Knechten, um ihm die schönsten Federn auszureißen. Da fand man unter den Federn ein Halsband von feinem Golde, welches zwei Daumen breit war und auf dem die Worte standen:

Dieses Halsband ist diesem Schwane umgelegt worden durch Ludwig VI, König von Frankreich, zu Zei-

ten des Todes Karls des Guten zu Ypern im Jahre 1127.

Dieser Schwan war also über 180 Jahre alt, welches nicht schwer zu glauben ist; denn man rechnet die Lebenszeit eines Hundes zehn Jahr und drei Lebensalter eines Hundes auf das eines Pferdes, drei eines Pferdes auf das eines Menschen, drei Lebensalter eines Menschens aber auf das eines Schwanes, drei. eines Schwanes auf das eines Hirsches und drei eines Hirsches auf das eines Drachen, welches ausmacht 2130 Jahr.

296.

Tauben weisen den Weg.

M. Steyt, Leven ende mirakelen der heil. Basinus, Gerulphus en Adelgundis. Gent 1813. (aus hdschr. und mündlichen Quellen.)

Zu Dronghen bei Gent steht in der Abteikirche ein wunderthätig Marienbild; das ist folgendermaßen dahin gekommen.

Ehedem stand es zu Terenburg (Teruanen), wurde daselbst fleißig geehrt von einem frommen Mönche. Als der aber später Bischof wurde, gedachte er des Bildes nicht mehr so viel und das misfiel der heiligen Magd so sehr, daß sie nicht fürder in der Kirche bleiben wollte, sondern eines Morgens auf der östlichen Kirchenmauer gefunden wurde. Zugleich sah man zwei weiße Tauben, die mit einer Wolke von Weihrauch hinzuflogen, so daß es schien, als habe die Kirche in Brand gestanden. Erstaunt ob des Wunders, nahm man das Bild und trug es mit viel Ehrerbietung wieder in die Kapelle, doch am folgenden Morgen fand man es wieder auf der Mauer. Da erkannte man, daß das Bild nicht länger da bleiben wollte, und man ließ ein Gebot ausgehen,

daß ein Jeder, der funfzehn und mehr Jahre alt wäre, kommen und einer Prozession beiwohnen solle, in welcher man das Bild umtrage und Gott flehe, daß er ein Zeichen gebe, welchen Ort er für das Bild bestimmt habe. Ein blinder Priester hatte inzwischen von dem Wunder gehört, nahte dem Bilde mit einem Tuche, womit er zuerst das Bild und dann seine Augen bestrich, und wurde zur Stunde sehend. Da nahm der Priester das Bild auf und trug es in der Prozession und die zwei Tauben flogen vor den Fahnen her und wiesen den Weg; und sie flogen weiter und immer weiter bis gen Kortryk. Da versammelte der Bischof eine große Menge Volkes und sie folgten alle dem Bilde nach Grünenthal (Groenendale) und von da nach Sankt Peter zu Gent, von Sankt Peter zu Sankt Bavo in derselben Stadt. Doch ruhten die weißen Tauben auch da nicht; sie erhoben sich wieder und flogen weiter nach Baudeloo und von da nach Saleghem und die Prozession mit dem Bilde folgte ihnen. Zu der Zeit befand der Graf von Flandern sich just zu Baudeloo und Tercluysen und als er von dem Wunder hörte, gebot auch er, daß Alle, die funfzehn Jahr und mehr zählten, in Leinwand und barfuß dem Bilde folgen sollten, soweit wie die Tauben fliegen würden. Dadurch kam eine so große Menge Volkes zusammen, daß man von Stadt zu Stadt sandte, um Nahrung zusammen zu bringen, und immer noch wuchs die Menge. Von Saleghem nun flogen die Tauben weiter in eine Wildniß zu Hülsterloo; da setzten sie sich auf einen Baum und bauten ein Nest, gaben also zu erkennen, daß dies die von Gott für das Bild erkorene Stätte sei. Man stellte auch das Bild unter den Baum und der Priester, der sehend geworden war, baute unfern eine Siedelei, wo er sein Leben lang inwohnen blieb und in der ihm viel andere Einsiedler

folgten. Später ist allda eine Kirche gebaut worden und einige Prämonstratenser Abteiherren von Dronghen gingen hin, um des Gottesdienstes in derselben zu pflegen.

Das dauerte also bis in's 16. Jahrhundert, da kamen die Geusen, nahmen das Bild und warfen es in ein großes Feuer; es ist aber nicht verbrannt, obschon es nur von Holz ist, nur hier und da sprang die Farbe ab. Später hat man es von neuem bemalen wollen, doch hat es keine Farbe angenommen.

Als Hülsterloo endlich durch die Gewalt der Wasser zu Grunde ging, hat man das Bild aus der Kirche genommen und gen Dronghen gebracht, wo es noch zu sehen ist. Schwangere Frauen thuen Gelübde dazu, um eine glückliche Niederkunft zu erlangen.

297.

Kukuk täuscht den Mönch.

Caesar. helsterbac. dial. mirac. dist. V, c. 17.

Abt Theobald von Eversbach erzählte oft Folgendes. Ein Laienbruder hörte eines Frühlings den Kukuk und zählte, wie oft der Vogel seinen Namen schrie, und zählte bis zu zweiundzwanzig. „Oh," sprach er alsdann, „ich habe noch zweiundzwanzig ganzer Jahre zu leben; was soll ich all die Zeit im Kloster thun? Nein, da gehe ich lieber noch für ein Jahr oder zwanzig in die Welt zurück und komme für die zwei letzten Jahre wieder." Das that er auch, aber er fand sich garstig von dem argen Satan betrogen, denn er lebte nur noch zwei Jahre und starb alsdann.

298.

Die verjagten Schwalben.

Die Chronicke van Hollant, Zeelant ende Vrieslant. Delft. 1585. f. 70.

Bischof Egbert las eines Tages Messe in Sankt Peters Dom zu Trier, da kam eine Schwalbe und schmiß ihm auf sein Haupt. Da erzürnte der Bischof und erwarb von Gott, daß keine Schwalbe mehr im trierer Dome leben bleiben konnte. Das befindet sich noch also, wie man sagt; denn fliegt eine Schwalbe in den Dom, die ist verwünscht und stirbt von Stund an.

299.

Frösche verjagt.

Mündlich.

Johann das Lamm betete eines Tages in der Gegend von Namür; doch mitten in seinem Gebete begann eine zahllose Menge von Fröschen in der Nähe zu schreien Quakquak. Das störte den Heiligen so, daß er nicht fürder beten konnte, und in heiligem Zorne beschwur er die Frösche, für ewig von dem Orte zu weichen. Die Frösche schwiegen zur Stunde und hüpften alle weg.

300.

Sankt Marten und der Teufel.

Mündlich.

Neben der Kirche der alten Abtei von Ackerghem zu Gent ist ein kleines Sträßchen, welches nach dem Wasserthore, Scheiergat genannt, führt. Durch dies Sträß-

chen kam einst Sankt Marten geritten und der Teufel kam von der andern Seite. „Aus dem Wege!" rief Sankt Marten, aber der Teufel sprach: „Ich habe hier soviel Recht, als du." — „Aus dem Wege!" rief Sankt Marten zum andern Male, doch der Teufel wollte nicht und sprach: „Das thue ich nicht." — „Aus dem Wege!" schrie Sankt Marten, der nun gewaltig böse wurde, aber der Teufel lachte und sprach wieder: „Nein, ich thue es nun einmal nicht." Da erzürnte Sankt Marten noch mehr und faßte den Teufel bei der Kehle und drückte ihn dermaßen gegen die Mauer, daß der Böse durch und durch fuhr. Das Loch, welches dadurch entstanden, hat man nie zumachen können und ist dasselbe noch heutigen Tages zu schauen.

301.

Der Wolf des heil. Remaklus.

Mündlich.

In der Umgegend von Stavelo sieht man häufig auf Wirthshausschildern Sankt Remaklus und hinter ihm einen Wolf, der zwei mit Erde gefüllte Körbe trägt. Die Sage erzählt, daß, als der Heilige die Fundamente zu der Abtei legte, ein Wolf von selbst kam und ihm Erde und Steine zutrug.

302.

Teufelsstein zu Cleve.

Mündlich.

Zu Cleve liegt ein großer Stein vor der Kirchthür, darin sieht man des Teufels Klauen abgedrückt. Es hat folgende Bewandtniß damit.

Ein Pfarrer von Cleve hatte mit dem Teufel gewettet, er wolle eher eine Messe lesen, als Satan einen Stein, dessen man zu einer Säule in der Kirche bedurfte, aus dem Lande jenseits der See holen könne. Der Teufel ging die Wette ein und der Pfarrer begann die Messe, eilte sich aber so sehr, daß er sie in drei Minuten gelesen hatte. Es dauerte noch eine Zeit lang, ehe der Teufel mit dem Steine kam; als der aber den Pfarrer an der Kirchthüre stehen und sein warten sah, schmiß er wüthend den Stein hin, indem er schrie: „Das ist nicht zu verwundern; das häßliche Weib, welches auf deinem Altar stehet, hat mich zu dreien Malen in die tiefste Tiefe der See gestoßen." Unter dem häßlichen Weibe aber verstand er die heilige Mutter Maria, welche dem Pfarrer zu Hülfe gekommen war.

303.

Von dem Maler und dem Teufel.

Vincent. speculum historiale l. VII. c. 104. ed. 1494. f. 82. v.

Ein frommer und durch seine Kunst in ganz Flandern hochberühmter Maler pflegte den Teufel stets so häßlich und so abscheulich zu malen, als er nur konnte. Darüber erzürnt, erschien der Satan ihm in einer Nacht und drohte ihm gar sehr, wenn er das noch ferner thun würde, aber der Maler kehrte sich nicht daran und malte ihn nun noch viel häßlicher denn zuvor. Eines Tages nun sollte er in der Vorhalle einer Kirche ein Liebfrauenbild malen und da gab er sich denn alle Mühe, um das Bild in rechter Pracht und Glorie darzustellen. Da nun geschrieben steht: „Und der Schlange soll sie den Kopf zertreten," so malte er unter der Muttergottes Füße den Teufel und wie immer in finstern, schwarzen Farben

und so häßlich, als er es nur vermochte. Darüber wurde der Satan jedoch nicht wenig böse; er frug und erhielt von Gott die Macht, dem frommen Maler zu schaden, aber es fiel zu seiner Schande aus, und zur größern Ehre Christi und dessen heiliger Mutter. Eben war nämlich der Maler noch auf seinem Gerüste mit dem Teufelsbilde beschäftigt, als ein plötzlicher Sturmwind alles untereinander und zu Boden warf. Der Maler konnte nichts anders in dem Augenblicke thun, als Herz und Hand zu der Gottesmutter erheben und flehe, nicht vergebens, denn Maria streckte ihre Hand aus und hielt ihn fest, so daß er nicht fallen konnte; worob alle Anwesenden Gott lobten und des Satans spotteten.

304.

Ritter Walters Gesicht.

Caesar. heisterb. dial. mirac. XII. c. 5.
Quatuor nouissima cum multis exemplis pulcherrimis. Dauentriae 1489. bl. 52. v.

In einem Dorfe des Bonner Gebietes lebte ein Ritter mit Namen Walter; der war unserer lieben Frau gar zugethan und eine Ehre seines Standes. Dieser wurde einmal schwer krank. Als er eines Tages allein im Bette lag, sah er den Teufel am Fußende stehen; der hatte ein Gesicht, wie eines Affen, und Hörner, gleich einer Ziege. Anfangs erschrak Herr Walter über die Maßen, doch er ermannte sich bald und fragte den Satan: „Wer bist du? Woher kommst du? Und was suchest du hier?“ Der Böse antwortete: „Ich bin der Teufel und komme, deine Seele zu holen.“

„Mach dich dann nur auf und davon,“ sprach der

Ritter, „meine Seele bekommst du nicht; ich habe mich Christo befohlen." — „Wenn du mir folgen wolltest," fuhr der Teufel da fort, „und mir dienstbar werden, dann solltest du nicht nur deine Gesundheit wieder bekommen, sondern ich würde dich dazu noch reicher machen, als einer deines Geschlechtes es ist." — „Ich habe genug," antwortete Walter, „und bedarf deiner trügerischen Güter nicht. Woher wolltest du denn wol die Schätze nehmen?" — „Innerhalb deines Burghofes liegen deren unendliche verborgen," sprach der Teufel. Dies Gespräch hatte den Ritter ermuthigt und er fragte den Bösen: „Sage mir doch, wo ist die Seele Wilhelms, des Grafen von Jülich, der nur vor einiger Zeit starb?" Der Teufel fragte hinwieder: „Kennest du die benachbarten Schlösser Wolkenburg und Drachenfels?" — „Die kenne ich," sprach der Ritter, und der Böse fuhr fort: „Dann sage ich dir bei meiner Treue, wenn diese Schlösser nebst den Bergen, auf denen sie stehen, von Eisen wären und der Stelle nahe kämen, wo Wilhelms Seele sich befindet, dann schmölzen sie, ehe deine obere Augenwimper die untere berühren könnte. Das ist aber nur ein Milchbad," fügte er lachend hinzu, „die rechte, behörliche Strafe wird er erst in der Folge empfangen, wenn seine Seele den Körper wieder annimmt." Da fragte der Ritter weiter, wie es mit der Seele Heinrichs, des Grafen von Sayn stände. „Ah, die haben wir natürlicherweise," antwortete der Teufel; sagte aber nichts Näheres über dessen Strafe. „Und die Seele meines Vaters, wie geht es der?" fragte der Ritter. „Die hatten wir einundzwanzig Jahre" sprach der Böse, „aber die Einäugige und der lausige Kahlkopf, der auf deinem Speicher liegt, haben sie uns entrissen." Die Einäugige nannte er nämlich des alten Ritters Frau, die durch stetes Weinen ein Auge verloren hatte; lausigen (pediculo-

sus) Kahlkopf aber seinen Sohn Theoderich, der in einen Orden getreten und eben gekommen war, seinen Bruder Walter zu besuchen. Da hätte Walter auch gern etwas gewußt über seine Mutter, aber Satan sprach: „Das Weib ist zu fromm und zu heilig, die bekommen wir nicht; deinen Bruder Lambert, den Geizhals, der vor einigen Jahren starb, haben wir aber so gesattelt, daß er uns nicht mehr entrinnen kann."

„Wo warst du denn, ehe du zu mir kamst?" fragte der Ritter fürder und Satan entgegnete: „Ich war mit andern Kameraden um eine Aebtissin des schwarzen Ordens, und wir erwarteten eben ihre Seele." — „Wie viel waren eurer denn wol da?" frug Walter und der Teufel sprach: „Kennest du den Cottinforst?" — „Sehr wohl," antwortete der Ritter und Satan fuhr fort: „Auf dessen Bäumen sind nicht so viel Blätter, als der Unsrigen um jene versammelt waren; und es ist doch der größte Wald der ganzen Provinz." — „Nun, und wie hat es denn gegangen?" frug Walter. „Schlecht, schlecht," sprach der Andere, „es war vorerst eine Nonne und dann kam der Michael noch hinzu, der mit einem eisernen Stricke so hart auf uns losschlug, daß wir froh waren, davonzulaufen wie Staub, vom Wirbelwinde getrieben." Auf die Frage, ob er auch beim Tode des unlängst gestorbenen Abtes Gerhard gewesen, antwortete Satan: „Da waren wir zahlreicher, als der Meeressand, aber es hat uns auch wenig genützt, denn die Lausmönche lagen, wie Schweine um ihn auf der Erde und grunzten, so daß wir ihm nicht nahen konnten. Außerdem haben sie auch noch so ein Brummhaus, das nennen sie Kapitelhaus, da wird uns Alles wieder genommen, was wir bei ihnen durch Anreizungen vermocht." — „Wie konntest du Dummkopf es aber auch wagen," frug Walter, „zum Sterbebett eines solchen Mannes zu kommen?"; —

„Wagen? haha," lachte der Böse, „ich saß ja auf einem Arm des Kreuzes, als der Sohn Gottes daran starb." — „Da waren eurer auch wol viel zugegen?" fragte der Ritter und der Teufel sprach: „Nein, da irrst du dich; wir sind da schlimm weggekommen und all mit einem Schlag in die Hölle geworfen worden."

Noch viel mehr erfuhr Ritter Walter von dem Teufel und erzählte es nachher, als er wieder gesundete, seinen Freunden.

305.

Teufel kommt vom Conzilium.

Joa. Niderl Formicarium de malefic, deception. c. 9.

Zur Zeit als das große Conzilium von Constanz gehalten wurde, gab es in der Stadt eine zahllose Menge schlechter Frauenspersonen, die von allen Seiten dahin strömten. Eines Tages geschah es, daß ein Läufer über Feld bei Winterhaur lief; dem kam ein Weibsbild entgegen, so schön, wie er noch keins gesehen, das ihn verleiten wollte. Der Läufer fragte die Frau, woher sie käme? und sie sprach: „Ich komme vom Constanzer Conzilium." Als sie sah, daß der Läufer auf einen vollen Geldsack schaute, den sie an der Seite trug, fügte sie noch hinzu: „Und das Gold all habe ich mir mit meinem schönen Körper verdient." Kaum hatte sie aber das Wort aus dem Munde, als sie verschwand, gleich einem Dampfe, und erkannte nun der Läufer wohl, wen er vor sich gehabt.

306.

Glöckner vom Teufel verjagt.

Caesar. heisterbacensis dial. miracul. V. c. 56.

In dem Flecken Ammeln, der im Kölner Gebiete liegt, lebte ein Glöckner und der hatte ein Gelübde gethan, eine Wallfahrt zu machen. Er verabredete sich also mit einer Frau des Ortes, die auch des Weges gehen wollte, und die bat ihn, daß er ein wenig früher aufstehen und die Morgenglocke läuten möchte, denn die Sonne brenne gar heiß. Des Nachts nun kam der Teufel an sein Bett, schüttelte ihn und sprach: „Geh und läute die Matutin," ging dann wieder weg. Der Glöckner stand auf und sah das Licht in der Kirche brennen, erkannte jedoch bald, daß es noch lange bis zum ersten Hahnenrufe sei, und ging aus der Kirche, um der Frau zu sagen, daß sie ruhig noch schlafen könne, da es noch sehr frühe sei; er meinte nämlich, die Frau habe ihn aufgeweckt. Indem er sie aber suchte und nicht finden konnte, sah er plötzlich einen schwarzen Ochsen vor sich stehen; der streckte die Zunge heraus, faßte ihn damit und nahm ihn auf den Rücken, flog mit ihm davon durch die Luft und setzte ihn endlich auf der Zinne des Schlosses Isenburg nieder. Da fragte er ihn: „Hast du nun noch keine Furcht?" Der Glöckner antwortete: „Durch Zulassung Gottes bin ich hierher geführt; du kannst nichts gegen mich, wenn es der liebe Gott nicht will." Darauf sprach der Teufel: „Willst du dich mir ergeben, dann trage ich dich wieder auf die Erde, gebe dir auch viele und große Reichthümer; willst du das aber nicht, dann magst du hier vor Hunger sterben oder herunterstürzend deinen Tod finden." Der Glöckner entgegnete: „Und ich beschwöre dich im Namen Jesu, daß du mir nichts zu Leide thuest und mich ohne alle Ver-

letzung wieder hinunterbringst." Da faßte ihn der Teufel abermals und fuhr mit ihm nieder, warf ihn ins Feld bei dem Dorfe Gerisheim, wo ihn am Morgen einige Bauern fanden, die mit Fackeln versehen nach diesem Dorfe zogen, um der ersten Messe beizuwohnen. Denen erzählte er den Vorfall und sie nahmen ihn mit sich. Als er vier Tage nachher nach Hause zurückkam, beschrieb er die Burg und die Zinne so genau, daß kein Mensch an der Wahrheit der Sache zweifeln konnte.

307.

Gerhard von Hanebach.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. VIII. c. 59.

In dem Dorfe Hanebach wohnte vor längerer Zeit ein Ritter, Namens Gerhard; noch leben mehre seiner Enkel und die Geschichte, welche ich hier erzählen will, weiß jedes Kind in dem Dorfe.

Dieser Ritter Gerhard hatte eine besondere Andacht zu dem heiligen Thomas und begehrte ein Armer in dieses Apostels Namen ein Almosen von ihm, dann weigerte er es nie; auch ließ er zu des Heiligen Ehre viel beten und Messen lesen. Eines Tages geschah es durch Gottes Zulassung, daß der Teufel in Gestalt eines Pilgers an Ritter Gerhards Thür klopfte und um des heiligen Thomas willen sich Nachtherberge erbat. Er wurde mit Freude aufgenommen, und da es kalt war und er sehr zu frieren schien, gab Gerhard ihm selbst seinen guten und wohlgefütterten Ueberwurf, daß er sich damit Nachts decke und wärme. Am andern Morgen aber war der Pilgrim verschwunden und Gerhards Weib fuhr den Ritter heftig an und schalt ihn, daß er, obgleich schon oft betrogen, doch jedem aufs Wort glaube, wer

ihn nur in Thomä Namen um etwas bitte. Gerhard aber sprach ruhig: „Darüber sei zufrieden, Sankt Thomas wird uns den Schaden vergüten." Einige Zeit nachher trieb es ihm, das Grab des heiligen Thomas zu besuchen; er rüstete sich und trat vor sein Weib, schnitt vor ihren Augen seinen goldenen Ring in zwei Theile und gab ihr einen; den andern behielt er. Dann sprach er: „Diesem Zeichen sollst du glauben und vertrauen, wenn du es siehest. Ich bitte dich aber, erwarte meine Rückkehr fünf Jahre lang; sind die verlaufen, dann magst du wieder heirathen." Sie gab ihm ihr Wort und er zog hin und kam nach langen Mühen zur Stadt des heiligen Thomas, welche in Indien liegt. Da wurde er von den Bürgern mit ungemeiner Freundlichkeit und Liebe aufgenommen und sie pflegten sein, als wäre er einer der Ihrigen. Dann ging er zu dem Heiligthume und bat allda innig und andächtig, befahl dem Apostel sein Weib und sein Gut und sich selbst. Inzwischen aber war der letzte Tag des fünften Jahres genaht und er seufzte in sich: „Wehe mir, nun wird meine Frau einen Andern heirathen!" Als er nun so traurig da saß und um sich herumschaute, da sah er plötzlich den obenerwähnten bösen Geist in seinem Ueberwurfe unfern spazieren. Bald trat der ihm näher und frug ihn: „Kennst du mich, Gerhard?" — „Nein," sprach Herr Gerhard, „dich kenne ich nicht, wohl aber meinen Mantel." Da sprach der Teufel: „Ich bin der, der um Thomä, des Apostels willen, dich um Herberge bat und dir deinen Mantel nahm. Dafür habe ich schwer büßen müssen." Und er fügte bei: „Ich bin der Teufel und mir ist befohlen, daß ich dich, ehe die Menschen zur Ruhe gehen, nach Hause zurückbringe, denn dein Weib will einen andern Mann heirathen; die Hochzeit ist schon bereitet und sie sitzen am Mahle." Da faßte er den Ritter und trug

ihn in kurzer Zeit aus Indien nach Deutschland, aus dem Morgenlande nach dem Abendlande, und gegen Einbruch der Nacht, während der Dämmerung noch, setzte er ihn unverletzt auf dem Hofe seiner Burg Hanebach nieder. Der Ritter trat in der fremden Kleidung, welche er noch trug, in die Burg und fand da seine Frau neben ihrem Bräutigam bei dem Mahle; näher zu ihr tretend, warf er, so daß sie es sah, die Hälfte seines Ringes in ihren Becher und ging wieder weg. Die Frau aber nahm alsbald den halben Ring und hielt ihn zur andern Hälfte, und sie erkannte, daß ihr Mann zurückgekehrt war; sie sprang auf und umarmte und küßte ihn und hieß ihn herzlich willkommen; von ihrem Bräutigame wollte sie nichts mehr wissen. Gerhard aber hielt ihn noch die Nacht bei sich auf der Burg; am andern Morgen erst ließ er ihn ziehen.

308.

Spuk auf dem Schlachtfelde.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. XII. c. 16.

In der Nacht, welche dem Tage folgte, an dem das Heer des Herzoges von Löwen von denen von Lüttich geschlagen und niedergemacht wurde, kam ein Diener des Grafen von Looz in die Gegend von Montenach, wo die Schlacht stattgefunden hatte. Es war noch nicht spät in der Nacht; er sah und hörte dort große Kämpfe und gewaltiges Fechten der bösen Geister, welche sonder Zweifel sich freuten, so reiche Beute daselbst gemacht zu haben.

309.

Spiel mit dem Teufel.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. V. c. 34.
Barthol. de Spina de confession. maleficorum. p. 205.

In dem Städtchen Soest, welches in der Diöcese Köln in Westphalen liegt, lebte ein Ritter, Namens Thymo; der war dem Spiele so sehr ergeben, daß er Tag und Nacht auf nichts anderes sann und sein Geldsäckchen überall mit sich trug, um nur ja niemals ohne Münze zu sein; er war auch so gewandt und so glücklich im Spiel, daß er stets gewann und selten oder nie jemand mit vollem Sacke von ihm abkam. Eines Nachts nun geschah es, daß ein Mensch in sein Haus kam, der einen vollen Geldbeutel unter dem Arme trug und Herrn Thymo zum Spiel einlud. Beide setzten sich an der Tafel nieder und begannen zu spielen, aber der Fremde verstand es besser als Thymo und gewann ihm alles ab. Darüber erzürnte der Ritter und schrie: „Du bist der Teufel selbst, anders ist es nicht möglich." — „Gerathen," sprach der Andere, „und da es Tag zu werden beginnt, wirst du mich wol begleiten;" und damit faßte er ihn beim Kopfe und fuhr mit ihm zum Dach hinaus, so daß die Eingeweide an den Ziegeln hängen blieben. Wo der Körper hingekommen ist, das hat man bis heute nicht erfahren können.

310.

Teufel zieht die Stiefeln aus.

Casp. Henneberger, Preußische große Landtafel S. 268.
H. Schiel, von Gespenstern. C. 3. S. 70.
Simon de Vries, Histor. Ocean S. 61.

Ein Bürger aus Marienburg kam eines Abends spät nach Haus und war so betrunken, als er nur sein

konnte. Schon hatte er zu wiederholten Malen seinen Knecht angerufen, aber der schlief so fest, daß man eine Kanone neben seinen Ohren hätte abschießen können, ohne ihn zu wecken. Da fluchte der Bürger endlich in höchstem Unwillen: „Ei, so wollte ich, daß der lebendige Teufel käme und mir die Stiefeln auszöge!" Kaum hatte er das Wort aus dem Munde und der Gerufene stand da und zog ihm wirklich die Stiefeln aus, aber dermaßen, daß er die Strümpfe und selbst das Fleisch von den Beinen mit wegzog. Zwanzig Wochen lang lag der Mann in den größten Schmerzen und stank dermaßen, daß Niemand um ihn sein mochte, bis er endlich elendiglich starb.

311.

Die verwandelten Fische.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. IV. c. 87.

Bruder Gottschalk von Volmunstein erzählte mir, der Teufel habe eines Tages dem Mönche Hermann zu Arnsberg in Gestalt eines diesem wohlbekannten Mannes eine Schüssel voll Fische gebracht. Da es noch frühe war, sprach Bruder Hermann, er solle die Schüssel nur hinsetzen. Als aber der Mittag nahte und man die Fische zubereiten wollte, fand man anstatt der Fische Pferdekoth auf der Schüssel.

312.

Des Teufels Plagereien.

P. Greiffenstein, Fluchteuffel. S. 6. S. 102.
Simon de Vries, Histor. Ocean S. 58.

Ein schwedischer Soldat, der Anno 1642 mit dem Heer in Deutschland stand und von dem man selten oder

nie einen Fluch gehört, wurde im Blüthenmonat des genannten Jahres bei seinem Hauptmann einer schweren Sache angeklagt und mußte, obgleich er unschuldig war, nicht nur derbe Verweise anhören, sondern auch seinen Rücken noch zu tüchtigen Schlägen herhalten. Das brachte ihn in eine also rasende Wuth, daß er bei sich selber sprach: „Ehe es Morgen wird, hat der Hauptmann den Rest, oder der Teufel plage mich auf alle Art." Das trug sich zu an einem Nachmittag; noch ehe es Abend wurde, stieg der Hauptmann zu Pferde und ritt nach einem fünf deutsche Meilen entlegenen Orte, so daß der Soldat sein Vorhaben unmöglich vollführen konnte. Am andern Morgen, als er erwachte, öffnete sich die Thür seines Zimmers, und ein langer schwarzer Mann von scheußlicher Gestalt trat herein, trat recht vor sein Bett und verschwand. Wie sehr er darüber in Angst gerieth, das kann man leicht denken; doch kleidete er sich an, sprach Niemanden davon und ging aus, seiner Gewohnheit zufolge. In der folgenden Nacht sah er unerwarteter Weise ein Leuchten, wie das einer großen Flamme, um seine Bettstelle herum, und gleich darauf denselben schwarzen Kerl, der ihn jämmerlich schlug. Er rief erbärmlich um Hülfe, aber keiner von denen, die um ihn waren, sah etwas von dem all. Da bat er einen andern Soldaten, in der kommenden Nacht doch bei ihm schlafen zu wollen; das that der auch, aber nun wurde der arme Mensch gar aus dem Bette gezogen und bekam noch mehr Schläge als in der verwichenen Nacht, ohne daß jedoch sein Geselle etwas davon gewahr wurde; nun wollte weder der, noch ein anderer Soldat ferner noch bei ihm schlafen. Oftmals sah er, wenn er am Tage ausging, einen häßlichen Drachen, einen feurigen Vogel oder ein glühend Rad um sein Haupt schnurren und sausen. Einmal entfiel ihm sein Handschuh; als er meinte, denselben auf-

zuheben, faßte er eine große Kröte. Einige Male, wenn er neben andern Soldaten in Reihe und Glied stand, bekam er einen so harten Schlag an die Ohren, daß er zu Boden stürzte; niemand jedoch konnte sehen, von woher der Schlag gekommen war. Das dauerte etwa vierzehn Tage; nach deren Verlauf fand man ihn eines Morgens todt im Stadtgraben liegen. Ob er sich selbst hineingestürzt, oder von Satan hineingeworfen worden, das weiß man nicht.

313.

Auf des Teufels Gesundheit trinken.

Sebaldi Breviar. histor. p. 384.
Gottfr. Brauer, Mordererzählungen. S. 151.
Simon de Vries, Histor. Ocean. S. 353.
Zeilers Sendschreiben, II. ep. 516 S. 728.
Gottfr. Schulzens neu augirte und continuirte Chronica S. 668.

Im Jahre 1642 lagen zu Staßfurt, im Erzstifte Magdeburg, einige kaiserliche Compagnien Soldaten im Quartier. Zwei dieser Kriegsleute saßen eines Tages zusammen in der Schenke und tranken einander weidlich zu; der eine von ihnen war ein ganz gottloser Bösewicht, der nach langem unmäßigen Saufen sich gar erkühnet, einen Trunk auszubringen auf des Teufels Gesundheit, worauf ihm aber der Andere nicht Bescheid thun wollen; er verließ ihn gar, so daß er allein sitzen blieb. Da kam zur Stunde der böse Geist selber und bot sich an, keinen Trunk zu weigern, doch der Soldat roch den Braten und gedachte sich still aus dem Staube zu machen, welches Satan anfangs nicht gern zuzugeben schien, endlich doch bewilliget. Kaum war der Soldat aber auf der Straße, als ein schwarzer Wolf auf ihn zustürzte und ihn dermaßen bei der Kehle faßte, daß er zur

Stunde den Geist aufgab. Der andere Soldat, welcher nicht Bescheid thun wollen, doch aber mit dem Bösewicht immer zusammen gewesen und gesoffen, wurde von dem schwarzen Geiste in den Keller geschleppt, wo er eine Tafel sah, voll der allerköstlichsten Speisen; verschiedene Gäste saßen um dieselbe herum und nöthigten ihn, Platz bei ihnen zu nehmen und mitzuessen; er aber weigerte sich dessen und sah nur um sich nach der Treppe, um weg zu flüchten. Als diese Teufel das merkten, faßten sie ihn, rissen ihm die Kleider vom Leibe und zerstückelten dieselben in ganz kleine Läppchen; an seinem Leben litt er glücklicherweise keinen Schaden, hat sich im Uebrigen von der Zeit ab vor allem Fluchen und Schwören wohl gehütet.

Zu Bernstadt in Schlesien hat sich um das Jahr 1643 ein Aehnliches zugetragen. Da tranken drei trunkene Soldaten des Teufels Gesundheit. Kaum hatten sie das gethan, als der Böse durch ein Fenster in die Kammer fuhr, einen von ihnen bei dem Kopfe griff und ihn mit großer Gewalt gegen den Ofen schmiß. In größter Noth rief der Soldat den süßen Namen Jesu aus, welches den Teufel zwang von ihm abzulassen; darauf ist der höllische Geist oben durchs Dach weggefahren, hat zwei Balken und eine gute Reihe Schiefer noch mit sich genommen.

314.

Teufel entführt den Jüngling.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. V. c. 27.

Ein junger Lübeckrr hatte einen seiner Freunde, der aus Soest in Westphalen gebürtig war, zu einem Mädchen beschieden, welches, wie er sagte, in Liebe für den

Soester glühte und um allen Preis ihm ihre Gunst schenken wolle. Als der Soester aber kam, fand er seinen Freund das Mädchen umarmend und darüber erzürnte er so sehr, daß er ausrief: „So führe mich der Teufel, der mich hierher gebracht, auch wieder weg!" Kaum hatte er das Wort aus dem Munde, als er sich ergriffen und durch die Luft hinweggerissen fühlte über Häuser und Kirchen und die ganze Stadt hin, bis an einen See, wo es ihn fallen ließ; da hörte er noch eine Stimme, welche sprach: „Hättest du dich nicht gezeichnet, dann drehte ich dir nun den Hals um." Als er aus der schweren Ohnmacht, in die er gesunken war, wiedererwachte, spie er Blut und war außermaßen schwach und elend; doch sammelte er noch seine wenigen Kräfte und schleppte sich zu dem nahen See, wo er sein blutiges Angesicht etwas wusch. Noch ein Jahr nachher konnte er kein Glas in seinen Händen halten, so zitterte und bebte er.

315.

Herzog Arnulph von Baiern.

S. Münsters Cosmographie S. 773.
Joannes Adelphus in vita Friderici lit. L.
Ichthorii de occultis naturae p. 213.
Ladenburgii de iudiciis dei p. 191.
Michael Sachs Kaiser-Chronik III. S. 83.
S. de Vries, de Satan S. 306.

Arnulphus, der achte römische Kaiser in Deutschland, hatte einen Sohn, der gleicher Weise Arnulph oder Arnold hieß. Diesen machte er zum Herzoge von Baiern und er wurde der Stammherr sowohl der bairischen Herzöge, als auch der Pfalzgrafen bei Rhein. Es war ein überaus arger Herr, gottlos, ein Flucher

und Schwörer und aller Untugend voll, weßhalb er auch Malus zubenamt wurde. Als er einst auf der Brücke zu Scheiern stand, entbrannte er in unsinniger Wuth, riß seinen Handschuh aus und warf den hoch in die Luft, indem er sprach: „Da, Teufel, nimm den Handschuh zum Unterpfand, daß ich mich selbst und mein Antheil an Baiern dir zum Eigenthum gebe!" Kaum hatte er die Worte aus dem Munde, als der Handschuh verschwand. Doch war der Böse damit nicht zufrieden, daß er das Pfand hatte, er faßte auch den Pfandgeber beim Kopfe und führte ihn mit sich weg vor Vieler Augen; nachdem er ihm das Genick gebrochen, warf er den Leichnam in das Ried der Weiher zu Scheiern. Lange nachher ist es noch an dem Orte umgegangen und erzählte man sich wunderbare Dinge davon.

316.

Teufel in der Geliebten Gestalt.

Sifrid. Misnensis und aus ihm
Hieron. Drexelius, vom Richterstuhl Christi C. 9, §. 5.

Im Jahr 1260 hat sich ein Jüngling zu Meißen seine Liebhaberin zu sehen von einem Zauberer an einen verborgenen Ort des Hauses führen lassen. Allda ließ sich ein Gespenst, so der Zauberer hinzugebannt, in Gestalt der geliebten Jungfrauen schauen. Der begierige Jüngling wollte sie umfahen, doch so bald er ihr die Hand gereicht, schlug ihn der Teufel mit dem Kopf an die Wand, so daß er einen erschrecklichen Tod nahm. Mit dem todten Leib aber schlug der Teufel den Zauberer dermaßen nieder, daß er lange für todt dagelegen.

317.

Den Teufel beschwören.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. V. c. 2.

Ritter Heinrich von Falkenstein glaubte nicht an den Teufel, sprach auch öfters darüber mit dem Abte Cäsarius von Prüm, der ihm stets vergebens bewies, daß es doch einen Satan gäbe. Einst hörte Ritter Heinrich von einem Geistlichen, Namens Philipp, reden, der ein großer Meister war in der schwarzen Kunst, und zu diesem begab er sich und bat ihn, daß er ihm doch einmal den Teufel zeigen wolle. Meister Philipp suchte ihm das auszureden, indem zu viel Gefahr damit verbunden sei; aber der Ritter mochte von nichts hören und bestand nur auf seiner Bitte. Da versprach ihm endlich Meister Philipp, seinem Wunsche zu genügen und beschied ihn zu dem Ende auf einen Kreuzweg; als der Ritter dahin kam, zog der Meister einen Kreis um ihn mit einem Schwerte und sprach: „Wenn eines von euern Gliedern vor meiner Rückkehr über diesen Kreis hinaus rührt, dann seid ihr verloren,“ ermahnte ihn auch, daß er nichts von sich gebe, noch verspreche, auch daß er sich nicht bekreuze, und fügte hinzu: „Der Teufel wird dich auf alle Weise versuchen und erschrecken wollen, doch kann er dir nicht schaden, so lange du meinem Rathe folgest;“ mit den Worten verließ er ihn. Als der Ritter nun so allein in dem Kreise saß, sah er plötzlich gewaltige Fluthen auf sich zuströmen; gleich darauf hörte er Gegrunze von Schweinen, lautes Gewüthe, wie von einem Sturme und anderes Getöse mehr, womit der Böse ihn erschrecken wollte; aber er hielt sich stark und blieb unbeweglich. Zuletzt erschien in dem nahen Walde ein die höchsten Bäume überragendes Schattengebilde in Menschengestalt und das nahte dem Kreise und fragte

den Ritter, was er wolle. Dieser erkannte alsbald, daß es der Böse sei, denn der Riese war ganz schwarz und übermaßen häßlich und trug ein Kleid, so schwarz, wie er selbst. Auf die Frage antwortete der Ritter sonder Zögern: „Du thatest wohl, zu kommen, denn ich wünschte herzlich, dich zu sehen." — „Was willst du denn von mir?" frug der Böse weiter und Herr Heinrich entgegnete: „Ich hatte stets so viel von dir gehört, daß ich neugierig wurde." — „Was hast du denn von mir gehört?" fuhr der Teufel fort und der Ritter sprach: „Wenig Gutes und viel Böses." — „Das konnte ich denken," sagte der Böse, „denn die Menschen richten und verurtheilen mich oft ohne die mindeste Ursache. Ich schade Keinem, thue Keinem Leides, wenn man mich nicht dazu zwingt; deß ist dein und mein Freund, Meister Philipp, Zeuge und den magst du fragen, ob ich ihm je etwas in den Weg legte. Was er will, das will ich und so umgekehrt; auf seinen Ruf bin ich auch her zu dir gekommen." Da fragte der Ritter: „Wo warst du denn, als er dich rief?" und der Böse antwortete: „So weit auf der andern Seite des Meeres, als es von hier bis zum Meere ist; da ich nun aber den weiten Weg um deinetwillen machte, wäre es doch wol schicklich und Recht, daß du mir ein kleines Geschenk gäbest." — „Was hättest du denn gern?" fragte Herr Heinrich und Satan entgegnete: „So gib mir nur deinen Mantel." Da der Ritter den nicht geben wollte, bat der Böse um den Gürtel und endlich um ein Schaf aus seiner Heerde, und als er auch das abschlug, um den Haushahn. Das wunderte Heinrich und er fragte: „Ei, was willst du denn mit meinem Haushahne?" Darauf entgegnete der Teufel: „Ich hätte ihn gerne, damit er mir krähe." — „Wie würdest du ihn denn holen?" fragte der Ritter weiter und der Böse

antwortete: „Darum sorge nicht, gib mir ihn nur." Als Herr Heinrich aber darauf ebensowenig, als auf alles Andre eingehen wollte, wurde der Teufel böse und streckte seine gewaltige Krallenfaust nach ihm, als ob er ihn fassen wollte; darüber erschrak der Ritter so, daß er laut um Hülfe schrie. In demselben Augenblicke lief Meister Philipp herbei und zugleich verschwand der Böse. Seit der Zeit hat Herr Heinrich seine frühere frische und gesunde Farbe ganz verloren und auch in seinem ganzen Leben selbe nicht wiederbekommen.

318.

Teufel holt den Ungehorsamen.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. V. c. 4.

Ein ander Mal hatten mehre Jünglinge aus Baiern, die in Toledo die schwarze Kunst studirten, den Meister Philipp wieder so lange gequält, bis er ihnen das Versprechen gab, den Teufel für sie zu beschwören. Er führte sie also zu passender Stunde in das Feld und zog den Kreis mit dem Schwerte um sie, schärfte ihnen aber ein, daß sie nicht den Kreis überschreiten, keinem etwas geben und ebensowenig von einem etwas nehmen sollten. Nachdem der Meister kaum sich entfernt hatte, kamen Ritter und führten Spiele bei dem Kreise auf und turnierten lustig; als sie das eine Zeitlang getrieben hatten, liefen sie mit ihren Lanzen und Schwertern gegen die Jünglinge an, um sie aus dem Kreise zu jagen, aber diese waren zu klug, um sich so leicht bange machen zu lassen. Plötzlich verschwanden die Ritter und es standen an ihrer Stelle liebreizende Jungfrauen; die tanzten um den Kreis herum und suchten die Jünglinge zu verlocken.

Vor Allem war eines der Mädchen von ungemeiner Schönheit; dieses schien sich einen der Jünglinge besonders erkoren zu haben, denn so oft es im Tanze an ihm vorbeistrich, nickte es ihm freundlich zu und bot ihm einen goldenen Ring. Dadurch ließ der Unglückliche sich endlich verleiten und hielt ihr den Finger über den Kreis hin, damit sie ihm den Ring anstecke; aber sie faßte ihn an dem Finger und er verschwand mit dem Mädchen in einem brausenden Wirbel. Als die Andern das sahen, schrien sie jämmerlich und klagten dem herbeistürzenden Meister, wie ihr Genosse von den Geistern entführt worden sei. Da sprach der Meister: „Sehet ihr nun, daß ich euch wohl rieth; der ist verloren und ihr sehet ihn nicht wieder." Ein solcher Trost behagte den Jünglingen wenig und sie drohten dem Meister, daß sie ihn ermorden würden, schaffe er ihnen den Gesellen nicht zurück. Philipp kannte die Baiern zu wohl als ein entschlossenes und heftiges Volk, als daß er nicht Alles von der Drohung gefürchtet hätte, darum suchte er einstweilen die Sache auszustellen und sprach: „Ich will es versuchen und ist irgend noch Hoffnung, ihn zu retten, dann soll er gerettet werden."

Er rief alsdann einen der Geister zu sich und erzählte diesem, wie die Jünglinge ihn tödten wollten, wenn er den Geraubten nicht wiederschaffe, und der Geist ließ sich erbitten und sprach: „Morgen werde ich einen Rath an dem und dem Orte zusammenrufen und da soll Alles abgemacht werden. Komm also dahin und wir wollen sehen." Als die Sache nun zur Verhandlung kam, da erhob sich sogleich ein Gegner und der sagte, der Jüngling sei den Geistern verfallen, denn er habe dem Meister nicht gehorsamt und das Gesetz des Kreises übertreten. Andre meinten aber, man müsse ihn doch freilassen, um des Meisters Leben zu schützen, und so

ging das lange fort, bis der Vorsitzer sich an einen wandte, der unmittelbar neben ihm saß und den fragte: „Oliver, so sage du mir, was denn hier zu thun ist." Oliver stimmte für die Freilassung des Jünglings und bald darauf wurde derselbe auch dem Meister zurückgegeben. Das was er alles gesehen, hatte ihn aber so ergriffen, daß er nicht lange nachher in ein Kloster ging, wo er auch starb.

319.

Flucher bestraft.

Sigismundi Latomi relat. histor. autumn. de anno 1638. p. 46.
Martini Zeileri epistolae n. 229. p. 671.
S. de Vries, de Satan I, 308.

In der Nähe des Städtchens Forst, welches in der Niederlausitz gelegen ist, nahm im Jahre 1638 ein Reiter einem Fleischer gegen hundert Reichsthaler an Geld, womit dieser eben ausgegangen war, um Vieh zu kaufen. Der Beraubte beklagte sich darüber bei dem Commandanten und der ließ den Reiter alsbald zu sich entbieten. Auf die Anschuldigung des Fleischers leugnete der Reiter gradeweg und vermaß sich gar zu sagen: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich auch nur das Allermindeste darum weiß." Flugs erschien in der Kammer ein feiner Junker mit einem rothen Rocke nach der neuesten Mode; der faßte den Reiter und führte ihn mit sich weg. Am andern Tage fand man den Leichnam des Räubers an derselben Stelle, wo er den Raub begangen hatte. Die hundert Reichsthaler lagen aber in der Kammer des Commandanten am Boden.

320.

Teufel in der Bierschenke.

Sprengers Malleus II, qu. 1. c. 3.

In einem Städtchen bei Landshut waren eines Tages mehre Studenten in einer Bierschenke versammelt; sie beschlossen daß der, welcher das zu trinkende Bier zutrage, nichts zu zahlen habe. Einer von ihnen erbot sich, das Geschäftchen zu übernehmen; als er aber die Thür öffnete, um Bier zu holen, sah er einen so dichten Nebel vor der Thür, daß er erschrocken zurücktrat und sprach, er gehe um keinen Preis Bier holen. Da sagte ein Andrer, welcher ein kühner und frecher Bursche war: „Ei und wenn der Teufel vor der Thüre stände, ich schaffe uns Bier;" ging also und riß die Thür auf, wurde aber gefaßt und weg durch die Luft geführt, daß Alle ihn sahen und hörten, wie er jämmerlich schrie. Weit von dem Orte ab wurde er auf die Erde niedergesetzt. Er ging von da an in sich und ist später geistlich geworden.

321.

Die ungetaufte Glocke zu Knechtstein.

Joa. Wieri de praestipiis daemonum. Basil. 1577. col. 44.

In den Thurm der Abtei Knechtstein bei Köln hatte man eine ungetaufte Glocke aufgehängt. In der folgenden Nacht kam der Teufel, riß sie heraus und warf sie in einen nahegelegenen Moor. Daselbst hört man sie in der Weihenacht und in den Quatembernächten noch stets läuten.

322.

Kind dem Teufel geopfert.

Sprengers Malleus II, qu. 1 c. 13.

Die Frau eines gewissen Bürgers erwartete ihr Kindbett, wollte aber von keiner Hebamme wissen, sprach, ihre Tochter, welche auch Hebamme war, könne helfen. Der Mann fand das gar sonderlich und um sich Gewißheit zu verschaffen, was dabei eigentlich zum Grunde läge, verbarg er sich in einem Winkel, von wo er Alles sehen konnte, was in der Frauen Kammer vorging. Da sah er denn greuliche Dinge, wie das Kind, kaum geboren, dem Teufel geopfert wurde. Das geschieht nun gewöhnlich, indem man die Kinder unter Hersagung einer gewissen Formel in der Küche über dem Herde in die Höhe hebt; dem Kinde hier hatte die Tochter aber etwas angehangen, wodurch es ganz von selbst aufgehoben wurde. Als der Mann nun in die Kammer trat, drang er darauf, das Kind solle alsbald getauft werden. Zu dem Ende mußte man es in ein ander Dorf tragen, wo die Pfarrkirche stand, und der Weg dahin ging über eine Brücke. Als sie nun an die Brücke kamen, zog der Mann sein Schwert und hielt es der Tochter, die das Kind trug, entgegen, sprach, daß es Pathe und Pathin und noch andre Leute sahen und hörten: „Ich will nicht, daß du das Kind über die Brücke tragest, es soll allein hinüber, oder ich ersäufe dich in dem Wasser da. Hast du, schlechtes Weib, das Würmchen früher in die Höhe steigen lassen, dann kannst du auch machen, daß es nun ohne Jemandes Hülfe über die Brücke kommt." Da war das Mädchen wol gezwungen, zu gehorchen, denn andernfalls sah sie nur den Tod vor sich; sie legte also das Kind auf die Brücke und murmelte eine Beschwörung und flugs lag es auf der andern Seite des

Wassers an dem Ende der Brücke. Nun gingen sie Alle weiter zur Kirche und nach der Taufe wieder nach Hause. — Kaum aber war die Zeit der Reinigung der Wöchnerin vorüber, als der Mann Frau und Tochter zugleich dem Gericht anzeigte, wonach Beide auch zugleich verbrannt wurden.

323.

Teufel als Bär.

Erasmi Francisci höllischer Proteus.
S. de Vries, de Satan II, S. 369.

Im December des Jahres 1686 spielten einige Soldaten im Wachthause der königlich dänischen Festung Glückstadt mit Würfeln. Einer von ihnen verlor dabei fast all sein Geld, hielt aber nichtsdestoweniger mit Spielen an, wie sehr auch seine Mitspieler ihm abriethen, fortzufahren. Endlich fuhr er erbost gar in den greulichen Fluch aus, er wolle des Teufels sein, wenn er nicht Alles wiedergewinne, was die Andern ihm abgewonnen. Kurz nachher schlug die Stunde, in welcher er seinen Posten beziehen mußte. Da stand er noch nicht lange, als ein erschreckliches Unthier auf ihn zurannte in Gestalt eines Bären. Beim ersten Geräusch, welches dasselbe im Herzukommen machte, rief er: „Wer da?" Darauf antwortete das Unthier: „Ich bin's, dem du dich vor einer Stunde ungefähr zu Eigen gabst." Der Soldat, der das Fluchen bis dahin nur für eine Formel aus der Kriegerrhetorik gehalten und nicht gedacht hatte, daß der Böse das so im Ernste aufgenommen hätte, stand in gewaltiger Angst da, griff aber bald zum besten Mittel, welches zu ergreifen war, nämlich zum Gebete, worauf der Bär langsam zurückwich.

324.

Teufel geleitet den Ritter.

Caesar heisterbac. dial. mirac. d X. c. 11.

Ein Abt von Naumburg erzählte dem Cäsarius oft folgende Geschichte:

Eine Besessene sollte in der Kirche überlesen werden, als sie plötzlich auffuhr und rief: „Er kommt! Er kommt!" Jedermann fragte sie, wer denn käme, jedoch sie sprach nur: „Ihr werdet ihn schon sehen." Als nun bald darauf ein durch seine Waffenstärke weit berühmter Ritter in die Kirche trat, jubelte sie: „Da ist ja mein Freund, da ist er!" Der Ritter erschrak darob und sprach: „Was sagst du? Bin ich dein Freund?" — „Ja, gewiß," antwortete der Böse aus des Mädchens Munde, „mein allerbester, denn du thust stets meinen Willen." — „Ei, du bist doch ein dummer Teufel," sprach der Ritter lächelnd; „wenn du klüger wärest, dann zögst du mit uns aufs Turnier, wo die Männer sinken wie Schneeflocken. Da sitzest du aber hier und quälst das arme, unschuldige Mädchen." — Bist du es zufrieden," fragte der Teufel alsdann, „ich gehe mit dir; laß mich nur in dich fahren." Das wollte der Ritter aber keineswegs und sprach kurz: „Nein, das geht nicht." — „Dann laß mich auf deinem Sattel sitzen," bat der Teufel; doch auch das wollte der Ritter nicht, ebensowenig, daß er sich anderswo aufs Pferd oder auf den Zaum setze. Da sprach der Böse endlich: „Zu Fuße kann ich nicht laufen, du mußt mir irgend ein Plätzchen geben." Den Ritter jammerte das Mädchen zu sehr, als daß er dem Teufel die Bitte hätte abschlagen können, und er wies ihm ein Eckchen in seinem Mantel an, aber unter der Bedingung, daß der Böse ihm nichts zu Leide thue und so lange bei ihm bleibe, als die Tur-

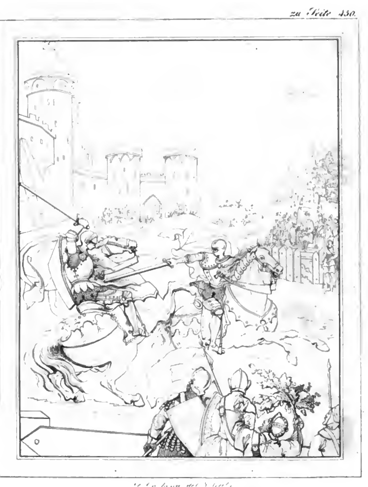
niere dauerten. Deß war Satan zufrieden und sprach: „Ich thue dir nichts, im Gegentheil, ich werde dir nur zum Vortheile sein.“ — „Und du wirst von mir weichen, sobald ich will?“ frug der Ritter weiter, und das gelobte der Böse auch und schwang sich husch in des Kämpen Mantel. Seit dem Augenblicke war dessen Lanze unwiderstehbar und wer vor sie kam, sank; wen er gefangen nehmen wollte, der mußte sich ergeben.

Wo der Ritter von dem Augenblick an stand und ging, da war der Teufel bei ihm, sprach und unterhielt sich mit ihm. Betete der Ritter in einer Kirche zu innig, dann raunte ihm der Böse zu: „Brumm nicht wieder so viel;“ und sprengte sich derselbe mit Weihwasser, dann hieß es: „Nimm dich in Acht, daß du mir nicht zu nahe kommst.“ So dauerte das fort bis zur Zeit, wo die Kreuzprediger das Land durchzogen und die Gläubigen zum Zuge gegen die Ungläubigen aufriefen. Da wollte denn der Ritter auch in eine Kirche gehen und sich mit dem Kreuze zeichnen lassen, aber der Teufel hielt ihn zurück und sprach: „Was willst du da thun?“ — „Gott dienen und dir entsagen,“ antwortete der Ritter; „weiche darum von mir.“ — Das gefiel dem Bösen aber nicht und er sagte: „Was misfällt dir denn so sehr an mir? Ich habe dir doch nie Uebles gethan, sondern bin dir immer zu Nutz gewesen; mir verdankst du deinen glorreichen Namen. Willst du es aber durchaus, dann muß ich dich lassen, denn ich habe es dir versprochen und zugeschworen.“ — „Ich nehme das Kreuz,“ sprach der Ritter, „und darum gehe von mir; ich beschwöre dich in Christi Namen.“ Da wich Satan.

Der Ritter aber zog zum heiligen Lande und kämpfte dort zwei Jahre gegen die Ungläubigen und als er zurückkehrte, baute er ein großes Hospital für Kranke und Pilger und zog sich endlich auch dahin mit seiner Frau

[illegible]
[illegible] Lemon vor [illegible] gefiel [illegible]
aber nicht [illegible] er sagte: „Was mißfällt dir [illegible]
an mir? Ich habe dir doch nie Uebles [illegible]
[illegible] zu Leid gemacht [illegible]
[illegible]

zu Seite 450.





zurück, seine noch übrigen Tage dem Dienste des Herrn zu weihen.

325.

Teufel sonder Kopf.

Mündlich.

Kunst- en Letter-Blad. 1843. S. 100.

Auf dem Heerwege zwischen Löwen und Bierbeek liegt eine bezauberte Stelle, ein Kreuzweg nämlich, auf dem der Teufel sich häufig zeigt. Wer da um Mitternacht vorbeikommt, der empfindet schon von Weitem einen starken Geruch, wie von Pech und Schwefel; dann übrigens ist es Zeit, sich platt mit dem Bauche auf die Erde zu werfen, denn der Teufel naht, und bleibt man aufrecht, dann ist man sicherlich verloren. Er erscheint gewöhnlich in folgender Gestalt. Einen Kopf hat er nicht, die Augen stehen ihm gleich unter den Schultern, und an der Stelle, wo der Magen liegt, befindet sich sein Mund, aus dem eine glühende Zunge herausleckt. Sieht der Böse, daß man platt an der Erde liegt, dann beginnt er seine Beute zu schlagen und zu rollen, bis man todesmatt kaum noch ein Wort hervorzubringen vermag. Ist er so weit, dann schreit er: „Du Höllenbrut, du, ich muß glühende Buttermilch für neunundneunzig Verdammte kochen und du sollst der Hundertste sein." Das ist aber nur eine letzte Probe und ein letzter Strick, den er spannt. Glücklich, wer dann Geistesgegenwart genug hat, zu antworten: „Hoho, Freund, du hast den Kopf gewiß verloren. Mit dir gehe ich wahrlich nicht." Gäbe man die Antwort nicht, dann müßte man selbst die Suppe für Neunundneunzig kochen und als Teufel sonder Kopf umwandeln, bis man einen Stellvertreter

fände; darnach würde man Wärwolf und bliebe dies so lange, bis ein Mann im Stande der Gnade uns eine tödtliche Schußwunde zubrächte.

326.

Duiveljong.

Mündlich.

Es gibt viel Menschen, die vermittelst teuflischer Künste sich ein Döschen zu verschaffen wissen, worin solch eine Teufelsbrut (Duiveljong) liegt. Es ist dies ein klein, schwarz Ding, wie ein Thierchen; dem muß man alle Tage ein rein leinen Tüchel unterlegen und ihm drei Tropfen eignen Blutes geben. Thut man das nicht, dann bekommt man Schläge von unsichtbarer Hand, die nicht enden, bis die Teufelsbrut ihr Blut hat. Will man es los sein, dann dreht man's nur in ein Taschentuch und wirft es auf die Straße. Wer es dann aufhebt, der kann es, will er's nicht, auf dieselbe Weise loswerden. Derjenige aber, der es dann aufnimmt, muß es behalten, denn es ist alsdann in der dritten Hand. Und würfe er es hundert Mal weg, es würde hundert Mal zu ihm zurückkehren.

Eine solche Teufelsbrut verschafft dem, welcher sie bei sich trägt, große Kraft. So war einmal ein Flachsschläger, der sechs Mal so viel Arbeit that, als jeder Andere. Er hatte nämlich in den Handgriff seines Schlägels ein Loch gebohrt und die Teufelsbrut dahinein gesteckt.

327.

Alraunen zu Wien.

Monatliche Unterredungen von dem Reich der Geister. Neunte Unterredung. S. 287 u. 288.

Der Vorsteher des Bücherschatzes in der kaiserlichen Bibliothek in Wien hatte ehedem dort nach dem gewöhnlichen Betzeichen keine Ruhe mehr und wurde oft mit Gewalt herausgetrieben. Absonderlich war dies der Fall mit demjenigen Zimmer, in welchem unterschiedene Manuscripte nebst andern raren Monumenten aufbewahrt werden. Da befanden sich auch zwei Alraunen, mit rothem Scharlach bekleidet und gleichsam in ordentlichen Todtenladen nach ihrer Größe liegend. An denselben befanden sich besondere Zeichen, als wenn sie verschiedenen Geschlechtes wären, und hat sich Kaiser Rudolphus IV. ihrer bedienet und gar seltsame Dinge mit ihnen verübet. Unter andern erzählt man, daß sie wie kleine Kinder hätten müssen gebadet werden und zwar mit unverfälschtem Weine. Wenn dieses nicht geschehen, haben sie ein Geheul angefangen wie neugeborne Kinder, welche erst vom Mutterleibe kommen, auch nicht eher nachgelassen, bis ihnen ihre ordentliche Pflege widerfahren ist.

328.

Der alte Schrank.

Joa. Nideri formicarium de malefic. deception. c. 2.

In Basel wohnte nicht lange vor dem zuletzt daselbst gehaltenen Concilium ein Mann, der der Zauberei verdächtig war; der hatte eine Tochter, und als er alt zu werden begann, heirathete die ins Haus. Nicht lange nachher erkrankte der Vater, der auch schon ziemlich bei

Jahren war, und er sah wohl voraus, daß er nicht mehr genesen werde. Eines Tages nun wies er mit dem Finger auf einen alten Schrank und sprach zu seinem Schwiegersohn und dessen Frau, seiner Tochter: „Lasset den Schrank ruhig stehen, wenn ich sterben sollte, und rücket ihn nicht von der Stelle; es würde euch sehr gereuen.“— Bald darauf starb der Alte. Seine Tochter kümmerte sich nicht viel um ihres Vaters Warnung wegen des Schrankes, wollte selbst das Haus nicht mehr bewohnen und in ein andres ziehen. Ihr Mann packte also den Schrank auf den Rücken, um ihn in die neue Wohnung zu tragen und das ging anfangs wohl und gut, auch war der Schrank nicht sonderlich schwer; je weiter er aber ging, um so schwerer wurde derselbe, so daß er am Ende seine Frau bitten mußte ihm zu helfen; so kamen sie mit dem Schrein in das neue Haus. Ob nun die Frau den Schrank daselbst geöffnet hat, oder was damit geschehen ist, das weiß man nicht; soviel ist aber sicher, daß, als sie mit ihrem Kindlein, welches sie gewonnen, in das Haus kam, sie wie wüthend über dessen Wiege herfiel und das Würmchen tödten wollte. Der Mann sprang glücklicherweise früh genug dazu und hielt sie davon ab, holte auch einen Geistlichen, der sie belas. Der Teufel rief aber aus ihr, er werde nicht weichen, ohne sie zu tödten, und so geschah es auch, und sie starb unter dem Belesen. Andern Tags ging der Mann über die Straße und ein Stein fiel oben von einer Dachrinne herab, ihm grade ins Gesicht, wodurch er so zugerichtet wurde, daß er kaum noch einem Menschen ähnlich sah.

329.

Das Fischnönnchen zu Löwen.

Lettre de Mr. l'abbé S. a Mlle. de G., beguine d'Anvers, sur l'origine et le progrès de son institut. Paris 1731. 8 p. 42. C. P. Serrure in der Wodana I.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigte man in dem großen Beginenhofe zu Löwen ein kupfernes Becken, dessen sich, wie man erzählte, ehedem eine fromme und einfältige Begine bedient hatte, um Fische zu fangen. Jedesmal, wenn sie Lust hatte, Fische zu essen, hielt sie das Becken in der Dyle unter Wasser und rief den Fischen, sie sollten hereinkommen. Diese gehorsamten alsbald und schwammen um die Wette herzu, um sich in das Becken zu werfen. Wenn dann die Begine sich genug für ihr Mittagmahl ausgesucht hatte, ließ sie die andern wieder ins Wasser springen unter den Worten: „Wachset und mehret euch!"

330.

Das Börsensträßchen zu Ypern.

Beschryving van Ypern. Ms.

Dies liegt östlich von der Südstraße und erhielt also seinen Namen. Es wohnte daselbst eine Zauberin, welche gewohnt war eine große alte, schwarze Börse von Thierhaut auf dem bloßen Leibe zu tragen. Sie hieß dieselbe Fortunatus-Börse, weil sie stets Geld darin hatte. Kam Jemand, der Geld von ihr leihen und ihr ein Stück Geld mehr zurückgeben wollte, als er empfing, zu dem sagte sie: „Kommt zu meiner Börse!" und sie zählte ihm so viel, wie er begehrte, wenn's gleich eine ungeheure Summe gewesen wäre und selbst viel mehr,

wie man hätte denken können, daß in die Börse gegangen. Das ging natürlich mit Zauberei zu, davon aber bekam das Sträßchen endlich den Namen Börsensträßchen.

331.

Fliegender Schilling.

Mündlich.

Bei dem Augustinerkloster in Gent liegt ein schöner Kreuzweg. Dahin gingen sonst viele Leute des Nachts, um sich einen fliegenden Schilling zu holen. Um den zu bekommen, opferten sie dem Teufel ein schwarzes Huhn oder eine schwarze Katze, an denen aber kein weiß Fleckchen sein durfte; dafür bekamen sie vom Teufel den fliegenden Schilling. Dann gaben sie dem Bösen auch ein Tuch, worin mehr denn hundert Knoten waren, und liefen weg, was sie konnten. Hatte der Teufel die Knoten eher gelöst, als sie die Ecke des Augustinerklosters erreichen konnten, dann war es mit ihnen geschehen und er brach ihnen den Hals; waren sie ihm aber aus den Augen, dann war es gut. Von Zehnen kamen übrigens kaum Neun mit dem Leben davon. Gaben sie nun den fliegenden Schilling aus, dann dauerte es keine drei Minuten und er war wieder in ihrer Tasche und hatte alles Geld an sich hängen, welches er berührt. Dadurch wurden die Leute in kurzer Zeit ungeheuer reich.

Andere sagen, der Sack, in welchem man dem Teufel das Huhn oder die Katze gegeben habe, sei mit hundert und mehr Knoten zugebunden gewesen.

332.

Brevier verwandelt.

Delrio disquis. magic. II, XII, fol. 76.

Ein Geistlicher ging, sein Brevier unter dem Arme, über die Straße. Da begegnete ihm ein Zauberer und rief: „Ei, so sehet doch diesen frommen Mann, der mit einem Spiele Karten unter dem Arme umherläuft!“ Der Geistliche griff nach dem Brevier, fand wirklich Karten an dessen Stelle und schmiß sie auf die Erde in den Koth; doch lag es kaum da, als er sah, daß er betrogen war, und sein Brevier wiedererkannte.

333.

Geld verwandelt.

Delrio disquis. magic. II, XII, fol. 79.

Wenn Faust oder Agrippa auf Reisen waren, so zahlten sie immer in schöner, blanker Münze; aber der dieselbe Empfangende war stets damit betrogen, denn er fand dieselbe nach einigen Tagen in ganz gewöhnliche Dinge verwandelt. So ging es unter andern einer Frau an der Mosel: dieser gab Faust ein Beutelchen, wie sie glaubte, voll Schildthaler, welches sie in ihre Tischlade legte. Als sie dasselbe nach einiger Zeit öffnete, fand sie es gefüllt mit Pferdemist.

334.

Dieb gezeichnet.

Mündlich von Frau Gourtmans.

In Antwerpen hat sich einmal folgende Geschichte zugetragen.

Einem Mädchen war eine goldene Kette gestohlen worden, und es ging zur Kartenseherin, um die zu fragen, wer der Dieb sei. Die Hexe sprach: „Das will ich euch wol zeigen, aber ihr müßt Muth haben, sonst geht es nicht." Deß war das Mädchen zufrieden, denn sie hatte nie Angst gehabt; und das Weib setzte einen Kessel mit Wasser auf den Herd und gab dem Mädchen eine große Stopfnadel in die Hand und sprach: „Nun gebet acht; wenn das Wasser kocht, hebe ich den Deckel von dem Kessel und der Dieb springt heraus; dann seid schnell und zeichnet ihn tüchtig, damit ihr ihn wiedererkennt, wo er euch begegne." Als sie dann noch einige Worte still geflüstert hatte, begann das Wasser langsam zu kochen und endlich gar überzulaufen; da hob die Hexe schnell den Deckel ab und es sprang ein Kerl aus dem Kessel; aber das Mädchen war so erschrocken, daß es nicht ans Zeichnen dachte; so entkam der Kerl. Darob war die Hexe wüthend, aber das Mädchen besänftigte sie durch ein schön Stück Geld und sie setzte den Kessel noch einmal aufs Feuer. Als der Dieb nun aber herausprang, da war das Mädchen schneller und sie gab ihm einen tüchtigen Streich über den Backen, so daß das Blut herunterlief. „Nun werdet ihr ihn schon finden," sprach die Hexe und das Mädchen ging nach Hause. Als der Hausknecht ihr die Thüre aufmachte, sah sie, daß er sein Gesicht verbunden hatte. Das kam ihr sonderbar vor und sie fragte ihn, was ihm fehle. Da er nicht bekennen wollte, was das sei, riß sie ihm das Tuch ab und sah, daß er es war, dem sie die Schmarre gegeben hatte.

335.

Auge ausschlagen.

Delrio disquis. magic. l. IV. c. II. qu. VI. sect. IV.

Ein Mann zu Rostock hatte Geld an einem gewissen Orte in seinem Hause verborgen. Als er es einige Zeit nachher nicht wiederfinden konnte, dachte er, es sei ihm gestohlen worden, ging zu einem Schmied und bat ihn, dem unbekannten Diebe ein Auge auszuschlagen. Da machte der Schmied einen Kreis und malte ein Auge hinein; sprach dann einige Worte und schlug einen dreieckigen Nagel durch das Auge. Im selben Augenblicke aber hatte der Mann selbst sein Auge verloren.

So hatte das kleine Söhnchen eines Andern einen silbernen Löffel in die Ecke unter einen Schrank geworfen; der Vater geht auch zu einem Schmied und läßt das Auge ausschlagen, aber das arme Kind mußte drunter büßen, wiewol es ganz unschuldig mit dem Löffel gespielt und an keinen Diebstahl gedacht hatte.

336.

Punklers Ring.

Sprengers Malleus malefic. I. qu. 1, c. 16.

Jedermann kennt den Eberhard im Bart, den ersten Herzog von Würtemberg. Zu dessen Zeit wohnte auf Lindenbrunn ein mächtiger Raubritter, und den zu bekämpfen, zog der Herzog auf die Burg los und belagerte sie. In seinem Gefolge hatte Eberhard einen kunstreichen Schützen, der hieß Punkler und der that jeden Tag drei Schüsse, von denen ein jeder einen Mann aus der Besatzung traf; that er mehr Schüsse, die waren unge-

wiß. Das merkten die von der Burg bald und Einer rief eines Tages dem Schützen zu: „Punkler, wahrhaftig, willst du uns denn den Ring am Thore selbst nicht ungeschändet lassen?“ Punkler rief ihm hinwieder: „Den hole ich mir und zwar bei hellem Sonnenschein und an dem Tage, an welchem wir die Burg in unsern Händen haben werden.“ So geschah es auch; er hatte mit einem begonnen und so nach und nach die ganze Mannschaft zusammengeschossen, und als darauf das Schloß erobert wurde, nahm er den Ring vom Thore und hing den an die Thüre seines Hauses in Rohrbach, welches in der Wormser Diözese liegt; da kann man denselben noch schauen.

Er hatte aber kein gut Ende, der Punkler; denn er wurde den Bauern langsam verhaßt wegen seiner Zaubereien und die überfielen ihn eines Tages und schlugen ihn mit ihren Hacken und Schaufeln todt. Man sagt, er habe auf ein Kreuzbild drei Pfeile geschossen und dadurch vom Teufel die Gabe erlangt, täglich drei sichere Schüsse zu thun.

337.
Zauberlohn.

Mündlich.

Ein Mann aus ..... schlief mit einem Kameraden in einem Bett. Häufig fand er denselben Nachts nicht neben sich und bemerkte, daß derselbe dann erst gegen Morgen zurückkam und zwar ganz müde und abgemattet. Daraus schloß er mit Recht, daß derselbe ein Zauberer sein müsse. Da er nun seinen Kameraden von Herzen gern hatte, auch daneben fürchtete, derselbe möge ihn

einmal bezaubern, sprach er ihm so lange zu, bis er einwilligte, sich belesen zu lassen und den Teufel abzuschwören. Sie gingen also zusammen zum Pfarrer und da war die Sache bald abgemacht. Später fragte er den ehemaligen Zauberer einmal, warum er sich denn eigentlich der Zauberei ergeben habe? Darauf antwortete der Andere: „Nur um ein wenig Geld zu gewinnen, aber es ist ein erbärmlich Handwerk. Häufig mußten wir bei die tausend Stunden weit über Land und See; auf dieser fuhren wir in Eierschalen. Um in ein Haus dringen zu können, verwandelten wir uns in eine Fliege oder in eine Maus und für alle die Mühe bekamen wir höchstens einen Schilling oder vier Stüber."

338.

Nachtfahrt.

Thom. Cantiprat. bonum universale de apibus. II. I. c. 57 §.18.

Ein Graf von Schwanenburg (al. Suavelenberg) hatte eine Tochter, die war in einem Nonnenkloster erzogen; dies arme Mädchen wurde jede Nacht von dem Teufel für einige Stunden weggeführt; wohin? das wußte niemand. Einer ihrer leiblichen Brüder, der Minoritermönch war, wollte dies erproben, nahm in einer Nacht seine Schwester auf den Schoos und umschlang sie fest mit seinen Armen, aber das half ihm all nichts; denn als die Stunde kam, wurde sie ihm plötzlich von unsichtbarer Macht entrissen. Dies erzählte Albertus Magnus in Paris, als er vor dem Bischofe dieser Stadt über die nächtlichen Entführungen vieler Frauen disputirte.

339.

Die fliegenden Hexen von der Peter-Heidens-Fahrt.

Mündlich.

An der Dürme zwischen Sinai und Exaerde liegt eine Stelle, welche man Peter-Heidens-Fahrt nennt; die ist im Waeslande überall bekannt und berüchtigt wegen der sonderbaren Erscheinungen, die man Nachts daselbst sieht. Es erscheinen daselbst nämlich fliegende Hexen in der Gestalt schöner Bauernmädchen, die fliegen auf ein Wort Stunden weit über Land und haben schon manchem Reisenden auf alle mögliche Weise Schrecken und Angst eingejagt. Ein alter, achtzigjähriger Bauer erzählte u. a. Folgendes von ihnen.

Eines Nachts gegen elf Uhr mußte er noch über die Dürme, denn vor Sonnenaufgang wollte er zu Sankt Nicolas sein. Er schrie aus Leibeskräften nach dem Fährmanne, der auf der andern Seite des kleinen Flusses wohnte, aber wie er auch rufen mochte, der Fährmann blieb schlafen. Schon hatte er eine halbe Stunde lang also dagestanden, als er plötzlich jenseits ein Weibsbild am Ufer stehen sah, das sprach nur: „Ripp!" und es stand auch schon neben ihm. „Ripp!" wiederholte es und es stand wieder auf dem andern Ufer. Da ermuthigte der Bauer sich und sprach: „Es wäre kein schlecht Ding für mich, lieb Mädchen, könnt' ich so schnell wie du über das Wasser kommen." Da sprach das Weibsbild: „Ei, dann sprich nur Ripp und du bist hier bei mir." Der Bauer erwiderte: „Wenn ich denn aber nun zweimal Ripp sage, was dann?" — „Ach," sprach die Andere, „dann wärst du schon eine halbe Stunde näher der Stadt." — „Das will ich doch einmal versuchen," sprach er und rief: „Ripp, Ripp!" und sogleich flog er über Wald und Wiese pfeilschnell dahin;

in seiner Angst trachtete er zu Boden zu kommen, meinte, er müsse auch dafür nun das Wort aussprechen und hielt sich dran: „Ripp, Ripp Rrrrrrrripp!“ Aber da kam er schön an, denn er flog Stunden weit immer fort und fort, bis er endlich in einer Haide zu Boden fiel, daß er meinte, er habe keine Rippe im Leibe ganz behalten. Zugleich hörte er ein schallend Gelächter hinter sich; er sah um, aber schon war Alles verschwunden.

340.

Der Todten Gang zum Rheine.

Caesar. heisterb. dial. mirac. XI. c. 33.

Es ist noch kein Jahr gelitten (Cäsarius lebte gegen 1250), da war Lambertus, einer unserer Mönche (in Heisterbach bei Bonn), eines Nachts im Chore eingeschlafen und sah, wie unser Kellermeister Richwinus, der vor mehren Jahren gestorben war, in den Chor trat, ihm mit der Hand zuwinkte und sprach: „Bruder Lambert, komm, laß uns zum Rheine gehen.“ Lambertus aber, der den Kellermeister wohl gekannt und wußte, daß er seit lange todt war, schüttelte verneinend mit dem Kopfe und sprach: „Ich gehe nicht mit dir, das glaube nur.“ Da ging Richwinus nach der andern Seite des Chores, wo ein alter Mönch, mit Namen Konrad, saß, der schon seit fünfzig Jahren in dem Orden war, und lud den auf gleiche Weise ein, mit zum Rheine zu gehen. Konrad warf seine Kaputze über den Kopf und folgte alsbald dem Kellermeister. Am folgenden Tage rief der Prior einige von uns nach dem Mittagmahle zu sich, unter denen war auch Konrad und Lambert. Da hörte ich, wie Lambert dem Bruder Konrad in's Ohr flüsterte: „Wahrlich, Bruder Konrad, du wirst bald ster-

ben; ich habe heute Nacht gesehen, wie du in dieser Kutte mit Richwin aus dem Chore und zum Rheine gegangen bist;" und er erzählte ihm die ganze Erscheinung. Konrad antwortete: „Deß habe ich wenig Sorge, ich wünschte, ich stürbe nun schon." Am folgenden Tage begann er auch zu kränkeln, starb in wenig Tagen und wurde in derselben Kutte begraben, welche er an jenem Tage trug.

341.

Todesgespenst.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. XI. c. 64.

Zu Bonn hat sich das Folgende begeben. Eines Tages nach der Vesper spielten die Schüler im Klostergarten und sahen, wie aus einem Grabe, in welchem die Kanonichen begraben zu werden pflegten, eine Gestalt hervortrat, mehre andere Gräber überschritt und in einem gewissen Grabe verschwand. Einige Zeit nachher starb ein Kanonich und wurde in dem Grabe eingesenkt, aus welchem das Gespenst hervorgekommen war; einige Tage später starb ein anderer Kanonich derselben Kirche und wurde da begraben, wo das Gespenst verschwunden war.

342.

Ritt zum Hexentanz.

Mündlich von Frau Courtmans.

Auf einem Meierhofe in Ostflandern wohnte ein Mädchen, welches seine Arbeit immer besser und schneller

verrichtete, als die andern. Das kam dem Bauer wunderlich vor, denn das Mädchen hatte auch außerdem so etwas Sonderbares in seinen Manieren, daß er nicht wußte, wie er mit ihm daran war; er hieß darum seinem Töchterchen, einmal eine Nacht bei der Magd zu schlafen, und wohl Acht zu geben, was sie vornehmen würde.

Als das Töchterchen nun bei ihr im Bette lag, da sah es, wie sie gegen elf Uhr aufstand und zur Thüre, hinausging; aber, was dabei unerklärlich war, die Magd lag zu gleicher Zeit auch im Bette. Das Kind wurde bang und wollte sie wecken, aber sie lag wie todt und gab kein Lebenszeichen von sich. Das dauerte bis vier Uhr Morgens; da sah das Kind die Magd wieder zur Thüre hereinkommen und sich ins Bett legen; im selben Augenblicke verschwand die Gestalt, die bis dahin neben dem Kinde gelegen hatte, und gleich darauf erwachte die Magd. Da fragte das Töchterchen, wo sie gewesen sei und sie antwortete: „Das will ich dir die künftige Nacht zeigen, wenn du uns nicht verrathen willst;" und deß war das Kind gern zufrieden.

In der nächsten Nacht gegen elf Uhr weckte die Magd das Töchterchen und beide gingen vorsichtig aus der Stube und in den Hof: da stand ein großer Hund und das Mädchen und das Kind setzten sich auf dessen Schwanz und der Hund rannte mit ihnen weg bis an ein großes Wasser, da sprang er hinein und schwamm über. Nachdem er noch eine kleine Strecke im Felde fortgelaufen war, fanden sich die Beiden plötzlich in einer großen Gesellschaft prächtig gekleideter Frauen, deren jede aussah wie eine Königin, und die tanzten und sangen zu der allerschönsten Musik, die man nur hören kann. Als das Kind das sah, rief es entzückt aus: „Herr Jesus, was ist das für eine Freude;" aber das war sein Unglück, denn im selben Augenblicke verschwand

die ganze Gesellschaft und das Kind fand sich allein in der düstern Nacht auf einem öden Felde. Am andern Tage Morgens sprach es die Leute an, die vorbeikamen, und bat sie um ein Stückchen Brot, aber keiner verstand es, denn alle redeten eine ganz fremde Sprache. So saß das Kind den ganzen Tag bis Abends elf Uhr; da kamen all die schönen Frauen wieder und bald darauf auch die Magd auf des Hundes Schwanz. „Nun sprich diesen Abend nur kein Wort," sprach die Magd, „denn sonst ist es um dich geschehen, und man bricht dir den Nacken." Das gelobte das Kind gern, sah auch noch wunderbare Dinge in der Nacht. So wurde eine Frau zur Hexe geschlagen und das ging also zu.

Man entkleidete sie ganz und gar und als das geschehen war, da traten Einige zu ihr mit langen Peitschen und geißelten sie, daß ihr das Blut den Leib herunterlief; das hielt sie auch ganz geduldig aus und verzog keine Miene dabei. Darnach faßten andre sie und warfen sie in eine große Bütte mit Wasser, wuschen und rieben sie, trockneten sie säuberlich ab und zogen ihr alsdann so schöne Kleider an, wie all die andern trugen; darauf tanzten sie allesammt, bis der Hahn krähte. Beim ersten Rufe desselben kam der Hund wieder und das Kind und das Mädchen setzten sich auf seinen Schwanz und ritten auf demselben Wege, den sie gekommen waren, nach Hause zurück.

343.

Glocke bricht den Zauber.

P. Binsfeld tractatus de confessionibus maleficorum et sagarum. Col. Agr. 1623. ed. 4. p. 215 und 313.

Ein Bauer, Namens Johannes, aus dem Dorfe Salmenroer im trierer Gebiete, war eines Donnerstages

zum Tanze auf der Hetzenroderheide geritten, wo bis zu unsern Zeiten noch viel Hexenwerk getrieben und viel Teufelsspuk gehört wird. Nach Beendigung des Tanzes hielt man Rath über allerhand Unheil, was Der oder Jener stiften müsse, und verspätete sich also, daß der Tag bereits anbrach. Nun beeilte sich ein Jeder fortzukommen und auch der Bauer; aber der war noch unterwegs, als in einer nahen Kapelle das Morgenglöckchen zu läuten begann. Zu gleicher Zeit schüttelte der Bock, den er ritt, ihn ab und er fiel nieder auf die Erde und zufälligerweise auf ein Stück Land, welches sein gehörte und auf dem seine Magd eben Gras für die Kühe schnitt. Das Mädchen erschrak gewaltig, als es seinen Herrn aus der Luft fallen sah, und rief: „Herr Gott, Oheim, wo kommt ihr her?“ Der Bauer erzählte es ihr offenherzig, gebot ihr aber, es nur ja für sich zu behalten. Es ist aber später doch ausgekommen und der Bauer verbrannt worden. — Noch viel Andere haben ähnliches durch die Glocken erfahren und darum sagen sie auch, wenn sie läuten hören: „Horch, die Hunde bellen.“

Ebenso hat der Bock ein Weib, Namens Gertrud, die auf derselben Heide getanzt hatte, zur Erde geworfen, weil sie zufällig den Namen Gottes ausgesprochen. Unglücklicherweise fiel sie in ein Dorngebüsch, wo sie sich stark verwundete. Als sie am andern Tage spät nach Hause kam, sprach sie zu ihren Nachbarinnen, sie habe eine Wallfahrt nach der Eberhardsklause gemacht.

344.

Schavackenstauen.

Mündlich von Frau Gourtmans.

Die Zipzenessen, deren ehedem eine große Menge in Belgien rundlief, waren ein gar gefährlich Volk. Wenn

sie Lust bekamen zu den Bauernjungen, dann sprachen sie zu ihnen: „Kommt, wir gehen Schavackenstauen (?), kommt mit, ihr sollt Freude haben." Dann folgten die Jungen ihnen und zwar so weit, bis sie an einen großen Baum kamen; darum machten die Zipzenessen ein großes Feuer und tanzten um dasselbe und gaben den Jungen Wein und wenn dieselben trunken waren, thaten sie ihren Willen mit ihnen. War das geschehen, dann sprach eine von den Zipzenessen: „Nun bleibt hier ein wenig sitzen, Bursche; wir wollen gehen und aufjagen;" und mit den Worten lief sie weg und die andern alle ihr nach und die Jungen schliefen ermüdet ein. Wachten sie am andern Morgen auf, dann sahen sie von den Zipzenessen keine Spur mehr und fanden sich wol tausend Meilen von ihrem Dorfe in einem ganz fremden Lande.

345.

Aalmutter.

(Palingsmoeder.) Mündlich von Frau Courtmans.

So hieß eine alte Zipzenesse, die zu Auderem bei Dendermonde wohnte. Als sie krank wurde und am Sterben lag, nahmen die andern Zipzenessen sie und steckten sie ins Wasser, indem sie sprachen: „Du hast in deinem ganzen Leben so gern Aal gegessen, iß nun auch so viel dir beliebt;" und mit den Worten ersäuften sie die alte Aalmutter.

346.

Priester zum Hexentanz entführt.

Joa. Franc. Pici Comit. Mirandolae strix sive de ludificat. daem. dial. III. Argent. 1612. p. 151.
Thyraei Daemoniaci h. e. de obsessis a spirit. daemon. homin. p. 167.

Zu den Zeiten Maximilians des Ersten lebte in den rhätischen Alpen ein gar frommer und gottesfürchtiger Priester. Der wurde eines Abends gerufen, einem fernwohnenden Kranken die Wegzehrung zu bringen; damit er nun um so schneller den Weg zurücklegen möchte, schloß er die Hostie in ein Büchschen, hing das an den Hals und bestieg ein Pferd, welches einen guten Trab ging. Als er so ein Streckchen geritten war, da kam ihm Einer entgegen, der lud ihn ein, von dem Pferde zu steigen und ein Schauspiel zu schauen, wunderbarer, als je etwas gewesen wäre. Der Priester war unklug und neugierig genug, der Einladung zu folgen, und stieg vom Pferde, doch im selben Augenblicke fühlte er sich mit dem Andern in die Luft gehoben und dahergetragen bis auf die Spitze eines hohen Berges: da sah er eine große und anmuthige Ebene, beschattet von schönem Baumwerk und umgürtet mit starrenden Felsen: in der Mitte derselben tanzten unzählige Reihen, spielte man Spiele aller Art und standen mit den ausgesuchtesten Speisen beladene Tische; liebliche Gesänge tönten dazu und kurzum es war da Alles, was nur eines Menschen Herz erfreuen kann. Der Priester stand noch ganz stumm darob, als der Geleitsmann wieder zu ihm trat und ihn fragte, ob er nicht der Königin seine Verehrung und ein Geschenk darbringen wolle? Die Königin nämlich saß auf einem hohen und prächtigen Throne und war schön und wohlgebildet über die Maßen. Alle nahten ihr nach der Reihe, warfen sich vor ihr nieder und reichten ihr

ein Geschenk. Der Priester dachte bei sich, das könne Niemand anders sein, als Christi Mutter, die benedeite Jungfrau Maria und der könne er kein lieberes Geschenk bringen, als ihres lieben Sohnes heiligen Leib. Als nun die Reihe an ihm war, da trat er auch gar demüthig zu ihrem Throne und legte ihr das Büchslein mit den Hostien auf den Schoos, aber im selben Augenblicke verschwand sie mit den andern Allen und den Priester umgab dickes Dunkel. Er rief Gottes Hülfe und Beistand an und suchte sich mit vieler Mühe einen Weg durch Wälder und Büsche und fand nach langem Wandern einen Hirten, von dem er erfuhr, daß er über hundert Meilen von dem Orte entfernt sei, wohin er die heilige Wegzehrung hatte bringen sollen.

347.

Das Paradies im Berge.

Thom. Cantiprat. bonum univers. de apibus. l. II. c. 57. §. 23 p. 556.

Als im Jahre 1231 Magister Conrad in Deutschland gegen die Ketzer predigte, wollte einer derselben den Meister zur Ketzerei verleiten; als er nun nach vielem Reden Conrad immer noch nicht überzeugen konnte, sprach er endlich zu ihm: „Du bist gar hartnäckig in deinem Glauben und hast doch in deinen Büchern kein einziges Zeugniß, worauf du sicher bauen könntest. Wolltest du meinen Worten aber vertrauen, ich führte dich zu Christus und seiner Mutter, daß du sie mit deinen leiblichen Augen schauen könntest." Der Meister ahnte alsbald einen Teufelstrug, doch wollte er sehen, was an der Sache wäre, und antwortete: „Könntest du das, dann müßte ich dir natürlich glauben." Darob war der Ketzer

hocherfreut und setzte dem Meister Tag und Stunde fest, wo sie zusammen gehen wollten. Conrad gelobte zu kommen, kam auch, aber trug unter seiner Ordenskappe ein Büchslein mit einer geweihten Hostie bei sich. Der Ketzer führte ihn nun in eine Berghöhle und da sahen sie einen ungeheuern Palast, der in wunderbarer Klarheit schimmerte. Als sie in den innern Theil dieses Palastes kamen, erblickten sie Throne, die leuchteten, als wären sie vom reinsten Golde gewesen; auf ihnen saß ein König, umgeben vom hellsten Glanze, und neben dem eine Königin von unendlicher Schönheit, die mit dem freundlichsten Blicke auf die Eintretenden schaute. Zu beiden Seiten der Throne standen Sessel und prächtige Stühle, auf denen Greise saßen, die Patriarchen und Apostel schienen; den übrigen Raum füllten unzählige Scharen von Engeln. Kaum sah der Ketzer dies alles, als er auf sein Angesicht niederfiel und anbetend liegen blieb während langer Zeit. Meister Conrad aber stand stumm und verwundert da, denn was er da erblickte, das übertraf seine Erwartung. Endlich erhob sich der Ketzer und fuhr ihn an: „Warum betest du nicht an, da du doch vor Gottes Sohne stehest? Gehe schnell und bringe ihm den Zoll deiner Verehrung, damit du aus seinem Munde des wahren Glaubens Geheimnisse erfährst." Da schritt der Meister alsbald näher, zog das Büchslein aus der Kutte und reichte es der Königin, die auf dem Throne saß, unter diesen Worten dar: „Bist du wahrhaft Christi Mutter, dann nimm hier deinen Sohn und ich werde dich als Gebärerin unseres Heiles erkennen und ehren." — Kaum aber hatte Conrad das Wort aus dem Munde, als die Erscheinung schwand und er mit dem Ketzer in so großer Dunkelheit saß, daß sie sich nur mit vieler Mühe wieder aus dem Berge

herausfinden konnten. Der Ketzer sah nun den Teufelstrug ein und bekehrte sich.

348.

Die zwei buckligen Musikanten zu Aachen.

Mündlich.
Alfr. Reumont Aachens Liederkranz und Sagenwelt. S. 333.

Am Tage Sankt Matthäi im Jahre 1549 kam ein armer buckliger Spielmann spät in der Nacht von einem Dorfe zurück, woselbst er bei einer Hochzeit aufgespielt hatte. Halb im Taumel bekümmerte ihn weder Zeit noch Ort und so ging er denn wohlgemuthet am Münster vorbei, als eben die Thurmglocke Mitternacht brummte. Da aber erschrak er umsomehr, als er nun hörte, wie spät es in der Nacht sei und dazu sich in der Luft ein seltsames Geschwirr, wie von Eulen- und Fledermausflügeln vernehmen ließ. Schnellen Schrittes eilte er, dem Graus der Geisterstunde und ihrem Spuke zu entfliehen, und beugte schüchtern in die Schmiedstraße ein, um durch sie zu seiner Wohnung zu gelangen, welche in der Jakobstraße gelegen. Was begegnete ihm aber, als er das Perwisch (Fischmarkt) betrat! Alle Fischbänke schimmerten von unzähligen Lichtern, welche weithin die dunkle Nacht erhellten; köstliche Speisen waren in goldenen und silbernen Schüsseln aufgetragen und perlender Wein blinkte in großen Krystallkrügen. Um alles herum aber saß eine Menge der reichstgekleideten Damen und ließen es sich trefflich schmecken. Erschrocken drückte sich der Spielmann in eine Ecke, denn nun erinnerte er sich entsetzt der Quatembernacht und ihres Hexenspukes. — Doch es war zu spät: eine der zunächst sitzenden Damen hatte ihn bereits bemerkt und führte ihn zum Tische. Dann aber sprach sie zu dem Spielmann, der mit vor

Angst klappernden Zähnen und schlotternden Knien dastand: „Fürchte dich nicht und spiele uns eine lustige Weise auf; wir werden dir dessen Dank wissen." Und indem sie so sprach, reichte sie dem Zagenden einen Pokal, mit würzigem Weine gefüllt; dieser ermuthigte wunderſam den Spielmann, der nun ihr nicht sobald den Becher, bis auf die Nagelprobe geleert, zurückgab, als er auch seine Geige zur Hand nahm und lustig zu fiedeln begann.

Da wurden eilig die Bänke mit Allem, was darauf stand, bei Seite geschafft und die Damen, unter denen er manche vornehme Frau aus der Stadt zu erkennen glaubte, erhobeu sich allzumal bei dem Ton seiner Geige, und bald wirbelten die Paare durcheinander. Nun aber ging es immer schneller und schneller und der Spielmann geigte, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, immer toller darauf los, so daß er mehrmals vermeinte, die Saiten müßten in tausend Stücke zerspringen und ihm Hören und Sehen vergehn. Indessen sausten die Paare noch immer durcheinander, während sein Arm kräftig den Bogen führte und sein Spiel von selbst aus einer Weise in die andere überging und oft so stark wurde, daß es ihn bedünkte, als sei ein ganzes Concert von Geigen und gellenden Flöten hinter ihm aufgestellt, welche alle in seine Töne einstimmten, und ihm das Ganze wie ein wirrer Traum vorkam. Da summte endlich die Thurmuhr drei Viertel auf Eins und plötzlich hielten die Paare in sichtbarer Erschöpfung inne, alles wurde wieder mit einem Male ruhig und in seine vorige Ordnung gerückt. Unentschlossen stand aber der Spielmann da, nicht wissend, ob er bleiben müsse oder scheiden dürfe. Da trat die frühere Dame wieder zu ihm und sprach: „Braver Spielmann, du hast uns wacker vergnügt, darum soll dir auch nun des Lohnes werden." Und da-

mit hatte sie ihm bereits sein Wamms ausgezogen, und ehe er noch recht zur Besinnung kommen konnte, war sie schon hinter ihn getreten und hatte ihm mit einem Griffe seinen Höcker abgenommen. Wer war froher, als unser erleichterter Spielmann! Dankdurchdrungen wollte er niederfallen vor seiner Wohlthäterin, — da aber schlug es Eins und Damen und Lichter und Schüsseln waren verschwunden und nur der Spielmann stand noch allein in der dunkeln Nacht. Der aber fühlte einmal nach seinem Rücken, denn ihm war es noch immer zu Muthe, als sei sein ganzes Abenteuer ein wirrer Traum gewesen. Doch nein, es war Wirklichkeit, er war gerade und schlank und sein Höcker verschwunden. Wer vermöchte wol die Freude seines Herzens zu beschreiben, in welcher er nun nach seinem Wamms griff, das vor ihm auf der Erde liegen geblieben! Doch noch eine zweite Freude war ihm beschieden, denn als er dasselbe aufnahm, kam es ihm ungewöhnlich schwer vor; und als er nach der Ursache dieser außergewöhnlichen Gewichtigkeit suchte, fand er dessen beide Taschen mit Geld gefüllt, und eilte als ein zweifach glücklicher Mann zu seiner Wohnung.

Dort aber erkannte die harrende Frau ihren verwandelten Mann fast nicht mehr wieder, bis ihr seine Erzählung von dem Begegnisse der Nacht den Hergang erklärte. Da staunte die fromme Frau sehr und pries den Himmel, der das Alles noch so glücklich gefügt.

Am andern Morgen aber wurde die Geige, die all das Glück in's Haus gebracht, unter das Bild des Schutzpatrones aufgehängt und fortan zum ewigen Gedächtniß für Kinder und Kindeskinder als ein Heiligthum bewahrt. —

Des armen Spielmanns Glück wurde nicht sobald in der Nachbarschaft bekannt, als es auch viele Neider erregte, unter denen sich vorzüglich ein anderer ebenfalls

buckliger Musikant durch seinen giftigen Groll auszeichnete. Seines vormaligen Gesellen nunmehriger Vorzug quälte ihn Tag und Nacht und richtete sein ganzes Sinnen und Trachten nur nach der Möglichkeit, es jenem gleich oder noch zuvor thun zu können. Deswegen übte er sich den ganzen Tag die schönsten Weisen ein und begab sich auf St. Gerhardi Nacht um die zwölfte Stunde nach dem Pervisch. Dort fand er auch richtig dasselbe Gelage und ward bald darauf zum Spielen aufgefordert; aber welch ein Unterschied! — Kaum hatte er in stolzem Selbstvertrauen seine lustig künstlichen Melodien angehoben und die Damen sich zum Tanze geschickt, als er auf einmal aus der Tanzweise in ein Sterbelied fiel und eine so traurige und herzbrechende Weise auffiedelte, daß höllisches Gepfeife und Gezische sich um ihn erhob und die Paare sich trübselig darunter her bewegten. Der Spielmann aber, noch immer vermeinend, seine besten Melodien vorzutragen, musicirte tüchtig darauf los und erwartete, als der Tanz geendet hatte, nichts weniger, als einen noch reichern Lohn denn sein Vorgänger, trat daher, Rock und Weste ausziehend, keck zum Tische. „Ei, ei, veste Frau!" rief er spöttisch, da er in der oben am Ehrenplatze der Tafel sitzenden Dame die gestrenge Frau Bürgermeisterin zu erkennen glaubte, die hier in aller Pracht und Herrlichkeit dem sonderbaren Male präsidirte, „was würde wol der Herr Gemahl sagen, wenn er Sie hier auf der Besenstielfestlichkeit anträfe? Aber lassen Eure Gnaden mich nicht allzulange hier ohne Lohn stehen, denn die Nacht ist kalt und es schlottern mir alle Knochen in der Herbstluft. Ich denke, mein Spiel ist doch wol noch eines bessern Preises werth, als das des Stümpers, der euch beim letzten Feste die Ohren gellen machte." Doch wie sollte er sich täuschen! Die Dame nahm im Nu den Deckel von einer der sil-

bernen Schüsseln und ehe er sich's versah, klebte der darin aufbewahrte Höcker seines Gesellen vor seiner Brust. So stand denn der Neidhard mit doppeltem Bollwerk umgeben und traute seinen Augen nicht, bis in einem Momente beim Schlage der Morgenstunde der Spuk verschwand und er sich unter zweifacher Last nach Hause trollen mußte.

349.

Der Doppelbuckel zu Calkaer.

Mündlich aus Wettern.

Zu Calkaer (in Ostflandern) wohnte ein Buckel, ein lustig Kerlchen und dem Spiele sehr ergeben. Der war eines Tages in ein nahes Dorf gegangen und dort bis zum späten Abend geblieben. Auf dem Heimwege fand er eine Herberge, die er sonst nie gesehen, ging hinein und sah, daß die Stube voll munterer Gäste war, die spielten und sangen. Er setzte sich alsbald zu einer Gruppe von Spielern und spielte so wacker drauf zu, daß er nicht nur sein Geld verlor, sondern auch Jacke, Weste, Stiefeln und Strümpfe und selbst die Hose; nur das Hemde blieb ihm übrig. „Nun ist es Zeit, daß ich mich nach Hause begebe," sprach er zu sich selbst „denn lauf' ich ohne Hose am hellen Tag umher, dann lacht man mich aus," und er nahm Abschied von seinen Spielgenossen und machte sich auf den Weg. Noch war er keine hundert Schritte weit, als er an einem kleinen Hügel eine Menge von Katzen fand, die im Kreise herumsprangen und sangen:

Pfot' an Pfot', Schwanz an Schwanz,
Kätzchen tanzt 'nen lustigen Tanz.

Als sie ihn sahen, sprach eine der Katzen zu ihm: „Tanz mit, tanz mit, Freund!" und der Buckel ließ sich das nicht zweimal sagen, griff die Pfoten der Katze

und walzte mit ihr; die andern sahen das nicht, ohne herzlich zu lachen, denn er sprang so tapfer, daß sein Buckel wackelte und schlotterte. Als er ausgetanzt hatte, fragte eine große Katze: „Wollen wir ihm nicht seinen Lohn dafür geben?" — „Gewiß, gewiß," antworteten die andern und sie nahmen ihn und setzten ihn auf den Hügel mit dem Rücken gegen eine Grube und die große Katze rief: „Schlagt ihn ins Gesicht, daß ihm sein Buckel abfällt." Im selben Augenblicke fühlte er einen Schlag auf dem Backen und zugleich rollte sein Buckel in die Grube; hocherfreut dankte er den gütigen Katzen und lief, was er konnte, nach Hause. Am andern Morgen, als er ausging, kannte ihn fast kein Mensch mehr, denn keiner konnte begreifen, wie er seinen Buckel los geworden, am wenigsten sein neidischer Nachbar, der auch bucklig war, wie er einst; der quälte ihn so lange mit Fragen und Bitten, bis er von der Herberge und den Katzen erzählte. „Nun werde ich meinen Buckel auch bald los sein," sprach der Nachbar und schritt Abends lustig auf die Herberge zu; da fand er dieselbe Gesellschaft, setzte sich zu ihr und verspielte auch Jacke, Weste, Stiefeln und Strümpfe; dann aber hörte er auf, denn seine Hose hatte er erst seit acht Tagen neu gekauft und die däuchte ihm zu kostbar, als daß er sie im Spiele darangeben sollte. Kaum aus der Thüre sah er schon die Katzen tanzen, ging auf sie zu und wurde auch zum Tanz eingeladen: „Ja, ein Sprünglein will ich wol mitspringen," sprach er, „aber es muß nicht lang dauern, denn mein Buckel ist nicht leicht." Die Katze sprang mit ihm herum, aber er trat ihr jeden Augenblick auf die Füße, oder er stolperte oder machte anders eine Ungeschicklichkeit, wurde deß auch bald müde und stand still und wollte nicht mehr tanzen. „Wollen wir ihm nicht seinen Lohn geben?" fragte die große Katze wieder und

die andern fingen an zu lachen und riefen: „Gewiß, gewiß! Vollauf, vollauf!"

Nun führten sie ihn auch auf den Hügel, stellten ihn aber mit dem Gesicht nach der Grube; dann sprach die große Katze: „Schlagt ihm ins Gesicht und setzt ihm einen Buckel drunter," und augenblicks fühlte er mit dem Schlage etwas auf seine Brust sich setzen, und als er näher darnach griff, erkannte er zu seinem Schrecken, daß das ein zweiter Buckel war. Wüthend wollte er sich umkehren, um unter die Katzen zu fahren, aber die Dillekensjagd sauste schon durch die Luft davon und er stand im Dunkel allein. In dem Dorfe durfte er sich seit der Zeit nicht mehr sehen lassen, denn Alt und Jung neckte ihn und die Kinder liefen ihm zischend auf der Straße nach; er zog also weg und man weiß nicht, wo er geblieben ist.

350.

Der Hexenversammlung zuschauen.

Barth. de Spina in Ponzinibium de lamiis apolog. I. c. 9. Mallei malefic. ed. lugd. 1669 II. 155.

Ein Mann aus der Gegend von Brixen ging Nachts einmal auf das Feld und kam auf einen Hügel, sah von demselben aus eine große Versammlung von Männern und Frauen, die bei hellem Lichterscheine sich unten auf der Straße erging; viele von denselben kannte er, wurde auch hinwieder von ihnen erkannt; er war aber zu bange, mit ihnen zu sprechen. Am andern Morgen begegnete er einer Frau, die er auch unter der Menge gesehen hatte, und diese sagte ihm: „Heute Nacht warst du in großer Gefahr, als du uns zugeschaut hast; hüte dich, noch einmal um diese Stunde an der Stelle zu sein."

351.

Der Holzhacker und die drei Katzen.

Sprengers Malleus II. qu. 1 c. 9.

In der Gegend von Strasburg liegt ein Städtchen, dessen Namen wir nicht nennen wollen. Darin war einmal ein Werkmann beschäftigt, in seinem Hause Brennholz zu schneiden, als ihm plötzlich eine Katze auf den Leib sprang und ihm auf alle mögliche Weise lästig wurde. Als er, deß müde, sie endlich von sich wegjagte, da kam noch eine zweite zu der ersten, und als er nun die zwei wegtreiben wollte, da kam gar noch eine dritte und alle sprangen ihm ins Gesicht und kratzten und bissen ihn an den Beinen. Nie hatte der Mann eine größere Angst ausgestanden; doch faßte er sich, machte schnell ein Kreuz und als die Katzen ihm dann noch nach dem Gesicht und der Kehle sprangen, packte er ein Stück Holz und schlug auf sie los; die eine traf er am Kopf, die andre an den Beinen, die dritte auf dem Rücken, so daß sie flüchteten und nicht wiederkehrten. Er ging wieder an seine Arbeit und setzte die noch eine Stunde lang fort; da drangen auf einmal zwei Gerichtsdiener in sein Haus, faßten ihn und führten ihn vor den Richter. Der schaute ihn lange und starren Blickes an, wollte kein Wort der Vertheidigung hören und befahl, ihn in einen tiefen Thurm zu werfen. Da saß nun der arme Holzhacker, heulte und schrie, was er denn gethan habe, daß es den Wächtern selbst leid that und die den Richter angingen, dem Manne doch Gehör zu geben. Der Richter aber erzürnte ob der Bitte, sprach, wie es möglich wäre, daß ein so arger Zauberer noch nicht zur Erkenntniß seiner Verbrechen kommen wolle und sich noch unschuldig nennen könnte, da doch Alles offenbar gegen ihn spräche. Endlich wurde der Richter durch anderer Raths-

herren Zusprechen bewogen, dem Manne Gehör zu geben. Als man ihn nun aus dem Kerker und in den Gerichtssaal brachte, da fiel er auf beide Knie nieder und bat mit Thränen, man möge ihm doch sagen, warum er gefangen genommen worden, denn er wisse sich keines Verbrechens schuldig. Da brach der Richter los und sprach: „Du scheußlichster aller Verbrecher, du willst noch nicht bekennen? Hast du nicht an dem Tage und zu der Stunde drei der vornehmsten Frauen der Stadt so mit Schlägen zugerichtet, daß sie sich bis heute nicht rühren noch regen können?" Da dachte der Holzhacker nach über die Sache und antwortete: „Ich habe mein Lebetage keiner Frau etwas zu Leide gethan, noch eine geschlagen, kann auch durch Zeugen beweisen, daß ich an dem Tage und zu der Stunde mit Holzschneiden beschäftigt gewesen. Haben doch eure Diener mich eine Stunde drauf noch an derselben Arbeit gefunden." Da wurde der Richter noch zorniger und schrie: „Da seht, wie er seine Schandthaten bemänteln will, und die drei Frauen liegen auch krank von seinen Schlägen zu Bette." — „Ja, ich habe wol gewisse Geschöpfe zu jener Stunde geschlagen," sprach der Holzhacker darauf, „das waren aber keine Frauen.' Darob standen Alle, die im Saale waren, stumm und fragten, was das denn für Geschöpfe gewesen wären? „Drei Katzen waren es," sprach der Mann und erzählte alles, wie es geschehen war. Da gab man dem Manne gute Worte, er möge doch von der Sache nicht weiter sprechen und Keinem davon sagen und ließ ihn frei und ungehindert seiner Wege gehen.

352.

Wettermachen.

I.

Remigii daemonolatria c. 25.

Ein Bauer im trierer Gebiete war mit seinem Töchterchen im Garten und beschäftigt, Kohl zu pflanzen. Weil das Kind sich so gut anschickte, hatte der Vater Freude an ihm und sprach: „Du verstehest das ja ganz prächtig, plag' dich nur schön." „Ei," antwortete das Kind darauf, „das ist auch eine schöne Kunst, ich kann doch noch andre Sachen, die viel wunderbarer sind, als das." Da fragte der Vater, was das denn wäre, und das Kind sprach: „Gehe nur ein wenig seitwärts und sage mir, auf welchem Theil des Gartens es regnen soll." — „Thu' es nur einmal," entgegnete der Bauer, „ich will schon weggehen." Als er nun zur Seite getreten war, machte das Kind ein Grübchen in die Erde und ließ sein Wasser hinein; das rührte es mit einem Stäbchen und murmelte einige Worte dazu und im selben Augenblicke fiel der reichste Regen in den Garten nieder. Da stand der Bauer stumm vor Staunen und Schrecken und fragte das Kind unter Beben und Zittern: „Aber wer hat dich denn das gelehrt." „Meine Mutter," antwortete das Töchterchen, „die weiß auch noch viel andere Sachen der Art."

Der Bauer ließ sich nichts merken, sprach aber zu seinem Weib, er wäre über einige Tage auf eine Hochzeit geladen und sie möge sich dazu bereit machen. An dem bestimmten Tage spannte er seinen Karren an, die Frau setzte sich darauf und er fuhr sie in die Stadt und überlieferte sie dem Gerichte. Nachher ist sie verbrannt worden.

353.

II.

Delrio disquis. mag. p. 747.

In der strasburger Diöcese unweit Schlettstadt war eine Zauberfrau gefangen worden, die durch keine Martern zum Geständnisse ihrer Verbrechen zu bringen war. Da sagte man ihr endlich, der Castellan vom Schlosse, darin sie saß, sei verreist, und man führte drei von ihren Freundinnen zu ihr, welche sie ausfragen sollten. Die versprachen ihr vollständige Freiheit, wenn sie ihnen bekennen wollte, auf welche Art und Weise sie ihre Zaubereien vollbracht hätte; aber das Zauberweib war gar klug und sprach: sie wäre unschuldig, deß man sie anklage, und es sei gar nicht schön, daß ihre Freundinnen kämen und sie verrathen wollten. Endlich aber fragte sie, was man denn von ihr wissen wollte, und da sprach eine von den drei Frauen: sie möchte gern wissen, wie man Unwetter machen könnte. Da sprach die Zauberfrau, das ist gar leicht, und wies auf eine Schüssel mit Wasser und sagte der Freundin, daß sie darin mit dem Finger rühren sollte, während sie selbst ihre Zauberworte murmelte. Und kaum war das geschehen, da erhob sich ein also greulicher Sturm mit Donner und Hagel und Regen, wie sich die ältesten Leute der Gegend nicht erinnern konnten, erlebt zu haben.

354.

Kurlenhorst.

Joh. Weichard topographisch-historische Beschreibung des Herzogthums Crain l. VII. c. 16.

Zwei mannsüchtige Bauernmädchen gingen in der Christnacht in einen kleinen Wald, um dort im hellen

Spiegel eines Brünnleins zu sehen, wer ihr zukünftiger Bräutigam sein solle. Ein junger Bauer hatte davon gehört, und weil er gern eines der Mädchen zur Frau gehabt hätte, ging er heimlich früher an die bezeichnete Stelle und kletterte auf einen Baum, der den Brunnen beschattete, um dem Mädchen von da sein Gesicht im Wasser zu zeigen; denn, meinte er, wenn sie ihn in dem Brunnen gesehen hätte, dann würde sie nicht anstehen, ihn zum Manne zu nehmen. Er saß nicht lange da, als die beiden Mädchen auch kamen. Er hielt umsomehr dafür, daß sein Anschlag glücken müsse, weil er ihnen abgelauscht hatte, daß sie bei dem ganzen Unternehmen kein Wort sprechen, nicht nach oben und nicht hinter sich sehen dürften; so nämlich hatte die alte Hexe, welche ihnen den Handel angerathen, sie gelehrt. Während die Mädchen nun in das Wasser schauten, um ihres Zukünftigen Gesicht darin zu entdecken, reckte er sich, so viel er konnte, von seinem Aste herüber, damit sie sein Gesicht recht deutlich sehen sollten. Indem aber wurde der Ast, der vielleicht von Alter gebrechlich und schwach, vielleicht auch von Natur nicht stark genug war, eine solche Last zu tragen, ihm ungetreu und brach plötzlich, so daß er mit dem Bauer nieder und ins Wasser fiel. Das gab aber einen so gewaltigen Plumps und das Wasser spritzte so sehr den fleißig zuschauenden Dirnen in die Augen, daß diese nicht anders meinten, als der Teufel selber habe sich hineingeworfen, und so schnell sie konnten, dem Dorfe wieder zuliefen. Sie fielen durch den ausgestandenen Schreck beide in eine schwere Krankheit, an der eine von ihnen auch starb.

Von dieser Begebenheit hieß man seit der Zeit den Wald Kurlenhorst, d. i. H.r.nhorst.

355.

Gesicht auf dem Kreuzwege.

Erasmi Francisci höllischer Proteus S. 809.
S. de Vries, de Satan, II. p. 374.

Im Jahre 1666 ließ sich in einer gewissen Stadt ein junges Mädchen bereden, bei Nacht und Unzeit auf einen Kreuzweg zu gehen, um dort ihren zukünftigen Liebsten zu schauen. Morgens aber fand man sie dort bleich und entstellt, mehr todt als lebendig. Man frug sie wol, was ihr begegnet, aber man konnte nichts aus ihr herausbringen bis gegen den dritten Tag; da erholte sie sich in etwas und rief: „Ach Herr, vergib es der Alten! Wie hat sie mich armes Kind verleitet!" Man fragte sie nun aus und sie erzählte, daß sie, als sie auf dem Kreuzwege die gewöhnlichen Worte ausgesprochen, auf dem Dache eines ihr gegenüberliegenden Hauses eine feurige Todtenlade gesehen, worüber sie dermaßen erschrocken, daß sie wie todt zur Erde gefallen.

356.

Die Bräutigamsschau.

Erasmi Francisci höllischer Proteus S. 815.
S. de Vries, de Satan II, p. 375.

Auf einem Schlosse, nahe bei Wien, beschwatzte einst eine alte Magd die drei jungen Edelfräulein, auszuklügeln, welches ihre Bräutigame sein würden, und gab ihnen dazu folgendes Mittel an die Hand. Von ihrem Mittag- und Abendessen sollten sie ein wenig übrig lassen und dies nebst einem Trunke Wein und einem Spiel Karten auf einen Tisch legen, dann gewisse Worte sprechen und sie würden ihre Bräutigame sehen. Dem

Allen kamen die Edelfräulein aufs allerfleißigste nach und kaum hatten sie die Ceremonien verrichtet, als auch drei Junker in die Kammer traten, sich an den Tisch setzten und von den drei Tellern aßen, ein jeder von dem Teller derjenigen, deren Zukünftiger er war. Als dies geschehen, fingen sie an zu spielen. Einem von ihnen aber entfiel zufällig ein Kartenblatt; da trat eines der Edelfräulein höflichkeitshalber zu dem Tische und bückte sich, um dasselbe aufzunehmen, doch da gewahrte sie zu ihrem allergrößten Schrecken, daß der vermeinte Junker abscheuliche Bocksfüße hatte. Darüber erschrak sie so sehr, daß sie die Bedingung, kein Wort zu sprechen, vergaß und laut aufschrie: „O Herr Jesus, sei mir gnädig!“ Mit den Worten stürzte sie aus dem Zimmer und nach der Schlafstube ihrer Mutter. Ihr Junker lief ihr wol nach, mußte aber vor der Stubenthür stehen bleiben und verschwand auch daselbst. Die zwei andern Edelfräulein und die alte Magd fand man am andern Morgen todt und jämmerlich zugerichtet am Boden liegen.

357.

Andreasnacht.

Erasmi Francisci höllischer Proteus.
S. de Vries, de Satan. II, 376.

Ein vornehmes Mädchen erzählte häufig Folgendes:

Als sie kaum zwölf Jahre zählte, rieth ihr eine Magd, sie solle sich in der Andreasnacht ganz allein bei dem Herde niedersetzen und das Vaterunser rückwärts hersagen, dann werde ihr zukünftiger Bräutigam ihr erscheinen. Das Mädchen that solches und augenblicklich öffnete sich die Küchenthüre und eine weiße Gestalt trat

herein. Sie meinte, es wäre die Magd, welche ein weißes Leinentuch umgehangen, um sie damit zu erschrecken, rief darum: „Du Närrin, meinst du, ich wüßte nicht, wer du bist?" Aber das weiße Bild trat ihr näher und sie sah, daß dessen Angesicht todtenbleich war, wie das einer Leiche. Da schrie sie in ihrer Angst und rief die Magd, welche draußen stand, ihr zu Hülfe zu kommen; zugleich wich die weiße Gestalt in eine Ecke zurück und verschwand. Die Magd eilte herbei und beruhigte sie, sagte, sie habe nichts zu fürchten. Das Mädchen erzählte nun von ihrem Gesichte und die Magd legte das so aus, daß ihr Bräutigam der Tod sein werde. Nachdem hat dies Mädchen immer sehr tugendsam und fromm gelebt, auch ein Alter von siebenzig Jahren erreicht. Mehre Male wurde sie zur Ehe gefragt, aber immer ging das wieder hinter sich und kamen Mühen und Beschwernisse dazwischen, so daß sie bis zu ihrem Tode unverheirathet blieb.

358.

Abrahel.

Le livre des prodiges. p. 97.

Im Jahre 1581 hat sich zu Dalhem, einem Dorfe zwischen der Mosel und der Saar, folgende merkwürdige Geschichte zugetragen.

Der Hirte des Dorfes, ein Mann, der Frau und Kind hatte, faßte eine glühende Liebe für ein junges Mädchen aus seiner Nachbarschaft. Eines Tages, wo grade all sein Sinnen und Denken auf sie gerichtet war, erschien sie plötzlich vor ihm im Felde, oder vielmehr nicht sie, sondern ein Geist in ihrer Gestalt. Der Hirte bekannte ihr seine Liebe und sie empfing das Geständniß

mit Freuden unter der Bedingung, daß er sich ihr übergebe und ihr in allen Dingen gehorche. Der Hirte war deß sehr zufrieden und that seinen Willen mit ihr. Einige Tage später verlangte Abrahel, denn diesen Namen hatte der Geist angenommen, daß er ihr sein einzig Söhnchen opfere, als Pfand seiner Liebe, und sie gab ihm einen Apfel, damit er das Kind davon essen lasse. Der Knabe hatte aber kaum hineingebissen, als er todt hinstürzte. Man kann leicht denken, wie untröstlich Vater und Mutter darob waren.

Am andern Tage stand Abrahel wieder vor dem Hirten und versprach ihm, daß sie dem Kinde das Leben zurückgeben wolle, wenn er ihr diese Gnade auf den Knien und, sie gleich Gott anbetend, abflehen wolle. Der Hirte warf sich augenblicklich auf die Knie, betete sie an und das Kind erwachte in derselben Minute zum Leben. Es öffnete die Augen, man wärmte es, rieb ihm die Glieder und es begann zu gehen und zu sprechen; kurz, es war ganz, wie vordem, nur magerer, blasser, eingefallener; die Augen waren matt und lagen gar tief; seine Bewegungen waren langsam und schwerfällig, sein Geist dumpf. So blieb es ein Jahr lang, da hörte man eines Tages plötzlich einen großen Knall, zugleich sank der Knabe hin und man sah, daß sein Leib ganz faul und von Würmern zerfressen war; er stank auch unerträglich. Der böse Geist, welcher denselben belebt, hatte ihn nämlich verlassen. Man zog ihn mit einer Mistgabel aus des Hirten Hause und begrub ihn ohne Gebet und Gesang in ungeweihte Erde.

359.

Schönes Frauenbild im Traume geschaut.

S. de Vries, de Satan II. S. 173.

Ein gottseliger Mann in Holland hatte einen Bruder, der sich einem wilden und wüsten Leben hingegeben hatte und weder nach Gott noch Gebot fragte. Durch viele Ermahnungen und frommes Zureden kam derselbe doch endlich wieder zur Besserung und wurde ein ganz anderer Mensch. Schon ein ganzes Jahr lang war er auf dem Wege des Guten fortgeschritten, als ihm in einer Nacht träumte, er wäre auf einer gewissen Stelle außerhalb der Stadt und fände daselbst ein Frauenbild von übermenschlicher Schönheit, die ihm zu sich winke, damit er sich mit ihr erlustige. Zwei Tage nachher hatte er denselben Traum und das schöne Weib wollte ihm nicht mehr aus den Gedanken. Abermals zwei Tage später sah er sie noch einmal und zwar immer auf derselben Stelle und, wie es ihm schien, in der Abenddämmerung. Dies machte ihn neugierig und gegen Abend machte er sich auf und ging aus dem Thore und dem Orte zu, wo er sie geschaut, und siehe da, er fand sie wirklich da und noch schöner, als sie ihm im Traume erschienen war. Sie winkte ihm freundlich und er nahte ihr zutraulich, doch da fiel ihm ein, daß sein Bruder ihm gesagt, der Teufel nähme häufig derlei Gestalten an und Anderes mehr, und das ängstigte ihn dergestalt, daß er, so schnell er konnte, weglief und sich nach Hause begab. Noch zweimal sah er das schöne Bild in seinen Träumen, aber er hütete sich wohl, noch einmal nach der Stelle zu gehen.

360.

Schwarze Mahr.

Heurnius, de morb. capitis. c. 30.

Ein glaubwürdiger Mann erzählte Folgendes: Als ich noch ein Knabe war, sollte ich in einer Nacht neben einer sehr tugendreichen und frommen Matrone schlafen. Während sie bereits schlummerte, sah ich einen langen schwarzen Mann, der sich über sie auf die Decke zu werfen schien. Am andern Morgen klagte sie, daß die Nachtmahr sie geplagt habe. Ich war, wie gesagt, noch jung und durfte von dem schwarzen Kerl nichts sagen, denn er hatte mir sehr gedroht, wenn ich auch nur das Mindeste davon offenbare.

361.

Nachtmahr.

Erasmi Francisci höllischer Proteus S. 103 ff.
S. de Vries, de Satan II, 299.

In einer ansehnlichen Stadt Deutschlands bezogen zwei begüterte Mädchen ein Haus, in welchem es, wie man allgemein sagte, umging; sie wußten aber davon nichts, als sie dasselbe gemiethet. Als sie nun da wohnten, geschah es häufig und selbst zwei und dreimal in der Woche, daß Nachts, sobald sie sich zu Bette gelegt, etwas auf sie fiel, welches sie so drückte, als hätte eine schwere Last auf ihnen gelegen; obschon sie davon zu ersticken meinten, konnten sie doch nicht ein Wörtlein einander zurufen oder Hülfe schreien. Dies begegnete ihnen nicht nur, wenn sie schliefen, sondern selbst, während sie noch ganz wach waren. Mehremale sahen sie beim hellen Mondschein, wie ein dunkles Schattenbild

kommen, welches sich über sie warf. Sie klagten darüber bitterlich bei einem verständigen und ehrlichen Manne, doch der sprach, das wäre nur Einbildung und käme von schwerem Blute, und sie sollten einen Arzt darum berathschlagen. Das war aber nicht also und schweres Blut konnte nicht schuld sein, denn sie hatten diese Gesichte nicht allein bei Nacht, sondern auch am hellen Tage. Da nämlich hörten sie sehr häufig ein seltsam Gepolter in ihrer Schlafkammer sowohl, wie in andern Zimmern. Wenn sie die Treppen herauf oder herabgingen, sahen sie oft einen schwarzen, langen und häßlichen Mann, der ihnen auch einigemal nachfolgte, wenn sie sich aus der Küche in ein anderes Zimmer begaben. Einmal hatten sie eine Frau zum Besuche und während sie mit derselben sprachen, erhob sich in der Küche ein solch Gerassel, Gepolter und Getreibe, daß die Frau in Angstschweis gebadet dasaß und seitdem das Haus nicht mehr betrat. Da sprach man endlich den Prediger über die Sache, und dieser rieth ihnen zu fleißigem Beten, doch half das anfangs gar wenig; doch als sie damit fleißig anhielten, ging es besser, der Spuk hörte aber nicht eher auf, sie zu quälen, bis sie ein ander Haus bezogen.

362.

Von der Mahr befreit.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. II. c. 8.

In der Pfarre des heiligen Remig zu Bonn lebte ein Priester, der eine schöne Tochter hatte; er hieß Arnoldus. Da er dieselbe über Maßen liebte und stets Verführung von Seiten der Kanonichen fürchtete, so schloß er sie jedesmal sorgfältig ein, wenn er sein Haus verließ. Eines Tages erschien dem Mädchen ein schöner Mann

und der beredete sie zu seiner Liebe und sagte ihr so viel Schmeichelworte, daß sie ihm ihre Gunst schenkte. Das dauerte so einige Zeit fort; als der Priester aber einmal wiederkehrte und in das Gemach des Mädchens trat, fand er sie in Thränen und Schluchzen und fragte mit väterlicher Besorgniß, was ihr fehle. Da bekannte sie Herrn Arnold alles und wie sie von dem argen Geiste verführet worden, und das ergriff sie so sehr, daß sie ihren Verstand darüber verlor. Der trübe Vater wußte kein ander Mittel, als sie auf die andere Seite des Rheines zu schicken, denn er dachte sicherlich, daß der Fluß die Mahr abhalten würde, noch ferner dem Mädchen etwas anzuhaben. So that er auch, aber kaum war das geschehen, als der Geist ihm erschien und zu ihm sprach: „O du arger Priester, warum hast du mir mein Weib genommen? Wahrlich, das ist dein eigener Schade!" Und mit den Worten stieß er den Mann dermaßen auf die Brust, daß derselbe alsbald Blut spie und am dritten Tage nachher starb.

363.

Blutsauger.

Mündlich in Flandern.

Dies sind eine Art von krötenähnlichen Thieren, die besonders gern in unschuldiger Mädchen Leib fahren. Eine solche Unglückliche meinet dann, sie sei schwanger, der Leib schwillt ihr an und wird immer stärker während neun ganzer Monate. Glaubt sie die Stunde der Geburt nahe, dann entschlüpft der Blutsauger ihrem Leibe ebensoschnell, wie er kam, und sucht in einer Andern Leib zu fahren. Man kann ihn fangen, aber dazu gehört viel Behendigkeit und noch mehr Vorsicht, denn

auch das allerkleinste Löchelchen in der Thüre, am Fenster oder anderswo genügt ihm, zu entwischen. Am besten ist es, ihn gleich todtzuschlagen und zu begraben.

364.

Schlange und Kröte.

Mündlich.

In einem alten Hause zu Gent wohnten ein paar bejahrte Leutchen, die konnten kein Essen in ihrem Brotschranke über Nacht verwahren. Das klagten sie einst ihrem Schwiegersohne und der sprach, er wolle es schon machen In der folgenden Nacht versteckte er sich unter den Tisch und da sah er denn, wie um Mitternacht ein Schlänglein unter den Boden herauskroch und nach dem Schranke schlich. Gleich darauf kam eine Kröte aus einem andern Loche und die machte sich gleichfalls nach dem Schranke zu. Als das Schlänglein an das Schloß rührte, sprang dies auf und die beiden Thiere theilten sich in den Vorrath von Essen, den sie fanden. Der Schwiegersohn nahm aber still einen Hammer und schlug sie auf die Köpfe, daß sie todt blieben. Seitdem konnten die Alten ruhig ihr Essen in den Schrank stellen.

365.

Schlange warnt.

G. Andersen Orient. Reisen. I, c. 17.
De Vries, Satan. I, 183.

Im Jahre 1645 gegen den Anfang Decembers ging der holländische Visitator zu Brotschia in Surate

mit einem Unterkaufmann, Namens Mylens, im Gemüsegarten der Factorei spazieren. Indem sah der Visitator eine große Schlange im Grase liegen, rief in aller Hast einen seiner Diener und befahl ihm, das Thier todtzuschießen. Mylens warf sich aber dazwischen und bat um Christi willen, man möge doch der Schlange nichts zu Leide thun, denn sie habe ihm einmal das Leben gerettet, und er glaube, es sei ein guter Geist, den Gott ihm in den heidnischen Gegenden zum Schutze gesandt. Darauf erzählte er das Folgende: Ungefähr vor drei Monaten legte ich mich in meinem Garten nieder, um zu schlafen. Ich lag noch nicht lange da, als diese Schlange mir nahte und so lange um mich herumlief, bis ich wach wurde. Beim Anblicke des Thieres erschrak ich und rief: O Gott, hilf mir! hörte aber darauf eine Stimme, wie von der Schlange, welche zu mir sprach: „Steh auf, nimm deine Flinte und gehe nach Hause, denn es ist ein Dieb daselbst eingebrochen, der bereits deinem Söhnlein den Hals abgeschnitten hat." Ich stand flugs auf, eilte nach Hause und der Dieb flüchtete. Leider fand ich es zu wahr, was die Schlange mir über meinen Sohn gesagt hatte.

366.

Frau säugt die Schlange.

Loysae de Borges, Hebammenbuch I. C. 49 S. 171.
Grundmann, Geist- und Weltliche Geschichtsschule I. S. 408.

In einem gewissen Dorfe, zwei Meilen von Strasburg, lebte ein Winzer mit seiner Frau und einem kleinen Kinde. Eines Tages arbeitete der Mann in dem Weinberge und die Frau ging vor ihm her und rupfte das Unkraut aus; das Kind hatten sie mit sich genom-

men und auf ein wenig Stroh gelegt. Nach einiger Zeit erwachte es und begann zu schreien und die Frau eilte zu ihm und legte es an die Brust. Während sie nun also da saß, sank sie in einen tiefen Schlaf und das Kind desgleichen, nachdem es vorher die Brust losgelassen und sein Köpfchen nach der andern Seite gekehrt hatte. Indem schlich eine Schlange leise herzu, faßte die Brust mit ihrem Maule und sog an derselben, ließ auch nicht wieder los, sondern hielt sich fest, worüber die Frau endlich wach wurde. In höchstem Schrecken rief sie ihrem Manne, daß er ihr helfe, doch der sah nicht ab, was da zu machen sei, nahm das Kind auf den Arm und brachte sie nach Hause; da ließ er alsbald einen Arzt kommen, der auch alle Mittel anwandte, aber ohne Nutzen, denn die Schlange ließ nicht von der Brust und sie wegreißen durfte man nicht, denn anders hätte sie beißen können und dann wäre die Frau vergiftet gewesen. Selbst half es nicht, daß der Arzt der Frau etwas gab, wodurch ihre Milch ganz bitter wurde. So blieb der armen Frau denn nichts übrig, als das Thier an der Brust hangen zu lassen und dies dauerte zehn ganzer Monate. Alle Milch schoß nach der einen Brust; in der andern hatte die Frau keine, so daß sie ihr Kind nicht mehr zu säugen vermochte und eine Amme für dasselbe nehmen mußte. Endlich rieth ihr Jemand, sich an einen Schlangenbeschwörer zu wenden, der mehr denn zehn deutsche Meilen von da wohnte; dem Rathe folgte sie auch und machte sich mit ihrer Schachtel, in der sie die Schlange zu tragen gewohnt war, am Halse, auf den Weg. Der Beschwörer machte sich alsbald ans Werk und die Schlange ließ die Brust los und spielte mit andern Schlangen, die in der Kammer umherkrochen; als sie das eine Weile gethan hatte, ringelte sie sich und stellte sich auf ihren Schwanz, worauf der Beschwörer

sie packte, ihr ein Stückchen Scharlach ins Maul steckte und ihr die Zähne ausriß. Die arme Frau war so ängstlich, daß sie weglaufen wollte, doch der Mann sprach, das wäre nicht nöthig; die Schlange werde ihr nichts mehr thun. Der Mann, der das erzählte, hatte die Schlange an der Frau Brust gesehen, so im Anfang, wo sie noch ganz klein war, als auch später, wo sie so groß geworden, daß Niemand je ihres Gleichen gesehen.

367.

Krötenstein.

Weber, Quellen der Unterredungskunst. I, S. 430.
S. de Vries, Histor. Ocean S. 569.

Am 27. Juli 1473 ging ein Mann aus Hopstag, Namens Berthold Gratter, gegen Mittag in einen nahen Busch, das Diepacher Thal genannt, um daselbst Holz zu hauen. In dem Walde angelangt, hörte er an dem hindurchfließenden Bache ein stark Gezische, Pfeifen und ähnlich sonderlich Geräusch, stand deßhalb von ferne still und schaute nach der Gegend hin, von wo er es hörte. Da sah er denn eine unglaubliche Menge von Schlangen, Nattern, Kröten und anderm giftigen Ungeziefer, welche alle auf einem Haufen durcheinander und übereinander krochen; es waren ihrer so viel, daß man eine große Tonne damit hätte füllen können. Zu ängstlich, um näher zu treten, steckte er nur einen Stock in die Erde, um die Stelle zu zeichnen, und entfernte sich still. Noch zweimal kehrte er am selben Tage zurück, um zu sehen, ob das Schlangengezücht noch nicht gewichen wäre, er fand sie aber noch da, ging darum nach vollendeter Arbeit nach Hause, wo er die Sache

für sich hielt und keinem Menschen auch nur das leiseste Wörtlein davon sagte. Drei Tage nachher endlich ging er noch einmal auf die Stelle und sah denn, daß die Schlängen alle weg waren; nur eine todte Schlange noch fand er und daneben eine getödtete Kröte, beide umgeben von dickem leimartigen Schleim. Neben der Kröte fand er einen sogenannten Krötenstein, der ihm nicht wenig Freude machte; er nahm ihn auf, reinigte ihn und trug ihn mit sich nach Hause, in der Hoffnung, daraus einigen Nutzen zu ziehen. Und darin betrog er sich nicht, denn diese Steine sind ein vortrefflich Mittel gegen alle vergifteten und entzündeten Geschwülste und Beulen. Der Mann machte ihn nur in einem Säckchen warm und rieb alsdann damit über die wunde Stelle. Noch ist der Stein in Besitz der Familie, deren Aeltester ihn jedesmal in Verwahr hat und ihn auch nur gegen eine große Summe Geldes ausleiht.

368.

Drachenstein zu Luzern.

Kircheri mundus subterran. VII, 4. 1.

Ein Bauer, der bei Luzern mit Mähen beschäftigt war, sah plötzlich einen Drachen über sich, der nach dem Pilatusberge flog. Unterm Fliegen enttröpfelte dem Ungeheuer eine Feuchtigkeit, die gleich frischem Blut auf dem schwarzen Boden anzusehen war, und in der Feuchtigkeit fand der Bauer einen vielfarbigen Stein, der noch zu Luzern bewahrt wird und ein kräftig Heilmittel ist gegen pestartige Krankheiten; daß sich das oft bewährt hat, davon zeugen die Stadtbücher, worin es beschrieben ist.

369.

Die bösen Spinnen.

Mündlich.

In der langen Münze zu Gent war ein Wirthshaus und darin eine Kammer, worin kein Mensch übernachten wollte, denn es war noch keiner lebend daraus zurückgekommen. Ein kühner Kerl versuchte es doch, legte eine Strohpuppe ins Bett, verbarg sich unter den Tisch und wartete so ab, was kommen würde. Um Mitternacht sah er, wie zwei faustgroße Spinnen hinter einem alten Bilde hervorkrochen und zu dem Bette eilten. Da setzten sie sich auf den Kopf der Strohpuppe, sonder Zweifel, um ihr Gift darauf auszugießen, aber der Bursche unterm Tische nahm eine Bürste, die er zufällig fand, und sprang zu dem Bette, wo er die Spinnen todtschlug. Seitdem war es in der Kammer geheuer.

370.

Hase erschreckt ein ganzes Heer.

Meyeri annales Flandriae l. XII. 129 v.

Nachdem Ratger, mit denen von Brügge, die vier Aemter wieder zu gewinnen, von Eecloo nach Assenede gezogen war, ordnete er im Süden dieses Ortes seine Reihen zur Schlacht. An Anzahl war sein Heer dem der Gentner weit überlegen, doch fiel ihm schon der Muth, als er hörte, daß Vilain der Gentner Führer war; vor Allem aber schien es den Brüggern ein schlechtes Zeichen, daß ein Hase mitten durch das Lager gelaufen kam. Ratger erbleichte darob und als die Schlacht begann, hielten die Seinen ihm wenig Stand und kehrten alsbald den Gentnern den Rücken.

371.

Die Teufelshasen zu Magdeburg.

Camerarii horae subcisivae p. 390.

Als im Jahre 1631 Magdeburg be gert war, so hörte ich von vielen Augenzeugen erzählen, sah man häufig Hasen in Menge zwischen dem Lager und der Stadt einherlaufen und die Soldaten wie mit sich locken. Man sah aber bald, daß dies ein Teufelsspiel war; denn alle, welche die Hasen verfolgten, fielen in die Hände der Besatzung und kamen also gar schlecht weg mit ihrer Jagd.

372.

Der Mönch zu Dresden.

P. C. Hilscher Nachricht von einem gewissen Mönche zu Dresden, welcher sich als eine böse Vorbedeutung jezuweilen soll sehen lassen. Dresden 1729.

Wenn ein Unglück, allermeist aber ein Todesfall, an dem Hofe in Dresden erfolgen sollte, dann pflegte, fürnehmlich auf den Basteien der Stadt ein Mönch mit einem Laternchen in der Hand und seinen Kopf unterm Arme tragend, herum zu gehen zu Jedermanns höchstem Schrecken.

373.

Petermännchen.

Mündlich.

In Schwerin auf dem alten Schlosse geht das Petermännchen um. Es trägt gewöhnlich ein rothes Mützchen und ein rothes Jäckchen. Steht dem Fürstenhause

aber eine Trauer bevor, dann hat man es stets vorher schwarz gekleidet erscheinen sehen.

374.

Klopfer zu Rechberg.

Mündlich.
G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 102.

Ulrich II. von Rechberg wurde im Jahre 1496 vergeblich von seiner Gemahlin, Anna von Wenningen, von ferner Fahrt erwartet. Früher hatte er seinen treuen Hund von Zeit zu Zeit mit Briefen geschickt; jetzt blieb auch dieser aus. Endlich, als sie einmal brünstig in der Burgkapelle für ihren fernen Gatten betete, störte sie im Beten ein lautes Pochen, so daß sie unmuthig ausrief: „Ich wollte, du müßtest ewig klopfen!“ Als sie das Thor öffnete, stand der Hund davor, aber ohne Brief. Sein Herr war todt und bald brachte man seine Leiche. Die Frau unterlag dem Kummer; auf dem Sterbelager hörte sie ein Pochen, bis ihr Auge sich schloß.

Seitdem hört man jedesmal, wenn einer aus der nun in den Grafenstand erhobenen Familie der Rechberger sterben soll, einige Zeit vorher ein lautes Geklopfe in den Hallen des alten Schlosses.

375.

Vorspuk vor der Sporenschlacht.

Van Velthem Spiegel historial IV. 24 S. 242.
Vgl. Meyeri annal. Flandr. l. X. a. 1302.

Der Graf von Atrecht sollte die vierte Schar der Franzosen führen. Als er merkte, wie die Fläminge

sich zum Streite rüsteten, da ließ er sich waffnen. Indem man ihm nun sein Gewaffen bereitete, kam ein Wolf dahergegangen, der war gezähmt und hieß Brune und der Graf hatte ihn schon lange; als das Thier sah, daß sein Herr sich kampffertig machte zu dem gewaltigen Streite, siehe, da sprang es mitten in den Ring der Knappen und wenn diese dem Grafen ein Stück anzogen, dann riß der Wolf es wieder mit seinen Klauen oder Zähnen herab. Der von Atrecht wehrte dem Wolfe und sprach: „Brun, was ist dir geschehen? Solcher Dinge pflegtest du nie zu thun und nie sah ich Aehnliches von dir." Der Wolf wollte aber nicht weg. „Brun, Brun!" sprach der von Atrecht wieder, „wenn du das noch mehr thust, dann sind wir nicht lange mehr zusammen." Da sah Brun, daß nichts ihm half, und er ging weg; man hat ihn auch nicht wiedergesehn.

Noch andre Wunder geschahen in der Stunde. Atrecht wollte Messe hören und ließ das seinem Kapellane wissen, und auch daß er Christi Leib empfangen wollt', ehe er zu dem Kampfe ritt. Als nun die Messe beendet war und Atrecht das Sacrament nehmen wollte, da war dies verschwunden. Der Pfaffe hatte großen Zorn darob und sprach: „Herr, was ist uns geschehen! Ich finde Gottes Leib nicht mehr." Atrecht erschrak nicht wenig, als er das hörte, aber er sprach: „Was ich begonnen, das will ich heute auch enden, komme mir davon, was auch kommen möge. Wenn der Streit gethan ist, dann will ich das Sacrament empfangen." Dieses Trostes mochte der Graf aber nicht mehr genießen.

Auch kam eine Kröte gekrochen, die war ganz grau, kam vom flämischen Heer. Man ließ sie kriechen, um zu sehen, was es bedeuten sollte. Sie kroch durch die Scharen durch und recht auf die Welschen zu. Da blieb sie stehen und blies mit den Backen auf die Welschen

und schoß lange Zeit ihr Gift auf sie zu; dann kehrte sie schnell wieder zurück.

Ein Roß auch hatte der von Atrecht, das ritt er selbst. Tausend Pfund hatte der König von Frankreich ihm dafür geboten und hundert Pfund jährlicher Renten. Es war vierzehn Fuß lang und gefährlich mit dem Zügel zu führen; zwei Kämpfe schon hatte er durch des Rosses Kraft gewonnen. Als nun sein Banner entfaltet war, da schlug er es mit den Sporen, aber anstatt hin zu rennen mit ihm, stürzte es zur Erde nieder, dreimal nach einander. Er rief: „Morel, was ist dir geschehen? Solcher Dinge pflegtest du nie. Du hast mich in schwerem Streite getragen und willst mir nun treulos werden, wo ich deiner mehr bedarf als je?"

Das waren alles gar schlimme Vorzeichen, aber Atrecht hörte nicht darauf. Zwei Mönche schlugen ihn von seinem hohen Rosse, da bat er um Gnade und wollte sich in der Fläminge Hände geben, aber die hörten nicht darauf und sprachen: „Und wärst du ein noch einmal so großer Herr Graf, sterben mußt du." Als er dann nach einem Edeln fragte, der sich seiner annähme, riefen die Fläminge: „Hier ist kein Edler noch Bauer, der dein Welsch versteht," und sie schlugen ihn todt und einer von Brügge schnitt ihm die Zunge aus dem Munde.

376.

Wolf und Adler vor der Schlacht.

Adr. van Meerbeeck S. 362.
J. de Grieck, de heerlyke en vrolyke daden van Keizer Carel V.

Als Kaiser Karl den Krieg in Deutschland gegen die Neugläubigen begann, da sah man einen Adler, der

in der Luft über des Kaisers Heer stand, auch kam aus dem nahen Walde ein Wolf gelaufen und lief zwischen der Spanier Fußvolk. Daraus hat man sogleich auf Sieg geschlossen. Ludwig Davila schreibt, die Sonne habe auch einige Zeit still gestanden und die ganze Luft in Feuer geglänzt, die Sonne aber roth, wie Blut.

377.

Zeichen vor der Schlacht von Roosebeeke.

Meyeri annal. Flandr. l. XIII. p. 190 a.

Nachdem Artevelde sich mit seinem Heere bei Roosebeeke gelagert, erwartete man für den folgenden Tag eine Schlacht. Obgleich das Heer der Fläminge sehr klein und der Franzosen Heer sehr groß war, fürchtete Artevelde nicht im Mindesten, den Sieg zu gewinnen. „Hier haben wir fast den ganzen Adel der Welschen," sprach er. „Keiner von euch schone ihrer, keiner nehme einen von ihnen zum Gefangenen; nur des Königes sollt ihr schonen; er ist noch Knabe und weiß nicht, was er thut; er geht, wohin man ihn leitet. Wir aber wollen ihn nach Gent leiten, damit er dort Flämisch lerne. Die Herzoge, Grafen und alle Uebrigen machet nieder; ihr werdet dadurch den Städten Frankreichs einen großen Dienst erweisen, denn sie wünschen nichts so sehr, als daß diese nie wieder nach Hause zurückkehren."

In der Nacht, welche der Schlacht vorherging, hörte man in dem Goldberge, welcher die beiden Heere von einander schied, ein großes Geräusch, Waffengeklirre und wie Stimmen streitender Männer. Als die Wachen Artevelde's das vernahmen, fürchteten sie, der Feind möge sie unerwartet überrumpeln, und sandten darum einige Kundschafter nach dem Berge; doch die hörten

und sahen nichts daselbst. Da weckte ein Weib, welches mit Artevelde gekommen war, diesen vom Schlafe auf und auch er hörte den Tumult und das Weib hörte ihn und Alle, welche wachten. Alle waren sehr erstaunt darob, doch als sie sahen, daß nichts davon zu fürchten war, begaben sie sich wieder zur Ruhe. Man glaubt, es seien böse Geister gewesen, welche erfreut ob der Beute, die sie da machen sollten, ein Vorspiel der Schlacht gespielt hätten. Ueberhaupt gingen noch keiner Schlacht so viele Zeichen vorher. So war schon eine Menge von Raben den Flämingen von Audenaerde aus nachgezogen, nun kam dieser Tumult, später sah man Raben in unzählbaren Scharen über beiden Heeren fliegen, auch soll ein schwarzer Nebel durch die Oriflamme gescheucht worden sein. Froissard erzählt: eine weiße Taube sei über der Welschen Heer erschienen und habe sich nach langem Fliegen endlich auf eine ihrer Fahnen niedergelassen.

Dies alles waren schlimme Zeichen für das flämische Heer, welches auch den gehofften Sieg nicht davontrug und selbst seinen Führer, Artevelde, verlor.

378.

Todesverkündigung.

Delrio disquis. mag. l. IV. c. II. qu. VII. sect. II.

In einigen Klöstern finden die Mönche, welche bald sterben sollen, eine weiße Rose auf ihren Sitzen, in andern sieht man sie wenige Tage vor ihrem Tode ohne Kopf auf ihren Stühlen.

(Gobel. Persona in vit. Si. Meinulphi.)

So bewahrt man im Kloster Bodken (?) ein wun-

derbares Glockenspiel; dieses beginnt jeglichesmal von selbst zu läuten, wenn eine Nonne des Klosters sterben soll.

379.

Die Geisterschau in Lübeck.

Krantzius l. 8 Vandaliae, cap. 29.
Thyraeus de lovis infestis. p. 74.

Im Jahre 1351 wüthete in Deutschland eine große Pest und da ist es geschehen im Kloster der Predigerherren zu Lübeck, daß der Bruder, welcher die Küche zu besorgen hatte, in einer Nacht ein Geräusch in dem Gasthause hörte. Gleich darauf vernahm er eine Stimme am Küchenfenster, welche sprach: „Koch, steh auf und mach das Essen fertig für die Brüder, die fortgehn wollen." Darauf fragte er: „Wie viel sind deren denn?" und die Stimme antwortete: „Sechs und dreißig aus dem Kloster und zwei Gäste, die mit ihnen verreisen." Verwundert über diesen Ruf bei Nacht und Unzeit, erhob er sich aus dem Bette und schaute durch ein kleines Loch in das Gasthaus. Da sah er nun gerade so viel Brüder um den Tisch sitzen, aber die trugen alle weiße Kleider und hatten die Stirn mit einem weißen Tuch umwunden, gerade wie man das den Gestorbenen zu thun pflegt. In Schauder und Schrecken kehrte der Bruder wieder in sein Bett zurück. Als aber alles sich also zugetragen und die Sechsundbreißig alle todt waren, da hat der Koch alles öffentlich erzählt.

380.

Das schwarze Schiff.

Tilm. Bredenb. sacr. collat. l. VIII. c. 12.
Hieron. Drexellus, vom Richterstuhl Christi S. 9, §. 3.

Als einstmals einer vom Adel, Gualterus van Meer, Kaiser Karls des Fünften Hofjunker, gegen Island schiffte, begegnete ihm ein Schiff, mit großer Gewalt daherrauschend, darauf er ein erschreckliches Gespenst, wie einen schwarzen Mohren als Schiffspatron gesehen. Des Gualteri Steuermann schrie an, wie gebräuchlich, frug, was sie führten, wohin sie wollten? Der schwarze Schiffmann antwortete: „Wir führen den Erzbischof .... und eilen zu dem Berg Hekla." Als Gualterus das hörte, ging er in sich, und als er zurückkam, ging er zu Leyden in den Franziskanerorden.

381.

Der Todten Gebet.

Heur. Caesarii Zielen-Hemel en Hel p. 225.
S. de Vries, de Satan II. S. 386.

Ein Choral eines Stiftes in Salt-Bommel (Geldern) ging zu Zeiten einer schweren Pest frühmorgens in die Kirche, um mit den Kanonichen und den Suppoßten die Metten zu singen. Er zog sein Chorkleid an und wollte eben in den hohen Chor treten, als er vier Priester in die Kirche treten sah, die, wie er nicht anders meinte und wußte, an der Pest krank lagen; sie gingen nach ihren Stühlen, hielten da mit vieler Andacht ihr Gebet und entfernten sich durch die südliche Thüre der Kirche. Der Choral war nicht wenig erstaunt darob, ging weiter auf dem Chore und auf die Stelle,

wo er zu stehen gewohnt war, nämlich vor dem Gestühl des Dekanes, und schlug daselbst die beiden Bücher auf, das Gesangbuch und die Psalmen Davids. Außer ihm befand sich noch Niemand in der Kirche. Kaum aber hatte er die Bücher geöffnet, als die Kerze, welche vor ihm auf einem Leuchter brannte, plötzlich ausgeblasen wurde. Er ging in die Sakristei zum Küster und zündete seine Kerze wieder an, kam wieder zu seinem Stuhl, doch siehe, da schlugen die Bücher ihm vor der Nase zu und die Kerze wurde abermals ausgeblasen. Als er in die Sakristei kam, schalt der Küster mit ihm, meinte, der Choral habe ihn zum Narren halten wollen, wie ihm das nicht selten geschah. Der Knabe entschuldigte sich bestens, ging wieder auf seine Stelle, doch die Bücher fuhren zum andernmal und mit mehr Gewalt noch zu und die Kerze erlosch wieder. Des Küsters Schelten fürchtend, trat der Choral zu der Gotteslampe, um an dieser die Kerze anzuzünden, aber die Lampe wurde mit Gewalt zu mehrenmalen auf und niedergezogen, so daß es unmöglich war, die Kerze daran zu bringen. Da erfaßte den Knaben eine furchtbare Angst und er lief, so schnell er konnte, in die Sakristei, kroch unter des Küsters Chorrock. Inzwischen kamen die Kanonichen in die Kirche, er erzählte ihnen alles und sie machten große Augen darob, steckten die Köpfe zusammen, sprachen ihm dann aber Muth ein und er ging mit ihnen die Metten singen. Nachdem diese geendet, kam die Zeitung in die Kirche, daß jene Priester, welche der Choral in der Kirche gesehen, zur selben Stunde, wo sie ihm erschienen, gestorben waren.

382.

Todtenlade kommt durchs Fenster.

Dominicus Neuhaus, vom Beistand Gottes S. 131.

Ein frommer, ehrlicher Bürger mußte eine Reise machen, ließ seine Frau gesegneten Leibes zurück, hoffend, daß er noch vor der Zeit ihrer Entbindung zurücksein werde. In einer Nacht aber konnte er nicht schlafen; da sah er beim hellen Mondschein, wie das Fenster seiner Schlafkammer sich öffnete, eine Todtenlade hereinschwebte und vor seinem Bette anhielt; auch gleich darauf, wie eine Frau darin lag, seiner Ehefrau ganz und gar ähnlich, und endlich noch, wie ein klein Kind ihr in den Arm gelegt wurde. Erschrocken flüchtete er aus dem Bette und lief der Thüre zu, da schaute er noch einmal um und sah die Todtenlade noch dastehen. Morgens früh packte er seine Sachen zusammen und eilte nach Hause zurück; da erzählte man ihm, daß seine Frau in derselben Stunde von einer unzeitigen Frucht entbunden worden und gestorben sei.

383.

Die Kindesmörderin.

Erasmi Francisci höllischer Proteus. S. 400.
S. de Vries, de Satan. II, S. 402.

Eine Wittib ging kurz nach dem Läuten der Feierglocke mit einem ihr bekannten Mädchen an einer Stelle vorbei, wo sie beim Mondschein die Gestalt eines Frauenzimmers sahen, welches sein Haupt in der Hand hielt. Das Mädchen, welches auswendig viel reiner war, als inwendig, und noch für eine Jungfrau durchgehen wollte, wies der Wittib die Gestalt, indem sie sprach: „Sehet

doch, was stehet da für ein schön Müsterchen!" Die Frau wurde aber ängstlich und sprach: „Lasset uns machen, daß wir hier wegkommen, das bedeutet nicht viel Gutes;" worüber die vermessene Dirne aber spöttisch lachte. Endlich gingen sie zusammen weiter und das Mädchen konnte nicht aufhören zu spotten über das Gesicht, besonders, da ihre Gesellin ihr bemerkte, daß die Gestalt eine so geblümte Schürze und Ueberrock getragen, wie sie, die Dirne. Nicht lange nachher genas das Mädchen eines unehlichen Kindes, und da sie fürchtete, daß dadurch eine Heirath, die eben im Plane stand, rückgängig würde, ermordete sie dasselbe, meinte also ihr unzüchtig Treiben vor der Welt verborgen zu halten. Es hatte aber Jemand gesehen, wie sie das todte Kind unter die Erde scharrte, und der zeigte das der Obrigkeit an, worauf das Mensch des Todes schuldig erklärt und öffentlich enthauptet wurde.

384.

Doppelte Gestalt.

S. de Vries, de Satan. II. S. 421.

Ein gelehrter Professor an der hohen Schule zu Utrecht hatte häufig die Gewohnheit, Nachts, wenn seine Frau bereits lange zu Bett war, noch das Eine oder Andere an einem Tischchen in der Nähe des Bettes sitzend aufzuzeichnen. Eines Abends hatten die beiden Eheleute sich zugleich zu Bette gelegt. Einige Stunden später erwachte die Frau und erschrak nicht wenig, als sie in dem Schlafzimmer Licht bemerkte. Sie erhob sich im Bette und sah ihren Mann an dem Tischchen schreiben. „Wie, sollte der noch aufgestanden sein?" dachte sie und fühlte einmal neben sich, doch da lag ihr Mann auch

neben ihr; zugleich verschwand die andere Gestalt und das Licht. Nicht lange nachher wurde der Professor krank und starb.

385.

Das Lichtchen.

Mündlich.

Bei Brüssel war ein Kind gestorben, hatte aber keine Ruhe und konnte keine finden. In jeder Nacht nämlich, die Gott erschuf, sah der Vater desselben ein Lichtchen vor seinem Bette auf und abschweben; einst bemerkte er selbst, wie es durch das Schlüsselloch der festverriegelten Thüre drang und nach Eins auch wieder da verschwand. Er erkannte, das müsse seines Kindes Geist sein, und betete fleißig für dessen Ruhe; nach einiger Zeit auch blieb das Lichtchen weg und kehrte nicht wieder.

Es ist oft und anderswo noch geschehen, daß sich Geister in Form eines Lämpchens gezeigt haben.

386.

Wie die Todten dankbar sind.

Van den troost der Zielen in't Vaghevier. S. 139.
Den dobbelen Zielentroost S. 58.

Da war ein Ritter, der ging nie über einen Kirchhof, sonder die Seelchen in dieser Weise zu grüßen:

Gott grüß euch, ihr Seelchen all zusammen,
Ich kenne nicht all eure Namen,
Doch bitt ich Gott durch Jesu Blut,
Daß er euch schenk' das ewig Gut.

Nun geschah es einmal, daß er in der Nähe des Kirchhofs fast in seiner Feinde Hand fiel, denn diese kamen plötzlich aus einem Hinterhalte auf ihn zu. Erschrocken lief er dem Kirchhofe zu, vergaß aber nicht seines gewöhnlichen Gebetchens, sondern sprach dieses, wie er immer that. Da stand mit einem Male der Kirchhof voll von Männern, die Hämmer, Hacken, Schaufeln und anderes Handwerksgeräthe — viele führten auch Waffen — in den Händen hielten und auf des Ritters Feinde anrückten. Diese liefen erschrocken davon und wagten seitdem nicht mehr, dem Ritter etwas anzuhaben.

Es war auch ein Schreiber, der dieselbe löbliche Gewohnheit, wie der Ritter, hatte. Als man den begraben sollte und der Geistliche am Grabe stehend sprach: Requiescat in pace! da riefen all die Seelchen: „Amen."

387.

Die weißen Reiter.

Van den troost der Zielen in't Vaghevier. S. 141, wahrscheinlich aus Thomas Cantiprat. II. 53, 30.

Da war einmal ein reicher und mächtiger Herzog, der lebte anfangs in allen weltlichen Gelüsten, bekehrte sich aber endlich und wurde ein frommer Mann. Als das seine Edeln sahen, da wurden sie unwillig und sie reizten einen König gegen ihn auf, der ihm sein Herzogthum abnehmen wollte. Da flüchtete er auf ein starkes Schloß und befahl sich daselbst in Gottes Hand. Am Morgen des Tages, wo der König zur Belagerung des Schlosses heranrückte, sah der Herzog aus dem Fenster und erblickte ein großes Heer von weißen Rittern die auf weißen Rossen näher kamen; einer der Ritter ritt bis vor das Fenster und sprach zu dem Herzoge:

„Fürchtet den König nicht, Herr Herzog, wir stehen euch bei; wir sind allzumal Seelchen, denen ihr durch eure Gebete und Almosen geholfen habet." Bald darauf erschien der König mit seinem Heere und der Herzog rückte ihm kühnlich entgegen mit wenigen Soldaten; die weißen Reiter scharten sich aber gleich zu ihm. Als der König diese sah, da erschrak er und nahm mit all seinen Streitern die Flucht.

Ganz dasselbe geschah auch dem Herzoge Eusebius von Sardinien, als der mit dem Herzoge Ostergius von Sicilien in Krieg war, wie das ein frommer Abt erzählte, der grade zu der Zeit von den Soldaten des Letztern gefangen genommen worden.

388.

Die Kinder in der Krypta von St. Bavo.

Mündlich.

Man hatte einmal einen Leichendienst in der Bavoskrypta gehalten und nach Beendigung desselben die Thüren wieder geschlossen. Drei Kinder, die während des Dienstes da herumgestrichen waren und sich die alten Gräber beschaut hatten, verspäteten sich und wurden so eingesperrt, und da Nachmittags nichts in der Kirche zu thun war, so konnte man ihr Klopfen und jämmerliches Schreien nicht hören und sie waren gezwungen, die Nacht über da zu bleiben. Aengstlich krochen alle drei unter eine Todtenbahre, über die das Leichentuch noch hing. Gegen zwölf Uhr Nachts regte es sich aller Orten und Enden in der Krypta und eine Menge von Priestern und Chorknaben erschienen, die sangen und gingen in Prozessionen rund. Als der Küster Morgens in die Krypta kam, fand er die Kinder noch unter der

Bahre, das eine aber war vor Schreck gestorben, das zweite wurde am selben Tage noch tödtlich krank und starb bald nachher; das dritte allein blieb am Leben und erzählte später noch häufig den Vorfall. Seitdem klopfte der Küster vor dem Kirchenschlusse dreimal an die Thüren der Krypta.

389.

Gespenster in der Dünenabtei.

Mündlich.

Eine Magd, die längere Zeit bei dem Meier, der in den Ruinen der Dünenabtei wohnt, gebient hatte, wollte eines Tages nicht länger bleiben und verließ noch am selben Abende den Pachthof. Lange quälte man sie, die Ursache davon zu sagen, aber sie wollte es nicht; endlich ließ sie sich doch überreden und erzählte Folgendes.

Eines Abends ging ich mit einem andern Mädchen in den Baumgarten. Da sahen wir deutlich sich Nebel zwischen den Bäumen sammeln und immer dichter und endlich so dicht werden, daß das Mädchen sprach: „Sieh doch, Trine, diesen Abend nebelt es stärker, als ich mich zu erinnern weiß, je gesehen zu haben." Ich stand auch verwundert darob; aber bald sahen wir Dinge, die ich nie vergessen werde. Es erschien nämlich eine Todtenlade, mit einem weißen Bahrtuche überdeckt; die wurde getragen, ohne daß man sah, von wem, und schwebte so durch den ganzen Baumgarten. Ich zog das Mädchen am Aermel und sprach: „Komm, komm, ich sterbe vor Angst," und wir wollten weglaufen nach dem Hofe zu; indem aber war es auf einmal, als stände der ganze Baumgarten in Flammen und damit verschwand die Todtenlade. Im Hause hatten wir aber

keine Ruhe und das Mädchen ging nach dem Hinterfenster, um zu sehen, ob sich nichts mehr zeigte. Plötzlich schrie sie: „Trine, ach Gott, die Schweine sind los und laufen im Hofe herum; wenn sie am jungen Kohl nagen, dann wird die Pächterin böse und wir haben keine Ruhe im Hause. Komm schnell, damit wir sie in den Stall treiben." Wir eilten in den Hof und sahen die Schweine vor uns, hörten sie auch grunzen und gingen ihnen nach, um sie zurück in den Stall zu bringen, aber sie liefen dem Felde zu; als wir ihnen nachsetzten, verschwanden sie in einem Augenblick sammt und sonders vor unsern Augen. „Das geht nicht mit richtigen Dingen zu," sprach ich, „komm doch einmal nach dem Stalle." Wir gingen dahin und siehe, der Stall war geschlossen; die Schweine lagen alle ruhig darin. Von dem Augenblicke ab wollte ich nicht mehr da dienen und am andern Morgen schnürte ich mein Bündel."

390.

Scheinsoldaten.

Scherertzius de spectris in fin. admon. 10.
G. de Vries, de Satan. II. S. 438.

Unter des Königs Gustav Adolf Reiterei war ein Offizier, der, wenn er auf eine Expedition ausging und einem stärkern Haufen, als der seine war, begegnete, alsbald ein paar Compagnien oder auch ein ganzes Regiment Reiter erscheinen ließ, bei deren Anblick die Feinde sogleich die Flucht nahmen. So jagte er oft mit wenigen natürlichen und wirklichen, einen großen Haufen aber der Scheinsoldaten, eine ganze Abtheilung von Feinden aus ihren Quartieren.

Scherertzius hörte desgleichen von zwei Kriegsober-

sten, die, wenn sie ein Dorf ausplündern wollten, die Bauern zuvor mit einem Regimente solcher Scheinsoldaten in die Flucht trieben. Später haben sie das herzlich bereut' und Kirchenbuße dafür gethan.

391.

Geschütz kehrt sich um.

Joach. Francius de bello german. p. 98.

Während des dreißigjährigen Krieges bemerkte man zu Erfurt, daß mehres Geschütz und Gewehr in dem Arsenal sich von selbst bewegte. Ein Kanone, die auf dem Walle lag, kehrte sich selbst um und wandte die Mündung der Stadt zu. Das erweckte viel Staunen und Verwunderung, doch kannte man die Bedeutung der Erscheinung zuerst nicht, bis die Stadt nicht lange nachher eingenommen wurde; da sah man, was das hatte bedeuten sollen.

392.

Der Rabe.

Mündlich.

C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1843 No. 7.

Auf dem Friedhofe von Scherpenheuvel hatte man einen Mann begraben, der ein sehr schlechtes Leben geführt. Die nächste Nacht und alle folgenden Nächte wurden die Nachbarn des Kirchhofes durch ein schreckliches Geräusch aus dem Schlafe geweckt; gerne hätte man gewußt, von woher das komme, aber man konnte nichts anderes bemerken, als einen Raben, der von Zeit zu Zeit kam und sich auf das Grab jenes Mannes niederließ.

Daraus schloß man natürlicherweise, daß das Gelärme nur von dem Letztbegrabenen herrühren könne. Man holte die Leiche wieder aus der Erde und warf sie in einen Graben, den Raubvögeln zur Atzung. Seitdem erschien der Rabe nicht mehr und war es auf dem Friedhofe ruhig.

393.

Straße gesperrt.

Phil. Ericii virga Dei in Germania. p. 451.

Ein gewisser Hans Jacob, Soldat im kaiserlichen Heere gegen die Schweden (1636), war von frühester Jugend an ein ganz abscheulicher Flucher. Eines Abends hatte er mit mehren Andern lang in der Schenke gesessen und gespielt, auch bei jedem verlornen Spiele nach Gewohnheit geflucht, und ging spät erst mit einem seiner Gesellen nach Hause. Da sahen beide im Mondschein ein großes schwarzes Ding, welches quer über die Straße lag. Hans Jacob frug seinen Gesellen, was das doch sein möge? und der antwortete, es wäre wahrscheinlich der Schatten eines Baumes oder Pfahles. So gingen sie weiter. Als sie dem Dinge aber nahe gekommen waren, da stieg dasselbe plötzlich vor ihren Augen auf, und sie sahen, daß es eine riesige Gestalt war mit Augen, wie feurige Bomben und Hundsohren, die länger als zwei Spannen auf jeder Seite vom Kopfe herabhingen, überhaupt so fürchterlich und abscheulich anzusehen, daß es mit keiner Feder zu beschreiben ist. Diese Gestalt faßte den Flucher, führte ihn auf Mannslänge in der Luft ein paar Ruthen weit mit sich fort und ließ ihn alsdann gar unsanft niederfallen. Sein Gesell hatte glücklicherweise noch so viel Geistesgegenwart, daß er zu

der Schenke zurücklief und ein paar Kameraden holte, mit deren Hülfe er den andern unter Dach brachte. Eine Zeit lang blieb der noch ohnmächtig daliegen, erholte sich dann aber langsam und führte von da an ein ganz anderes Leben.

394.

Reiter sonder Haupt.

Erasmi Francisci höllischer Proteus. S. 472.
S. de Vries, de Satan II. S. 332.

Ein gefreiter Corporal ging eines Tages von Weingarten nach Heidelberg. Als er bei der Stadt ankam, fand er das Thor bereits geschlossen, nahm darum seinen Weg einem andern Thor zu, welches er noch offen zu finden hoffte. Während er nun so schnell als möglich am Stadtgraben vorbeilief, hörte er plötzlich einen Reiter hinter sich, der in starkem Trabe auf ihn zukam; da er meinte, der Reiter wolle, gleich ihm, auch noch in die Stadt, so schaute er um und sah denselben von weitem auf einem weißen Pferde herbeijagen; als er ihm aber näher kam, gewahrte er, daß es ein schwarzer Kerl sonder Haupt war. An der Stelle, wo er sich just befand und der Andere ritt, war das Ausweichen schwer; das machte den Corporal umsomehr ängstlich, als es klar war, daß das kein natürlicher Reiter sein konnte. In der Verlegenheit zog er endlich den Degen und bot dem auf ihn frisch Zurückenden die Spitze. Da verschwand der Reiter zwar, doch der Corporal wurde von einem heftigen Winde erfaßt und kam stark in Gefahr, in den Stadtgraben geschmissen zu werden, doch leistete er tüchtig Widerstand und hielt sich je länger, je weiter vom Wasser ab. Da flog ihm der Hut plötzlich vom

Kopfe und zugleich fühlte er sich bei den Haaren ergriffen und von der Erde aufgehoben. Nun wuchs seine Angst noch mehr; er nahm all seine Kraft zusammen und floh, so schnell er konnte, dem nächsten Dorfe zu, wo er die Nacht über blieb.

395.

Die Kalberstraße und die Rothe-See-Straße zu Ypern.

Beschryving van Ypern. Ms.

Zu der Zeit, als zu Ypern noch Götzendiener wohnten, gab es in der Kalberstraße einen reichen Mann, der ein kupfernes vergoldetes Kalb anbetete. Alle Samstage opferte er demselben ein lebendes Kalb und theilte Sonntags das Fleisch an Alle aus, die dessen haben wollten. Nach seinem Tode aber war er verwünscht, in Gestalt eines schwarzen Kalbes zu spuken, und er sprang also immer kreuz und quer in der Kalberstraße herum und Jedem, dem er begegnete, auf den Leib, meist auf den Rücken. Endlich hat ein Priester, deß müde, ihm aufgepaßt und ihn durch Beschwörungen in die rothe See verwünscht und das ist in der letztern Straße geschehen.

396.

Das Pantoffelsträßchen zu Ypern.

Beschryving van Ypern. Ms.

Eine englische Frau, die kostbare Pantoffeln trug, ist vorzeiten von der Brücke in dieser Straße gestürzt oder gestürzt worden, das weiß man nicht. Nach ihrem

Tode aber sah man jede Nacht eine weibliche Gestalt in dieser Straße erscheinen, die auf Pantoffeln schlappte, und das Klatschen der Pantoffeln hörte man die ganze Straße durch, sah aber weiter nichts, als einen leicht vorbeifliegenden hellen Schein.

397.

Spuk zu Bouchoute und Assenede.

Mündlich.

Auf dem Taxanberge bei Bouchoute stand ehedem ein starkes Schloß; noch sieht man die breiten Gräben und Wälle und die geräumigen Keller. In den letztern wandelt es um.

Der Steiartshof zu Assenede war ehedem ein Templerschloß. Von da geht ein Gang bis zur Kirche, und in dem Gange spukt es auch.

398.

Der gebundne Teufel.

Mündlich von Frau Courtmans.

In dem Kloster Sander kam der Teufel häufig die Paters quälen und plagen. Deß wurden diese endlich müde und sie beschwuren ihn und legten ihn in einen Keller, wo sie ihn mit eisernen Ketten banden. Als sie ihn zwangen, seinen Namen zu nennen, sagte er, er heiße Bornus. Noch heutzutage findet er sich in dem Keller und Viele erzählen, ihn gesehen zu haben.

399.

Spuk auf der Schädelstätte.

Mündlich.

In Münster auf der Schädelstätte läßt sich jede Nacht eine glühende Gestalt sehen, die ein glühendes Beil in der Hand führt. Damit schlägt sie um eins ein Kreuz und verschwindet.

400.

Drei Enten.

Mündlich.

Auf dem Mühlenteiche zu Münster erscheinen Nachts zwischen zwölf und eins drei Enten: ein Wirk, eine schwarze und eine weiße. Die schwimmen dreimal um den Teich und kommen sie an der Mühle vorbei, dann sprechen sie: „Gott erlöse uns."

401.

Geist im Pfarrhaus.

Le livre des prodiges p. 154.

Im Jahre 1726 übernahm ein Geistlicher Namens Bayer die Seelsorge in Rutheim und bezog die dortige Pfarrerwohnung. Einen Monat nachher wurde er auf eine jämmerliche Weise gequält von einem bösen Geiste. Dieser kam zuerst in Gestalt eines schlechtgekleideten und gar verdächtig aussehenden Bauern, der dazu noch scheuß- lich roch, an das Pfarrhaus und klopfte. Man führte ihn in die Stube und da sagte er, er komme von Sei- ten eines Beamten des Fürstbischofes von Constanz und

habe einen Auftrag, der aber auf den ersten Blick schon unwahrscheinlich klang. Darnach verlangte er zu essen und man setzte ihm Fleisch, Brot und Wein vor. Das Fleisch packte er mit beiden Händen und verschlang es mit den Knochen, indem er sprach: „Da seht, wie ich die Knochen mitesse; das thuet mir einmal nach." Dann nahm er den Krug mit Wein und leerte ihn in einem Zuge, verlangte noch mehr zu trinken und trank das auf gleiche Weise, worauf er wegging, ohne ein Wort zu sagen, ohne sich auch nur im Mindesten zu bedanken. Die Magd, welche ihn bis zur Thür geleitete, frug ihn, wer er wäre? Darauf antwortete er: „Ich bin aus Ruthingen und heiße Georg Raulin." Das war aber auch nicht wahr. Dem Pfarrer drohte er im Weggehen noch: „Warte nur, ich werde dir schon zeigen, wer ich bin."

Den ganzen Tag blieb er im Dorfe, wo Jedermann ihn sah. Gegen Mitternacht kehrte er wieder zur Thüre des Pfarrers und schrie da dreimal mit schrecklicher Stimme: „Bayer, Bayer! Ich will dich lehren, wer ich bin." Während drei ganzer Jahre kam er so jeden Tag gegen vier Uhr Nachmittags und Nachts an das Pfarrhaus, aber nicht stets in derselben Gestalt. Bald erschien er als ein bärtiger Hund, bald als ein Löwe oder als ein anderes grausames Thier; nun wieder als ein Mann, dann als ein schönes Mädchen, um den Pfarrer zur Unkeuschheit zu verleiten. Oft auch machte er in dem Hause einen Lärm, als hätte ein Küfer an einem Fasse gearbeitet, und nicht selten trieb er's damit so arg, daß man meinte, das ganze Haus stürze zusammen. Der Pfarrer rief oft die Kirchmeister und andere Personen des Dorfes in sein Haus, aber man entdeckte gewöhnlich keine andere Spur von dem Geiste,

als den unerträglichen Gestank, den er schon bei seinem ersten Besuche als Bauer um sich verbreitet hatte.

Da nahm der Pfarrer endlich seine Zuflucht zu Beschwörungen, doch diese hatten keinen Erfolg. Besser wirkte folgendes Mittel: der Geistliche nahm einen Zweig geweihter Palme und einen gesegneten Degen und ging damit dem Spuk zu Leibe; das hatte er kaum dreimal gethan, da blieb er aus und ließ sich nicht fürder sehen.

402.

Junker Ludwig.

Erasmi Francisci höllischer Proteus.
S. de Vries, de Satan I. S. 448.

Auf einem Felde dicht bei der Stadt Eger läßt sich häufig ein Gespenst sehen in Gestalt eines Mannes mittlerer Größe. Das Volk nennt dasselbe Junker Ludwig und erzählt, daß vormals einer des Namens da gewohnt und die Grenzsteine betrügerischer Weise versetzet, dafür auch nach seinem Tode habe umwandeln müssen. Ein Mädchen ging einmal allein außerhalb des Thores von Eger spazieren, kam auf die Stelle, wo das Gespenst sich zu zeigen pflegte. Da trat ein Kerl auf sie zu, den sie alsbald als den Junker Ludwig erkannte, der griff ihr mit der Faust an die Brust, die dadurch ganz schwarz wurde, wie verbrannt, und verschwand alsdann. Sie ging nach Hause und erzählte, was ihr begegnet, fügte auch hinzu: „Ich habe mein Theil weg," legte sich zu Bette und starb am dritten Tage nachher.

403.

Der Trogschrapper zu Zwevezeele.

Mündlich.

Jansens im Kunst- en Letter-Blad. 1843. S. 104.

Zu Zwevezeele bei Thorhout hörte man ehedem in der Nähe einer Stelle, welche de drie Kaven heißt, Nachts ein Geschrappe, als hätte Jemand einen Backtrog ausgekratzt. Dies Geräusch machte ein Geist, den man übrigens nicht fürchtete, denn nie erschien er Jemanden, that auch Keinem etwas zu Leide. Einmal aber wollte ein Bauer, Namens Jan Runhout, Spott mit ihm treiben; es war dies ein Pferdehändler, der oft mit Hexen und Spuken zu thun gehabt und wegen seiner Kühnheit berühmt war. Als er an dem erwähnten Orte das Schrappen hörte, rief er laut: „Ei, du schrappst da ewig zu, aber du bäckst nie; back mir einmal, bis ich rückkehre, einen schönen Pfannkuchen.“ Mit den Worten ging Runhout von dannen, verrichtete seine Geschäfte und kehrte nach einigen Stunden zurück. Der Geist hatte wohl gehört, was Runhout gesagt, das bewies sich nun; denn an den drie Kaven fand unser Pferdehändler ein reinlich und hübsch gedecktes Tischlein mit zwei brennenden Kerzen darauf und zwischen denselben einen frisch gebackenen, lustig dampfenden Kuchen. Im ersten Augenblick stand Runhout stumm vor Schrecken, dann aber zog er sein Messer, schnitt ein Stück von dem Kuchen und warf das seinem Hunde zu, der es gierig aufschluckte, aber auch plötzlich todt hinstürzte. Runhout sah das nicht sobald, als er die Flucht ergriff und nicht eher rastete, als bis er in der Schenke des nächsten Dorfes war.

404.

Spuk im Kloster der Tempelherren zu Ypern.

Beschryving der stad Ypern. Ms.

Im Jahre 1320 am achten des Blüthemonates begann man zu Ypern mit dem Abbruche der Kirche und des Klosters der ehemaligen Tempelherren, welches in in der Vorstadt vor dem Templerthore stand. Dieses Kloster war an einen Bauern, Namens Koppen Goeman, vermiethet gewesen, der viele Knechte und Mägde und eine Menge Vieh hatte. In den ersten Tagen, wo er in dem Kloster wohnte, hörten und sahen sie häufig Spukereien, und das nahm immer mehr und mehr zu. Oft vernahmen sie, besonders bei der Nacht, auf allen Zimmern ein groß Geräusch, wie wenn viele Menschen daselbst rundgegangen oder gelaufen wären, hörten auch dazwischen klärlich rufen: „Mord! Mord! Mord!" Häufig sahen sie Tempelherren den Kopf durch die Speicherfenster stecken. Es ist auch geschehen, daß, als einmal eine der Kühe ein Kalb geworfen hatte, dies Kalb zur selben Stunde aus dem Stalle lief und gleich einem Affen auf einen hohen Eichbaum kletterte, wo es in der Krone sitzen blieb; man hat es nur mit großer Mühe wieder herabholen können. Wenn man in der Küche Mehlbrei machte, dann wurde meistens von unsichtbarer Hand ein Templerschuh *) mit solcher Gewalt hineingeworfen, daß der Brei allen Herumstehenden oder Sitzenden in das Gesicht flog. Ein andermal wollte die Bäuerin Waffeln backen, aber der Teig gohr so stark, daß er drohte über den Rand des Mengbacks zu laufen, und als sie davon in andere Kessel und Töpfe ausschöpfte,

*) Große Schuhe, an den Zehen breit, platt und mit hohen Absätzen.



stieg er in all diesen gleichfalls bis zum Rande und als alles Geschirr voll war, da gohr er so lange, bis er alle auf der Erde lag. Oft wenn die Magd die Kuh melkte, wurde das arme Thier plötzlich auf den Rücken geworfen und aus den vier Eutern sprang die Milch empor wie aus vier Springbrunnen. Einmal wurde das Kuhmädchen selbst von unsichtbarer Hand rittlings auf den Rücken der Kuh gesetzt, die alsdann wie toll zwanzig bis dreißig Mal also rund rannte auf der Weide, schneller als das schnellste Postpferd und zuletzt das Mädchen abschüttelte. Der Schäfer kam eines Morgens in den Stall, aber da war kein Schaf zu sehen; da hörte er sie draußen schreien, trat vor die Thüre und siehe, all die Schafe saßen rittlings auf dem First des Daches, von wo sie nur mit großer Mühe wieder herabgeholt werden konnten.

Nicht selten hörte man Nachts alle Thüren des Hauses mit solcher Gewalt auf und zuschlagen, daß das ganze Gebäude erbebte. Im Sommer wurden häufig die Aepfel und Birnen alle von den Bäumen gerissen und damit die Fenster eingeworfen, so daß es wie Früchte hagelte und die Glasstücke klingend links und rechts stoben, ohne daß man jedoch Jemand in dem Baumgarten sah. Trat man dann aber später zu den Fenstern, dann war nicht eine Scheibe zerbrochen und die Früchte hingen alle wieder auf den Bäumen.

Da es auf die Weise kein Mensch in dem Kloster aushalten konnte, war man endlich wol genöthigt, es abzubrechen. Nachdem hat man von keinen Spukereien auf der Stelle mehr gehört.

405.

Pferde in dem Heuschober.

Mündlich.

Im Norden von Zwevezeele, im sogenannten Freien, zeigt man neben einem Pachthofe noch eine Stelle, wo sich das Folgende zugetragen hat. Eines Morgens fand man die Pferde der Meierei oben in dem Heuschober und sie schauten mit den Köpfen durch die Dachfenster. Als die Leute ihnen nahen wollten, sprangen sie aus den Fenstern und stürzten todt auf die Erde hin. Eine Hexe im Dorfe hatte es ihnen angethan.

406.

Feuriges Schiff.

Mündlich.

Lansens im Kunst- en Letter-Blad. 1843. S. 96.

Zu Wenduine zwischen den Dünen und dem berühmten Grafjansdyck sieht man einige Hütten, die von Muschelfängern und Krabbenfischern bewohnt werden. Diese Leute erzählen, daß sie häufig, wenn sie sich zufällig Nachts auf den Dünen befanden, ein glühendes Schiff sahen, welches weit und breit die Wellen bestrahlte. Auf demselben konnten sie deutlich eine schwarze menschliche Gestalt erkennen, und sie glauben, daß das der berühmte Capitain Jan Bart ist. Erst seit zehn Jahren hat diese Erscheinung aufgehört. Nun sieht man nichts mehr davon.

407.

Das Feuer geißeln.

S. de Vries historisch. Ocean. S. 454.

In der Gegend von Lüttich findet man eine Menge von Steinkohlengruben, deren Gänge häufig viele Meilen weit unter der Erde hin sich erstrecken. Nicht selten geschieht es, daß die Arbeiter in denselben durch ein wunderliches Feuer verfolgt werden, welches besonders diejenigen anfällt, welche neue, noch nicht gewaschene Kittel von rother Leinwand anhaben. Man kann sich dieses Feuers auf keine andere Weise erwehren, als indem man wacker mit Stricken, Ruthen oder Stöcken auf dasselbe zugeißelt; dann entfernt es sich wol, kehrt jedoch meist wieder zu Denen zurück, die rothe Kittel tragen.

408.

Hellseher.

Phil. Camerarii meditationes historicae t. I. l. IV. c. 10.

Camerarius hörte oft von einem Manne sprechen, der einen seltsamen Geist zu Gebote hatte. Wenn Jemand, den er selbst nie gesehen, ihn besuchen kam, so grüßte er den bei Namen und Zunamen, sprach ihm von Verwandten und Freunden, von seinem Wappen und Wahlspruche, wie wenn er Zeitlebens in des Fremden Hause verkehrt hätte. In der Zeit der pariser Bluthochzeit, nämlich am 24. August 1572, hatte er besonders merkwürdige Dinge geredet. Unter andern rief er: „Sehet, sehet! Haufen von Teufeln sammeln sich aus allen Landen, jubeln und tanzen, denn sie haben eine arge Sache nach Begehren zu Wege gebracht, die schon

lange bei ihnen im Werke gewesen. Das ist aber nicht in Deutschand, was sie ausgeführt haben."

409.

Vorherschauen.

Micraelii Pomer. i. VI. 579.
Zeilers Handbuch I. S. 246.

Anno 1584 in der Pfingstwoche zündete der Blitz die Stadt Stargard an und in drei Tagen brannte sie fast halb nieder. Anton Remelding, ein Prediger daselbst, verkündete dies Unheil auf seinem Todesbette, vier Wochen, ehe es geschah. Er sah nämlich einen Mann, hinter dem ein Feuer aufging und zugleich eine Menschenhand, welche übernatürlicher Weise an die Mauer schrieb.

410.

Des römischen Königs Grab.

Cuspinian.
Chronicon Augustense apud Marquard. Freher.
Camerarii horae subcisivae.

Nach dem Tode des römischen Königs Heinrich, welcher ein Landgraf war in Thüringen und Hessen, kure man Wilhelm, den König von Holland. Dieser hatte einen Krieg mit den Friesen, welche er auch sich unterwarf. Als er dabei in die Nähe einer gewissen Stadt kam, fand er daselbst ein prächtig erbautes Grabmal. Er fragte, wer darin ruhe, aber die Bürger antworteten, darin ruhe bis dahin noch Keiner, doch sei es vom Schicksale einem römischen Könige bestimmt, daß er darin begraben werden solle.

Bald darauf verließ der König Friesland als Sieger, aber die Friesen waren deß nicht zufrieden und rächten sich bald. Eines Tages ritt er mit geringem Gefolge über Eis, dies brach und er stürzte mit dem Pferde ins Wasser. Das sahen einige hinter Hecken verborgen lauschende Friesen und ehe noch Jemand ihm zu Hülfe kommen konnte, hatten sie ihn schon getödtet. Dann scharten sie ein ganzes Heer der Ihrigen zu sich und schlugen und tödteten die Holländer. König Wilhelm aber wurde in jenem Grabe bestattet und also ging die alte Sage von demselben in Erfüllung.

411.

Die geizige Magd.

Flämischer Bilderzettel.

Zu einem frommen und gottesfürchtigen Pfarrer kam eines Tages frühmorgens ein armer Bettler; der bat ihn um die Erlaubniß, ihm bei der Messe dienen zu mögen. Der Pfarrer war deß ganz zufrieden und als die Messe zu Ende war, lud er den Bettler ein, bei ihm zu Mittag zu bleiben. Das hörte die Köchin des Pfarrers aber nur mit Unwillen und sie machte ihrem Herrn große Vorwürfe, daß er den Bettler mitgebracht; der Pastor befahl ihr aber nichtsdestoweniger, für ein gutes Mahl Sorge zu haben, und als dasselbe bereitet war, setzte er sich mit dem Bettler zu Tische. Die Köchin wußte lange nicht, wie sie ihren Aerger an dem Bettler auslassen sollte; endlich meinte sie doch, es gefunden zu haben: sie holte nämlich die Essigflasche und goß dem Bettler Essig statt Wein in sein Glas. Als der Pfarrer bemerkte, daß der arme Mann nur einmal am Glase

nippte und es dann für immer stehen ließ, fragte er ihn: „Warum trinket ihr nicht, Freund?" — „Weil eure Magd mir Essig in mein Glas goß," antwortete der Bettler. Darüber erzürnte der Pfarrer höchlich und hieß dem Mädchen alsbald des besten Weines bringen und den Bettler bedienen. Während die Magd nun erbittert in den Keller stieg, frug der Pfarrer unter anderen: „Sagt mir doch, Freund, ihr kommet überall herum, wisset ihr denn nicht etwas zu erzählen." — „Doch wol," sprach der Bettler, „dies Jahr wird eins der fruchtbarsten sein, die noch waren, und Alles wohl gerathen und von Gott gesegnet sein." — „Wie könnet ihr das wissen, Freund?" frug der Pfarrer und der Bettler antwortete: „Das weiß ich ebensowol, als ich auch weiß, daß eure Magd in diesem Augenblicke von fünf Schlangen im Keller verschlungen wird." Erschrocken stand der Pfarrer auf und lief zum Keller, wo er die Wahrheit der Aussage des Bettlers befand; als er aber in seine Kammer zurückkehrte, war der Mann verschwunden.

412.

Sankt Bavo's Thurm zu Gent.

Mündlich.

Sankt Bavo's Thurm wurde um das Jahr 1460 aufgebaut und hieß die Kirche zu der Zeit noch Sankt Janskirche. Der Baumeister hatte aber im Anfang viele Mühe und wußte lange nicht, wie er es machen sollte, um feste Fundamente zu gewinnen; wie tief er auch graben ließ, er stieß immer nur auf Sand; eine Schicht folgte der andern. Nun saß er einmal drei Tage lang und sann über ein Mittel nach; in der Nacht des drit-

ten Tages endlich fiel ihm eins ein und am Morgen des vierten Tages sprang er seelenfroh zu seines Sohnes Kammer und erzählte diesem, wie er endlich ein Mittel gefunden, festen Grund zu gewinnen, empfahl ihm aber an, keinem Menschen etwas davon zu sagen, indem er selbst es den Werkleuten mittheilen wolle. Der Sohn aber, aufgeblasen von falschem Stolz, wollte den Werkleuten gern glauben machen, er habe das Mittel zuerst gefunden, ging zu ihnen und eröffnete ihnen das ganze Geheimniß. Bald darauf kam der Vater und versammelte die Gesellen alle und verkündete ihnen auch, auf welche Weise er dazu zu kommen gedenke, den Bau zu beginnen und fleißig weiter zu führen; die Werkleute sprachen aber, das wäre ihnen keine Neuigkeit, das Mittel habe sein Sohn ja ausgefunden. Da dunkelte des Alten Auge; nur einen Blick des Zornes warf er auf den Sohn, erfaßte mit gewaltigen Fäusten einen naheliegenden Balken und erschlug den stolzen Schwätzer.

413.

Zwei Kirchen.

Mündlich.

Bei Pervyse sieht man zwei Kirchen auf Bogenschußweite von einander stehen; die erste ist groß und stattlich gebaut, die zweite dagegen nur eine Kapelle. Ueber der letzteren Ursprung geht folgende Sage.

In Pervyse wohnten vor Zeiten einmal zwei Schwestern. Diese bekamen Streit unter einander und ihre Feindschaft und ihr Haß wurden so groß, daß sie selbst nicht mehr in eine und dieselbe Kirche gehen wollten. Eines Tages, als die Bauern sich nach der Kirche mit Vogelschießen belustigten, nahm eine der Schwestern ei-

nen Bogen, legte einen Pfeil darauf und schoß denselben mit den Worten ab: „Da, wo du hinfällst, dahin baue ich eine andere Kirche, wohin ich zur Messe gehen kann, ohne meine Schwester zu sehen." Das that sie auch wirklich und so entstand jenes Kapellchen.

Andere erzählen, eine jede der beiden Schwestern habe den ersten Platz in der Kirche haben wollen und um sich nicht weiter darum zu zanken, habe eine den Entschluß gefaßt, eine Kirche für sich allein zu bauen.

414.

Wulveringhem und Vinchem.

Heinderickx Annalen von Veurne. Mſc. des Stadtarchivs von Veurne. Mündliche Erzählungen.

Gegen das Jahr 700 wohnte zu Wulveringhem ein mächtiger und reicher Ritter, Namens Wulferius; von dem hat das Dorf seinen Namen. Eine Prinzessin aus seinem Geschlecht stand einmal auf dem Thurme ihres Schlosses; da that sie fromm das Gelübde, sie wolle eine Kirche stiften auf der Stelle, wo Gott den Pfeil werde niederfallen lassen, den sie von ihrem Bogen abschieße. Damit nahm sie den Bogen, spannte ihn, schoß und rief den Untenstehenden zu: „Vindt hem!" das ist, findet ihn, nämlich den Pfeil. Die Stelle, wo er niedergefallen war, bezeichnete man, und da ließ die Prinzessin eine Kirche bauen, welche nach dem Rufe der Stifterin die Kirche von Vindthem genannt wurde. Das Vindthem ist nun durch die Länge der Zeit Vinchem geworden. Um die Kirche herum bauten sich später Leute an und so entstand das Dorf Vinchem.

Es ist zu bemerken, daß diese Kirche nur auf Bogenschußweite von dem Dorfe Wulveringhem steht.

415.

Das unvollendete Kloster.

Mündlich.

G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 23.

Zu den Zeiten, wo das Faustrecht herrschte, wurde die Gegend, wo später Kloster Maulbronn sich erhob, häufig von Räuberhorden besucht und der friedliche Wanderer betrat nur mit Angst die verrufene Gegend. Gegen diese Schrecken vermochte nur ein Mittel zu schützen, die Errichtung eines Heiligenwohnsitzes, eines Klosters in der unwirthlichen Einsamkeit. Der Klang einer nahen Klosterglocke wies jedes Schwert in die Scheide und kehrte selbst das Herz des rohesten Räubers um. Darum faßte der Edle, Walther von Lomersheim, den Entschluß, in der Mitte des Waldes ein Kloster zu bauen, damit hinfort freier Verkehr in dieser Gegend sich beleben könnte. Schon wurde rings umher der Wald gelichtet, Wege wurden nach allen Seiten hin gebahnt und aus den nahen Steingruben mächtige Quadern gehauen. Schon wölbte sich auf dem starken Grunde der schöne Kreuzgang, schon strömten Mönche herbei, den vollendeten Theil des Klosters zu bewohnen, und der Grundstein zur Kirche wurde eben gelegt, als die Räuber, die es verdroß, aus ihrer so günstig gelegenen Gegend vertrieben zu werden, hereinbrachen, den Arbeitern Stillestand auflegten und die Mönche zu sprechen begehrten. Ihnen erklärten sie ihren festen Entschluß, den Klosterbau nicht vollenden zu lassen und drohten mit Niederreißung des Gebäudes. Da trat ein schlauer Mönch hervor und sprach mit freundlichen Worten: „Gebt euch die Mühe nicht, wir selbst wollen euch geloben, den Bau nicht zu vollenden." Die Räuber ließen sich einen Eid darauf schwören und zogen arglos von dannen. Die Mönche aber bauten

an der Kirche fort, als wenn nichts geschehen wäre, bis an der linken Seitenwand noch ein einziger Stein fehlte: den ließen sie mit Wohlbedacht unten am Boden liegen. Weit durch den Wald hallte nun die Klosterglocke und auf dieses Zeichen des Treubruchs eilten die Räuber aufs neue herbei, strenge Rechenschaft von den Mönchen zu fordern. Diese öffneten ihre schöne Klosterkirche und führten die Räuber durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, da der Stein am Boden lag und oben die Oeffnung war. „Ihr sehet," sprachen sie, „die Kirche wartet noch den heutigen Tag auf ihre Vollendung und soll unserm Eide gemäß warten bis auf den jüngsten Tag." So sahen sich die Räuber durch die Schlauheit der Mönche hintergangen, doch konnten sie dieselben eines Eidbruches nicht beschuldigen, fürchteten die mächtigen Beschirmer des jungen Klosters und mieden fortan diese Wälder.

Noch zeigt man in der linken Seitenhalle der ehrwürdigen Klosterkirche von Maulbronn die Steinplatte am Boden unterhalb der Oeffnung, welche die klugen Mönche gelassen hatten. Nicht weit davon ist in Stein ausgehauen Mörtel, Spaten- und Hacken zu sehen und darüber eine schwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern, zum bleibenden Zeichen, wie die Mönche ihr Wort gehalten.

416.

Der Teufelsthurm zu Nieupoort.

Mündlich.

Kunst- en Letter-Blad. 1843. Nr. 11.

Ein Lehnsherr von Nieupoort ging eines Tages aus und begegnete auf dem Felde einem fremden Herrn, der sich

mit ihm in ein Gespräch einließ und endlich sagte: „Aber, Herr, ihr müßtet doch eine Kirche hier bauen lassen." — „Dazu habe ich nicht Geld genug," antwortete der Lehensmann, „anders thäte ich das wol gern." — „O, wenn es nur des Geldes wegen ist," sprach der Fremde, „dann lasset es euch nicht anfechten, ich will euch bis morgen früh eine Kirche hinstellen, sonder daß ihr mir einen Pfennig zu geben braucht; dagegen bedinge ich mir nur euer Handzeichen aus." — „Das will ich euch geben," entgegnete der Lehnsherr, „aber an der Kirche darf kein Haar fehlen, anders ist unser Handel null und nichts." — „Ganz wohl, ganz recht," sprach der Fremde und schied.

Am andern Morgen kam der Lehnsherr auf die Stelle zurück und fand zu seiner großen Verwunderung die Kirche fix und fertig da stehen, nur etwas gebrach ihr. Bald trat der Fremde zu ihm und sprach hochmüthig und triumphirend: „Nun, Freundchen, wie stehts? Seid ihr mit meiner Arbeit zufrieden? beschaut sie nur, da fehlt kein Titelchen." — „Da fehlt nichts? meint ihr," fragte der Lehensmann, „da seid ihr stark in Irrthum, da fehlt etwas sehr Wesentliches." — „Und was denn?" frug der Fremde erstaunt. „Das Kreuz auf dem Thurm," antwortete der Andere. „Kreuze machen ist meine Sache nicht!" schrie der Fremde, erhob sich einem Wirbelwind gleich in die Luft und warf sich aus höchster Höhe auf die Kirche, so daß dieselbe einbrach und zusammenstürzte. Nur der Thurm blieb verschont, und der steht auch noch bis heute und ist in der ganzen Gegend bekannt unter dem Namen: der Teufelsthurm.



zu Seite





417.

Der Hochaltar zu Blaubeuern.

G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 90. aus mündlicher Quelle.

Der schöne Altar in der Klosterkirche von Blaubeuern rührt von dem Ulmer Meister Georg Sürlin her. Als er dies Kunstwerk vollendet hatte, fragten ihn die Mönche, ob er sich wol getraue, einen noch schönern Altar zu fertigen. Das bejahte der Meister in freudigem Gefühle seiner Kraft, aber ach, dies Ja war sein Unglück; denn die neidischen Mönche wollten nicht, daß es einen schönern Altar, als den in der Welt geben sollte, darum stachen sie dem kunstreichen Meister beide Augen aus und hielten ihn dazu noch im Kloster fest, damit die Schandthat nicht ans Licht der Sonne käm. Das that es aber doch, denn Sürlin setzte sich nun still und heimlich in den fernsten Kirchenstuhl und schnitzte da in das Holz sein eigen Bild, wie er so traurig ob seiner Blindheit gebücket dasaß. Frühe starb er, aber das Bild lebte, ein ewiger Zeuge des Frevels der unfrommen Mönche.

418.

Der Kessel in der Liebfrauenkirche zu Brügge.

Mündlich.

F. de Hondt in den Annales de la Société d'emulation pour l'histoire et les antiquités de la Flandre occidentale. II, p. 88.

Zu der Zeit, als die Liebfrauenkirche in Brügge gebaut wurde, schlug man nur einmal im Jahre, und zwar im November, einen Ochsen und der mußte für das ganze Jahr genügen, denn man salzte das Fleisch

ein und bewahrte es also in großen Fässern. Die Frau eines der Maurer hatte es aber ein bischen zu üppig getrieben mit dem Fleische und so geschah es, daß sie den Boden des Fasses eher sah, als sie es eigentlich gewünscht hätte. Sie minderte darum die Portion, die sie ihrem Manne in die Kirche tragen mußte, tagtäglich mehr, aber der Kunstgriff half doch nicht lange und es blieben ihr endlich nur zwei Knochen noch übrig. Die bereitete sie mit einer kostbaren Sauce und brachte sie nebst einem guten Antheil gelber Rüben am folgenden Tage in einem eisernen Kessel ihrem Manne. Der saß eben oben auf dem Gerüste; sie stieg also zu ihm herauf und setzte ihm demüthig und nicht ohne Herzklopfen das Essen vor. Der Maurer hatte aber bald die Sauce durchschaut und die leeren Knochen entdeckt und er entbrannte darob in solchem Zorn, daß er, allen verschwenderischen und nicht haushaltenden Frauen zum Exempel, den Löffel und den Kessel nahm und beides zur Stunde einmauerte; seine Mauerkelle setzte er darüber und auf beide Seiten derselben die zwei unglücklichen Knochen, die zu einem Wahrzeichen der Geschichte noch heutigen Tages daselbst zu sehen sind.

419.

Die Rochenstecher von Weert.

Mündlich.

Ein Bauer hatte einen Schubkarren voll Rochen geladen, wollte damit in die Stadt, wo man die Fische sehr gern isset. Unterwegs schlief er aber ein und die Sonne brannte so lange auf die Rochen, bis sie stanken wie die Pest, so daß kein Mensch mehr davon genießen

konnte. Das war in der Gegend von Weert. Als der Bauer nun aufwachte und den Schaden roch, da stürzte er den Karren um und warf die faulen Fische all auf die Landstraße. Des Abends kamen einige Weerter des Weges, sahen die Fische und weil sie nie also gräuliche Thiere gesehen, meinten sie, das wären lauter Teufel und liefen zum Pfarrer. Der kam alsbald mit Weihwasser und belas die Rochen, aber die regten und bewegten sich nicht. Da faßte ein kühner Weerter sich großen Muth, betete ein klein Stoßgebet und stach alsdann mit kräftiger Hand und zitterndem Herzen seine Mistgabel in einen der Fische. Nun meinten Alle, sie wären sicherlich und ohne Rettung verloren und wollten sich schon auf die Flucht begeben; als sie aber sahen, daß die Rochen sich noch nicht bewegten, da durchfuhr Alle der heldenmüthige Entschluß, darauf loszustechen, und das thaten sie auch redlich und wären die Rochen nicht todt gewesen, sie wären sicherlich von den Stichen gestorben. Von dieser denkwürdigen That her haben die Weerter den Namen Rochenstecher behalten.

420.

Deren.

Mündlich.

Deren ist eine kleine Gemeinde im alten Amte Beurn. Ehedem muß das Dorf viel ausgedehnter gewesen sein, das beweisen mindestens die vielen Fundamente von Häusern, auf die man immer noch in der Umgegend stößt. Man erzählt auch, daß es ehedem ein großer Pfarrsprengel gewesen, der Maegdenbael geheißen, das ist Jungfrauenthal. Den schönen Namen verlor es aber durch das dazu gar nicht passende Betra-

gen seiner Bewohner. Zu ein und derselben Zeit nämlich waren vier Mädchen in dem Dorfe in Schande gefallen und darüber gab es soviel Redens in der Umgegend, daß man der Gemeinde seitdem den Namen gab, den sie nun trägt.

421.

Karl verfolgt den Bär.

Het leven ende wonderheden van de h. maegd Gudula. S. 49.

Kaiser Karl jagte einmal im Busch bei Moorssel und da stieß ihm ein gewaltig großer Bär auf; den verfolgte er zur Stunde mit großer Hast und vielem Eifer. Lange Zeit schoß er nach ihm, konnt ihn aber nicht treffen, und der Bär lief immer weiter bis gen Moorssel in das Kloster, da kroch er unter Sankt Gudulen Grab; er verlor augenblicks daselbst seine natürliche Wildheit und leckte freundlich und zärtlich der Nonnen Füße gleich einem Hündlein. Als Karl Mang deß Wissen bekam, befahl er, daß keiner den Bären hindre oder verjage, sondern daß man ihn im Kloster halte und pflege zum Dienst der heiligen Magd, die ihn bewahrt hatte. Der Bär hat lang im Kloster gewohnt und sich so zahm bewiesen als ein Lämmchen.

Karl hatte eine sonderlich große Liebe zu der h. Gudula; das Kloster zu Moorssel hat er ihr gebaut und mit viel goldnen und silbernen Gefäßen, auch kostbaren Kleidern und anderm Kirchengut beschenkt.

422.

Draek-Ramillies.

Le Carpentier histoire de Cambrai. II, 513.

Eine Linie des altadligen Hauses Ramillies führt den Namen Drachen-Ramillies und der schreibt sich her von der folgenden Geschichte.

Das Land um Cameryk wurde vor Zeiten einmal von einem großen Drachen verwüstet; tagtäglich klagte man aufs neue und hatte eine Familie den Tod eines der Ihrigen zu betrauern. Das hörte ein Herr von Ramillies; er bewaffnete sich zur Stunde und ging zur Drachenhöhle, deren Umgebung, einem Friedhofe nicht unähnlich, mit weißen Menschengebeinen wie besäet war. Bald erschien der Drache und stürzte auf den Ritter los, der aber lief ihm kühn entgegen und stieß ihm unter dem Rufe St. Gery die Lanze in den weitoffenen Rachen. Das ganze Land benedeite den Helden ob dieser That; als die Mönche der Abtei St. Gery aber davon hörten, da nahmen sie zum ewigen Gedächtniß einen feuerspeienden Drachen als Wappenzeichen an.

423.

Das Drachensträßchen zu Zomergem.

Mündlich.

In dem Sträßchen, welches diesen Namen trägt, wohnte vor einigen Hundert Jahren ein reicher Pachter; den beneideten seine Nachbarn nicht wenig und aus Neid beschädigten sie ihm eine Menge von Bäumchen, die er auf seinen Aeckern gepflanzt hatte, und hieben sie selbst nieder. Darüber wurde der Mann nicht wenig böse; er entbrannte aber in höchster Wuth, als er einmal auf

Dreikönigentag einige Ulmen, welche er ganz nahe bei seinem Hause gepflanzt und sorgfältig stets gepflegt hatte, auch abgehauen fand. Tausendmal verwünschte er es, daß er in der Nacht nicht besser gewacht, und schrie endlich gar: „Der Teufel hole mich, wenn die Hunde mir noch einen Baum ungestraft anrühren." Wie sehr scharf er den Böswilligen von da ab aber auch aufpaßte, mußte er doch wenige Tage nachher zu seinem Aerger sehen, daß wieder mehre kleine Eichen abgehauen waren. Das machte ihn ungemein mißmuthig und mit Thränen in den Augen wollte er eben die Stämmchen zu seinem Holzschober tragen, als ein schwarz gekleideter Herr zu ihm trat und ihn anredete: „Nicht wahr, Pachter, ihr seid ein ehrlicher Mann und man darf sich auf euer Wort verlassen." — „Das versteht sich," entgegnete er; „ich breche mein Wort nicht und schenkte man mir die ganze Welt." — „Brav," sprach der Andre. „Vor drei Wochen habt ihr dem Teufel eure Seele verpfändet, wenn man euch noch einen einzigen Baum ungestraft anrührte. Ich hoffe, ihr werdet das nicht widerrufen." Mit den Worten packte der Fremde ihn bei den Schultern, der Bauer beschaute ihn einmal recht und sah, daß er Pferdeklauen hatte. Der Muth fiel ihm aber nicht und er begann mit dem Schwarzen zu handeln und der gestand ihm noch zwanzig Jahre zu und gab ihm zugleich einen Drachen, der all sein Eigenthum bewachte. Als die Leute im Dorfe den Wächter sahen, wollte keiner mehr mit dem Pachter zu schaffen haben. Das machte ihn traurig und er zehrte ab wie eine Kerze und starb lange vorher, ehe die zwanzig Jahre um waren. Man sagt, er habe sich n seinen letzten Tagen bekehrt.

424.
Sankt Georg.

Mündlich von Frau Courtmans.

In der Nähe von Audenaerde liegt eine Kapelle, die „de Kesel" heißt; da hing bis vor zehn Jahren noch die Haut eines Drachen und mit der hatte es folgende Bewandtniß.

Vor vielen Hundert Jahren hauste ein grimmer Drache in der Gegend und dem mußten die Leute jeden Tag einen Menschen zum Opfer bringen. Endlich fiel das Loos auch auf die Königstochter und man führte sie in die Nähe des Wassers, wo der Drache wohnte, und ließ sie allein. Während sie nun da so saß und über ihr schrecklich Geschick nachdachte, kam ein feiner Rittersmann geritten und fragte sie, warum sie also klage; und die Jungfrau erzählte ihm Alles. Da sprach der Ritter — welcher niemand anders war, als Sankt Georg — er werde sie retten und den Drachen tödten und er ließ sie mit dem Pferde allein und ging zum Wasser. Er war noch nicht lange da, als der Drache heraussprang und aus seinem großen Maule Feuer und Flammen auf Sankt Georg spie, aber das schreckte den Ritter nicht; der wickelte vielmehr schnell seine linke Faust in den Mantel und stieß sie so dem Drachen ins Maul; dann faßte er sein Schwert mit der Rechten und stieß ihm das in den Bauch, so daß das Ungeheuer todt zu Boden stürzte.

Zum Danke für diese wunderbare Rettung baute der König die Kapelle und hing das Drachenfell darin auf.

425.

Bürgermeister Gryn.

Mündlich.

Koelhoffsche Chronik von Köln.
E. Weiden Kölns Vorzeit.

Im Jahre 1262, nachdem Erzbischof Engelbert wiederum mit der Stadt Köln ausgesöhnt war, hatte er einen jungen Löwen, den ihm zwei Domherren aufzogen. Diese hatten einen großen Haß auf den Bürgermeister Hermann Gryn, weil er immer es mit den Bürgern und mit der Gemeinde hielt und nicht mit dem Bischofe; darum dachten sie, wie sie Herrn Gryn durch den Löwen umbringen möchten. Sie ließen das Thier lange fasten, so daß es sehr hungrig wurde, dann luden sie den Bürgermeister zu Gaste. Als nun die Zeit kam, da man essen sollte, kam der Bürgermeister in der Pfaffen Haus und wähnte mit ihnen fröhlich zu sein. Da führten sie ihn zu der Kammer, wo der Löwe lag, wie wenn sie ihm den Löwen zeigen wollten. Als er aber in guter Treu in die Kammer zu treten gedachte, stießen sie ihn behendig an den Rücken, so daß er hinein stürzte, und schlugen die Thür zu. Sie meinten, der Löwe werde Herrn Gryn zerreißen und tödten, doch Gott fügte das anders. Als der Löwe nämlich zu ihm heransprang und das Maul öffnete, ihn zu beißen, wickelte er schnell seinen Mantel um die linke Hand und fuhr damit dem Löwen in den Rachen; mit der Rechten aber zog er sein gutes Schwert und hieb das Unthier, daß es todt hinfiel. Also kam Herr Hermann aus der Noth und ging wieder heim. Zur Stunde ließ er die beiden Pfaffen antasten und fangen; bei dem Domkloster unter dem Thore ließ er sie an einen Balken hängen, der noch oben in dem Thore liegt; man sieht auch noch zwei Löcher durch denselben gehen, wodurch die Stricke gezo-

gen waren. Von der Zeit ab hieß das Thor das Pfaffenthor. Auch hat man zu ewigem Gedächtniß dieses Vorfalles ein in Stein gehauen Bildniß Hermann Gryns und des Löwen auf einen von den Pfeilern vor dem Rathhause gesetzt und es ist diese Geschichte auch gemalt in der Klagherren Kammer in dem Rathhause.

426.

Der Mann mit den Spiegeln.

Mündlich.

Vom alten Schlosse der Grafen von Flandern zu Gent geht ein Gang unter der Erde hin bis nach Mariakerke (Marienkirchen.) Das wußte man wol, aber keiner wollte es wagen hinabzusteigen, denn wer immer noch hinabgestiegen war, der war nicht zurückgekehrt. Endlich erbot sich ein zum Tode verurtheilter Verbrecher dazu, „denn" sprach er, „ob ich gehangen werde, oder ob die Schlangen und Kröten in dem Gange mich todt beißen, das ist am Ende dasselbe." Er war aber so klug und ließ sich einen Rock und eine Hose machen, die ganz voll von Spiegeln waren, so daß er, als er die Kleider angezogen hatte, wie ein großer Spiegel aussah. Dann nahm er eine Fackel und stieg in den Gang. Da kamen ihm bald unzählige Schlangen entgegen, aber als die ihr eignes Bild in den Spiegeln schauten, schlichen sie wieder zurück, wie sie gekommen waren. So konnte der Verbrecher sich den ganzen Gang beschauen; er fand viele Gerippe darin von Menschen, die vor ihm das Wagstück gemacht hatten, und kam gesund und wohlbehalten zu Mariakerke an, wo ihn die Gerichtsherren schon erwarteten und ihm seinen Freibrief gaben.

427.

Finger abgebissen.

Mündlich.

In Westflandern stecken die Kinder häufig den Finger durch das Schlüsselloch der Kirchhofthüre und rufen:

Grip, grap, grou
Wilt gi mi biten,
Bit mi nou.

Aber sie ziehen die Finger wohlweise zurück, ehe sie das Sprüchlein ausgesprochen haben, denn einmal hat der Teufel einem Schulkinde, welches kühn sein wollte und den Finger darin ließ, diesen abgebissen.

428.

Der eiserne Ring zu Heidelberg.

Mündlich.

Am großen Thore des heidelberger Schlosses hängt ein schwerer eiserner Ring; von dem geht die Sage, daß wer ihn durchbeiße, Herr des Schlosses sein werde. Eine Hexe hat das einmal versucht, aber sie konnte es nicht ganz fertig bringen. Noch heutzutage sieht man den Biß in dem Ringe.

429.

Der goldene Wagen im Schlosse Tomburg.

Mündlich.

Wenige Stunden von Münstereiffel liegen die Trümmer des ehemals festen Schlosses Tomburg. In denselben sieht man einen Brunnen von unendlicher Tiefe;

auf dessen Boden liegt ein Wagen von purem Golde, den bis jetzt noch kein Mensch da herauszuholen gewagt hat.

430.

Wasser im Keller.

Mündlich.

Gegenüber dem Kloster Himmelsthal in Brügge liegt ein Haus, in dem es vor Zeiten einmal lange und arg spukte und das zwar zumeist im Keller. Die Leute, welche da wohnten, dachten bald an einen Schatz, der an dem Orte vergraben sein müsse, und sie begannen zu graben, kamen auch an eine große eiserne Kiste, die sie heraushoben. Als sie aber sich darüber hermachten, um dieselbe zu öffnen, drang aus dem Loche, welches sie gegraben, eine so große Menge Wasser, daß es ihnen in zwei Minuten schon bis an den Hals ging und sie kaum noch Zeit genug fanden, zu flüchten, so schnell sie konnten. Als sie aus dem Keller waren, verlor sich das Wasser eben so schnell, als es gekommen war; mit ihm war aber auch die Kiste verschwunden und hat seitdem auch keiner gewagt, weiter nach ihr noch zu suchen.

431.

Geld in der Kirche verborgen.

Mündlich.

In Wettern waren einmal alle Leute in Unruhe und Angst und Sorge wegen eines Geistes, der jede Nacht an der Kirchthüre erschien, sobald es zwölf geschlagen hatte; von oben trug er priesterliche Kleider, von unten aber, und zwar von der Hälfte des Leibes ab,

brannte er wie glühend Feuer. Zwei beherzte Leute unternahmen es endlich, ihn abzufragen; es war der Küster und noch ein wohlhabender Bauer; sie stellten sich denn gegen zwölf an die Kirchhofthüre und erwarteten daselbst die Mitternachtglocke. Kaum hatte die geschlagen, da stand der Geist auch schon da und rief: „Wer wird mir zur Messe dienen! Wer wird mir zur Messe dienen!" — „Das wollen wir schon thun," antworteten die zwei und gingen auf den Geist zu. „Dann macht die Thüre auf," sprach dieser, und der Küster steckte den Schlüssel ein, aber er vermochte nicht, ihn umzudrehen, und sagte zu dem Geiste: „Ich kann's nicht; im Namen des Herrn, mach' du auf." Da flog die Thüre krachkrach auf und der Geist sprach: „Nun gehet vor in die Kirche," aber der Küster war klug und entgegnete: „Im Namen des Herrn, gehe selber vor." Das that der Geist und ging in die Sakristei, zog da das Meßgewand an und begann am Hochaltar die Messe zu lesen und der Küster diente ihm dazu. Als die Messe zu Ende war und der Geist sich wieder ausgezogen hatte, sprach er: „Ich danke euch von Herzen, Freunde, ihr habt mich erlöst, nun gehet vor und ich will euch einen Schatz zeigen, den ich hier verborgen habe in meinem Leben und der aus lauter Geld besteht, wofür ich keine Messen las." Der Küster hütete sich aber wohl vorzugehen, sondern sprach: „Im Namen des Herrn, gehe du vor;" und das that der Geist auch und führte sie an einen Stein, der los in der Mauer lag. „Nehmt den Stein heraus," sprach er, doch der Küster antwortete: „Nein, nein, nimm du ihn heraus;" der Geist folgte und sie sahen ein Loch in der Mauer und einen großen Topf mit Geld in dem Loche. „Nehmet euch den Topf," sprach der Geist und der Küster entgegnete, wie immer: „Im Namen des Herrn, thu du's."

Nun faßte der Geist den Topf und stülpte ihn um und es rollten ganze Haufen von Goldstücken heraus; dann sprach er: „Zwei Theile davon sind für euch, ein Theil ist für die Kirche und ein Theil für die Armen; theilt es redlich und es wird gedeihen.“ Damit verschwand er und die Zwei saßen im Dunkel. Sie krochen alsdann jeder in einen Beichtstuhl und erwarteten da den Morgen, wo sie das Geld aufs gewissenhafteste theilten und Beide steinreiche Leute dadurch wurden.

432.

Der Hund zu Sankt Denys.

Mündlich.

Nachts von zwölf bis eins geht ein Hund zu Sankt Denys um die Kirche. Keiner wagt sich um diese Stunde in die Nähe derselben. Ein Zimmermann war einmal eine Wette eingegangen, er wolle den Hund schon zahm kriegen; ging und nahm seinen schwersten Hammer und hielt gegen zwölf Uhr Wache an der Kirche. Bald nahte der Hund ihm, er erhob den Hammer und meinte dem Thiere damit den Kopf einzuschlagen; aber er betrog sich, denn der Hammer schwirrte durch des Hundes Kopf hindurch, während das Gespenst sich dem Frevler auf den Rücken warf und sich also von ihm tragen ließ bis an die Thüre der Schenke, wo die Zechbrüder, welche mit gewettet, des Zimmermannes harrten. Da war nun die Wette nicht nur verloren, sondern der Mann fiel noch dazu in eine Krankheit, an der er acht Tage nachher starb.

433.

Der umwandelnde Hund zu Werden.

Mündlich.

Um Werden läuft Abends von neun Uhr an ein Hund, der drei glühende Ketten dreimal um den Hals geschlungen trägt. Er rennt dreimal um den Ort und springt den ihm Begegnenden auf den Rücken. Manchen hat er auch schon zerfleischt.

434.

Stock zerbrochen.

Caesar. heisterbac. dial mirac. V. c. 39.

Zwei kölner Bürger, recht ehrenfeste Männer und nebenbei ganz innige Freunde, deren einer Sistapp und der andre Gotfried hieß, reisten zusammen nach Compostella. Eines Tages, als sie so allein dahinritten, brach auf einmal der dicke Reisestock, den Gotfried auf dem Rücken hangen hatte, in zwei Theile. Da Gotfried, um sich schauend, sich allein mit seinem Freunde fand, rief er diesem zu: „Aber, Bruder, was fällt dir ein, daß du mir meinen Stock zerbrichst?“ Das verneinte Sistapp und beschwur selbst mit dem heiligsten Eide, daß er nicht an den Stock gerührt habe; aber Gotfried wollte von nichts hören und hätte fast auf seinen Freund losgeschlagen, wäre er nicht im selben Augenblicke zur Erkenntniß seines Unrechtes gekommen.

435.

Der Tod des Bischofes Eberhard von Trier.

Wilh. Kyrlander in annal. Aug. Trevir. in vita Eberhardi.
M. Zelleri epistolae t. II. n. 227. p. 663.
Branwerl Chronicon f. 306.

Eberhardus war der sieben und siebenzigste Bischof von Trier und bei den Juden ungemein gehaßt. Um ihm schmerzlicherweise aus dem Leben zu helfen, bereiteten sie durch Zauberkünste ein wächsern Bild und ließen dasselbe taufen von einem Priester der Kirche Sankti Paulini. Alsdann machten sie ein Feuer an und schmolzen darin das Bild so langsam wie nur möglich, und zur selben Zeit zehrte der Bischof schnell hin.

436.

Die Königin von Egypten zu Tilly.

Mündlich.

Tilly ist ein Dörfchen, zwei Stunden von Geldenaken; vor wenigen Jahren sah man daselbst noch ein sehr altes Schloß, das ist nun aber zerstört. Es gehörte ehedem den Fürsten von Moorbeek und von einem aus der Familie erzählt man sich noch im Dorfe folgende Geschichte.

Der war mit den Kreuzrittern nach Palästina gezogen und hatte sich da so tapfer gehalten, daß er eine Königin von Egypten, die zur Hülfe der Heiden herbeigeeilt war, zur Gefangenen machte. Von ihrer wunderbaren Schönheit bezaubert, behielt er sie bei sich und führte sie später mit auf sein Schloß Tilly. Da gab er sich nun alle Mühe, ihr Herz für sich zu gewinnen, aber nichts wollte ihm helfen und am Ende vergiftete sich die Gefangene, müde der Zudringlichkeiten des Für-

sten, durch ein starkes und feines Gift, welches sie, in einem Fingerringe eingeschlossen, stets mit sich geführt hatte. Der Fürst von Moorbeek war untröstlich über ihren Tod; er ließ ihre Leiche einbalsamiren und zwar auf die Weise, deren sich die Egypter bedienen, baute eine Kapelle ihr zu Ehren und ließ den Körper daselbst unter dem Hochaltare in einen gläsernen Kasten legen, so daß Jedermann sie sehen konnte.

Bis vor funfzig Jahren lag die Königin ungestört an dem Plätzchen, welches der Herr von Moorbeek ihr einst geweiht; als aber die französischen Räuberbanden ins Land fielen, da rissen sie mit ihren grabschänderischen Händen den Leib aus seinem stillen Ruheorte; was aus ihm geworden ist, weiß man nicht.

437.

Die Frau von Ziegenberg.

Mündlich.

Ziegenberg (Chevremont) war ein alt und fest Schloß, gelegen auf dem gleichnamigen Berge zwei Stunden von Lüttich. Die Ritter, welche dasselbe bewohnten, standen in beständigem Kriege mit dem Bischofe von Lüttich. Eines Tages wurde das Schloß plötzlich von dem letztern belagert und nach langem Widerstande genommen; der Ritter floh, seine heldenmüthige Frau wehrte sich wacker, wurde aber endlich in einen tiefen Brunnen geworfen. Bald jedoch erhob sie sich auf wunderbare Weise aus demselben und belebte, von Kopf bis zu Fuß gewaffnet, durch ihren eignen Muth den fast sinkenden Muth der Schloßknechte, so daß sie die Oberhand behielt und die Pfaffenknechte das Weite suchen mußten.

438.

Die beiden Brüder zu Laerne.

Mündlich.

Zwei Stunden von Gent liegt das Dorf Laerne; da sieht man noch ein altes Schloß mit einem großen Garten. Vor viel hundert Jahren bewohnten zwei Brüder das Schloß: der älteste war höchst adelstolz und hatte sich eine Frau aus einem der ersten Geschlechter des Landes gewählt; der jüngere hatte ganz das Gegentheil von seines Bruders Charakter; er liebte ein ganz gewöhnlich Bauermädchen und hätte diese auch geheirathet, wäre sein Bruder ihm nicht stets drohend in den Weg getreten, sobald er nur von einer Verbindung mit der schlichten Bäurin begann. Eines Tages war der Aeltere zu einem Zuge ausgeritten, den ein benachbarter Ritter unternommen hatte; diesen Augenblick benutzte der Jüngere, vollzog öffentlich seine so lange gewünschte und immer doch wieder aufgeschobene Verbindung mit der Bauersmaid und verließ am andern Tage das Schloß, um fern von seinem Bruder sein Glück ungestört genießen zu können.

Seit lange schon war der Aeltere von dem Zuge zurückgekommen, als den Jüngern die Sehnsucht nach dem Orte, wo er geboren war, so sehr zu stacheln begann, daß er seinen Bruder um Verzeihung und um Erlaubniß bat, auf das Schloß Laerne zurückkehren zu dürfen. Der Aeltere empfing mit heuchlerischer Freude diese Botschaft und sprach, er habe nie einen sehnlichern Wunsch gehabt. Der Tag der Rückkehr des Jüngern wurde mit ungemeinen Festen begangen und Abends brannten unzählige Fackeln in dem weiten Schloßgarten. Da lud der Aeltere den Bruder ein, einen Spaziergang mit ihm in den Park zu machen, und Beide begaben sich,

gefolgt von einigen andern Herrn und Rittern, auf den Weg. An einer einsamen Stelle angekommen, gab der Aeltere aber den nachfolgenden Rittern ein Zeichen, worauf sie den Jüngern überfielen und ihn seiner Mannheit beraubten.

Noch zeigt man im Park von Laerne die Stelle, wo dies scheußliche Verbrechen verübt wurde.

439.

Die Ritterskehr zu Nukerke.

Mündlich.

Bei Nukerke, ganz nahe bei dem Musikberge, ist ein Knock oder Kreuzweg, der heißt die Ritterskehr. Unfern von da standen ehedem die Schlösser dreier Gebrüder, welche Ritter waren; wenn diese Ritter sich zu Haus befanden, dann besuchten sie einander jeden Tag und gingen beim Abschiede zusammen bis an den Kreuzweg; da trennten sie sich und davon heißt der Ort die Ritterskehr. Später sind sie einmal in ferne Lande zum Kriege gezogen und keiner von ihnen kam mehr zurück.

In dem Musikberge hat man eine Menge von Urnen und andern Sachen gefunden.

440.

Sprung von der Brücke.

Mündlich.

Cerevisse in Naemsch. Belgie.

Zu Maestricht geht eine prächtige steinerne Brücke über die Maas, deren Mittelbogen achtzig Fuß hoch über

dem Wasser steht. Vor viel Hundert Jahren lebte in Maestricht eine reiche Gräfin von Duwerkerke, die viel Freier hatte, aber sich zu keinem von allen entschließen konnte. Als ihr einer derselben einmal recht lästig wurde, sprach sie: „Nun, ich will deinen Liebesbetheurungen glauben, aber du mußt mir eine Probe geben, daß du es wahrhaftig so meinst, wie du sprichst. Springe mit deinem Pferde von dem Mittelbogen der Brücke herab. Wenn du das wagst für deine Liebe, dann glaub ich dir." Das that der Freier wirklich und wohlbehalten kam er mit seinem Pferde ein wenig unterhalb der Stadt ans Land; doch als sie ihm entgegenkam, um ihn zu begrüßen und in ihre Arme zu drücken, da wandte er den Kopf und hat sie nie wieder angesehn.

441.

Wunderkind zu Waseme.

Fliegendes Blatt.

In dem Dorfe Waseme bei Ryssel lebte eine tugendsame Frau mit ihrem Manne. Lange hatten sie sich schon ein Kind gewünscht; endlich wurde dieser Wunsch erhört und die Frau fühlte sich guter Hoffnung. Nach Verlauf ihrer Schwangerschaft brachte sie sonder alle Pein ein Kind zur Welt, auf dessen Leibe ein Regenbogen stand, worauf Christus thronte. Die Hebamme erschrak sehr, als sie solches sah, und rief die Nachbarn zu, die alle vor Verwunderung nicht wußten, was sagen. Da öffnete das Kind plötzlich den Mund und sprach: „Verwundert euch nicht so sehr über mich, fürchtet vielmehr, daß bald eine große Strafe euch treffe." Noch mehr erschrocken eilten einige von den Nachbarn zum Pfarrer, um dem zu sagen, daß er das Kind taufen

müsse, und Nachmittags trug man es in die Kirche, wo der Pfarrer schon wartete. Als er das Kind sah, schüttelte er mit dem Kopf und fragte: „Ist das wirklich wahr, daß das Kind die Worte gesprochen hat?" — „Ja, das ist wahr," antwortete es selbst, „und so wahr, als daß meine Mutter in diesem Augenblicke gestorben ist." Wirklich kamen gleich darauf einige Leute, die das bestätigten, und kaum war das Kind getauft, als es auch seinen letzten Seufzer gab und seiner Mutter folgte.

442.

Der Pferdefuß.

Mündlich.

In der Nähe des Klosters Himmelsthal in Brügge spielten eines Tages mehre Knaben zusammen, als plötzlich ein ihnen ganz unbekannter Junge kam und sich in ihre Spiele mischen wollte. Da er aber immer darauf ausging, Streit zu stiften, wollten die andern nichts mit ihm zu thun haben und sprachen, er solle sie in Ruhe lassen. Während dessen schrie einer von den Knaben, der dem Fremden nach den Füßen geschaut hatte, plötzlich: „Er hat einen Pferdefuß, er hat einen Pferdefuß!" und alle liefen so schnell weg, wie sie nur konnten. Der Fremde folgte ihnen, aber nur bis zum ersten Muttergottesbilde, da verschwand er und man hat nie mehr etwas von ihm gehört noch gesehen.

443.

Teufel holt den Spieler.

Thomas Cantiprat. l. II. c. 55 p. 3.

In einer Schenke saßen drei Spieler zusammen und darunter war einer, der so gottlos war, daß er das

Fortleben der Seele nach dem Tode leugnete und noch andere Lästerungen sprach. Als sie so eine Zeit lang zusammengesessen hatten, kam ein anderer noch herein und setzte sich vertraulich zu ihnen und fragte, wovon denn die Rede sei? Das sagten ihm die Spieler und er drehte das Gespräch so lange, bis er mit dem Lästerer übereinkam, daß der ihm seine Seele gegen eine gewisse Summe Geldes verkaufen solle. Der Fremde zahlte das Geld aus und es wurde vertrunken. Schon war die Nacht ziemlich vorgerückt, als der Fremde aufstand und sprach, er müsse nun gehen, doch zuvor ihnen Allen noch eine Frage stellen, und die Frage war: „Wenn Jemand ein Pferd kauft, welches an einen Strick gebunden ist, gehört dann der Strick nicht ebensogut dem Käufer, als auch das Pferd?" Darauf antworteten die Spieler, das verstände sich wol von selbst. Zu gleicher Zeit aber faßte der Fremde den, dessen Seele er gekauft hatte und flog mit ihm dahin durch die Luft; da sahen die andern wohl, mit wem sie zu thun gehabt.

444.

Teufel schmuggelt.

P. Binsfeld tractatus de confessionibus maleficorum p. 214.

Im Frühling des Jahres 1584 war in Trier große Hungersnoth zu befürchten und der Magistrat gebot darum, daß kein Getreide aus der Stadt geführt werden dürfe, weil die Bürger desselben zu sehr bedürften. Ein gewisser Martin von Corlingen hätte trotzdem gern ein Handelchen mit Getreide nach außen gemacht und wie er denn ein großer Teufelskünstler war, so ging er in die Nähe des alten Thores stehen und beschwur den Bösen daselbst, der ihn dann mit seinem Sacke in die

Luft hob, mit ihm über Mauern und Gräben flog und ihn ins Feld niedersetzte, worauf Martin dann ruhig und ungestört nach Hause ging.

445.

Teufel holt den Verliebten.

De Loger discours des spectres ou visions et apparitions d'esprits. 2. ed. Par. 1608, p. 316.

Zu den Zeiten Kaiser Friedrichs des Zweiten dieses Namens lebte in der Stadt Freiburg ein Student, der war in großer Liebe entbrannt für ein Mädchen, konnte aber nicht zu ihrem Besitze kommen. Darüber trostlos, begab er sich endlich zu einem Zauberkundigen und versprach dem eine große Summe Geldes, wenn er ihn der Liebe jenes Mädchens genießen lassen könne. Der Zauberer versprach das, empfing das Geld und führte den Studenten Nachts an eine geheime Stelle, wo er einen Kreis zog und seine magischen Figuren machte. Dann hieß er den Studenten in den Kreis treten und begann seine Beschwörungen Bald erschienen nun die Teufel in allerhand Formen und Gestalten; zuletzt kam der klügste von all den bösen Geistern und der hatte die Gestalt des Mädchens angenommen und lief sehr freudig auf den Kreis zu; darüber war der Student so sehr erfreut, daß er seine Arme außerhalb des Kreises streckte, um seine Liebste zu umhalsen, aber das war sein Unglück; denn der Teufel ergriff ihn bei den Armen, zog ihn aus dem Kreise, schwang ihn drei bis viermal rund und schlug ihn dann mit dem Kopfe dergestalt gegen eine nahe Mauer, daß ihm die Hirnschale entzweibrach; den todten Körper warf er auf den Zauberer und verschwand mit den andern Geistern.

Der Zauberer wagte während der ganzen Nacht nicht, den Kreis zu verlassen; als es Morgen geworden war, da schrie und heulte er so jämmerlich, daß bald mehre Leute, die sich zufällig in der Nähe befanden, herbeieilten; die halfen ihm auf und er mochte sich wol Glück wünschen, noch mit dem Leben davongekommen zu sein.

446.

In Kienruß geworfen.

Hieronymus Drexelius vom Richterstuhl Christi. S. 9. § 5.

Ein wohlbekannter Prediger erzählt folgende frische Geschichte. Vor wenigen Jahren wurde zu Wien ein unrein, verwegen Venuskind vom Teufel bei nächtlicher Weil aus seinem Schlafbett zum Fenster hinaus in freie Luft bis in eines fürnehmen Herrn Stallung geführt. Die Pferde fingen allda an zu schwitzen und zu stampfen, die Stallknechte liefen mit dem Licht zu. Inzwischen fuhr der böse Feind mit seinem Raub davon in einen Keller; dort warf er ihn in einen Zuber voll Kienruß hinein. Ein solch Bad gehört für solche Gesellen. Die zulaufenden Leute zogen den elenden Tropf heraus und ließen ihn im Spital kuriren. Diese Geschichte ist zu Wien männiglichen wohl bewußt.

447.

Der Teufel mit dem Sandberg.

Mündlich.

Alfred Reumont Aachens Liederkranz und Sagenwelt S. 321.

Wie der Teufel so artig angeführt wurde bei dem Baue des Münsters von Aachen, das weiß ein Je-

der;*) auch, wie Kaiser Karl, vom Papste und 365 Bischöfen begleitet, das Münster eingeweiht hat.**) Der Satan wollte den Streich, welcher ihm gespielt worden, aber nicht ungerochen lassen und flog darum nach dem Gestade der See, wo er eine große Düne gleich einem Mehlsacke auf den Rücken lud; mit der Last machte er sich alsbald wieder gen Aachen, um die Stadt gänzlich zu verschütten und unter dem Sande zu begraben. Also war er schon über die Maas gekommen und stand endlich nicht weit mehr von der Stadt im Soersthale; da trieb ihm ein plötzlicher Wind so viel des Sandes in die Augen, daß er die Gegend nicht recht erkennen konnte und ein altes Weib, welches eben vorbeischritt, fragen mußte, wo er denn eigentlich wäre und wie weit er noch bis Aachen hätte? Die Alte schaute ihm einmal ins Gesicht und erkannte ihn alsbald wieder, denn sie hatte ihn früher oft beim Baue des Münsters gesehn; auch durchblickte sie schnell seine Absicht, als sie den Sandberg auf seinen Schultern sah, und sie sprach schlau: „Ach, da seid ihr ja ganz vom Wege abgekommen, lieber Herr. Schauet nur auf mein Fußzeug; ich habe die Schuhe in Aachen neu angezogen und jetzt sind die Sohlen mir von der langen Reise bis hierher schon ganz zerrissen.“

Da fluchte der Teufel einen gräulichen Fluch und schrie zornig: „Ich bin der Schlepperei müde: für jetzt mag das betrügerische Nest meinem Grimme entgehen, ich werde mich doch noch an ihm zu rächen wissen.“ Und mit den Worten warf er den Sandberg nieder auf die

*) Vgl. u. a. Langbeins Legende: der Kirchenbau in Aachen und Grimm deutsche Sagen.

**) Vgl. No. 70 meiner Niederdeutschen Sagen.

Erde und fuhr unter Rücklassung eines übernatürlichen Gestankes weg.

Noch kann man den Sandhaufen sehen: er ist durch den gewaltigen Stoß, den der Teufel der Düne gegeben, in der Mitte gespalten und bildet so eigentlich zwei Berge, von denen einer der Loosberg heißt, weil das alte Weib dem Teufel selbst zu loos (lose, schlau) war.

448.

Die verschwundenen Ferkel.

Moby du Rondchamp, le Cabinet historial, Liége 1610. p. 156. C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1843 Nr. 12.

In der Christmeßnacht des Jahres 1606 verschwanden in einem vornehmen Hause plötzlich drei Ferkel, die in einem Kessel siedenden Wassers über dem Herdfeuer hingen. Keiner hatte weiter etwas davon gemerkt, außer der Tochter des Hauses, die in dem Augenblicke ein sonderbar Geräusch in dem Schornstein vernommen hatte.

449.

Teufelspredigt und Engelspredigt.

G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben S. 217.
Vgl. Grimm No. 190.

Auf der Teufelskanzel oberhalb Gernsbach predigte einst der Fürst der Hölle vor zahlreichen Zuhörern, bis ein Engel vom Himmel gesandt ward, auf dem entgegengesetzten Berge bei Eberstein seine Kanzel zu errichten und die Menschen mit himmlischer Beredtsamkeit auf den guten Weg zu leiten. Das verdroß den Satan, er tobte in sieben Felsenkammern des Hochgebirges oberhalb Loffenau, wie ein Erdbeben, spielte mit den ungeheuern Blöcken Ball, baute in der Nähe der Wolken die Teu-

felsmühle, legte sich, ermüdet von der Arbeit, so schwer in ein Felsenbett nieder, daß seine Gestalt noch ausgedrückt in dem Gestein mit Pferdehuf und Schweife sichtbar ist; er stampfte, rasselte, tobte in seiner Mühle, so oft der Engel drüben predigte. Von der Herrenwiese sah Gott der Vater dem Unwesen zu und schleuderte den gefallenen Engel in seine eigene Teufelsmühle hinab, so gewaltig, daß auf dem Hochgebirge der Fußtritt des Stürzenden (?) noch sichtbar ist.

450.

Die Glocke zu Haueneberstein.

Mündlich.

In der Nähe von Strasburg liegt das Dörfchen Haueneberstein; da wühlten vor undenklichen Zeiten ein paar Schweine eine Glocke heraus, welche einen so starken und hellen Klang hatte, daß man sie bis Strasburg hörte. Die von Strasburg beneideten die Haueneberst einer darum und boten ihnen große Summen Geldes, doch umsonst. Da die Strasburger immer mehr auf den Handel drangen, je länger sie das schöne Glöckchen hörten, schlugen die Dörfler einen Nagel hinein und dadurch verlor es viel von seinem Klange. Bis 1795 hat es im Thurme der Kirche gehangen; dann sind die Franzosen gekommen und seit der Zeit hat man nichts mehr davon gehört.

451.

Das Sauglöckchen zu Köln.

Mündlich.

Zu Zeiten des heiligen Bischofes Kunibert hat eine Sau aus einem Pfuhle in Köln ein Glöckchen herausgewühlt. Das hatte einen gar hellen Klang und man hing es in der Cäcilienkirche auf, wo es heutzutage noch hängt und unter dem Namen das Sauglöckchen männiglich bekannt ist.

452.

Mithrem zu Daesdonk.

Mündlich.

Zu Daesdonk wohnte vor viel hundert Jahren ein Tapetenweber, ein sehr geschliffener Kopf und beliebt bei Jung und Alt im Dorfe. Wenn der — was er alle Abende that — etwas erzählte, dann flocht er jeden Augenblick das Wort Mithrem ein. Ein großer Kriegsheld war für ihn ein mithremscher Kerl; ein Trunkenbold ein mithremsch Schwein, ein Geizhals eine mithremsche Haut. Das machte, daß die Bauern ihm am Ende selbst den Namen Mithrem gaben und darüber seinen Familiennamen am Ende ganz vergaßen. Als er starb, vermachte er sein ganz Vermögen den Armen und das machte sein Andenken denen von Daesdonk noch werther. Um das zu verewigen, nannten sie die Hauptschenke des Dorfes, welche bis dahin zur Linde hieß, von nun ab zum Mithrem und beschlossen alle Jahr auf Mithrems Sterbetag eine Kirmeß zu halten, das ist nämlich auf den 11. November. Bei der Kirmeß sah man im Dachfenster der Hauptschenke Mithrems Bild in Holz

mit Schleiern und Stricken und Bändern prunken. Noch heute feiert man zu Daesdonk am ersten Montag nach Allerheiligen die Mithremskirmeß. Das Bild wird auch dabei noch stets ausgestellt.

453.

Die Eidechsen.

Aus mündlicher Quelle mitgetheilt von Dr. Goremans.

Ueber den Ursprung der Eidechsen geht folgende Sage. Es war einmal ein junges Mädchen, welches so eitel war, daß es nicht zu sagen ist. Um Schmuck zu bekommen, gab es sich selbst dem Teufel hin und lebte mit ihm wie Frau und Mann. Nach einigen Monaten gebar es zwei Thierchen, eins männlichen und eins weiblichen Geschlechtes, und das waren Eidechsen. Von diesen stammen alle Eidechsen ab.

Nachlese.

454.

Wandernde Kannen.

Mündlich.

Bei Lich in der Wetterau stand vor alten Zeiten auf dem nahen Breuerberg eine Ritterburg; auf dem Erlesberg, jenem gegenüber, ein Nonnenkloster. Da hatten die frommen Nonnen viel von ihren wilden Nachbarn auszustehn; ja endlich ging deren Frechheit so weit, daß sie die geweihten Gefäße, die zum Gebrauche beim heiligen Abendmahle bestimmt waren, von ihnen erpreßten, um bei rohen Zechgelagen Hohn damit zu treiben. Später war das Ritterschloß zerstört und das Kloster zerfallen, bis man zuletzt von beiden nichts mehr gewahrte; aber noch immer sahen die Landleute nächtlicher Weile die silbernen Kannen im Thalgrunde zwischen beiden Bergen glänzen, wie sie von der gottlosen Ritterburg zum Kloster zurückwanderten.

455.

Der Mann mit dem Briefe.

Mündlich.

Im Walde bei Lich ist schon Vielen ein uralter Mann mit einer Pelzkappe erschienen, der ihnen mit bittender Geberde und sehr trauriger Miene einen schwarz

gesiegelten Brief darreichte. Wer ihm diesen abnimmt, hat ihn erlöst; aber noch nie hat es Einer gewagt und der Mann ist immer mit noch viel traurigerem Gesichte versunken; denn alsdann muß er wieder eine lange Zeit warten, bis er einen neuen Versuch zu seiner Erlösung machen darf. Was es aber mit dem Briefe für eine Bewandtniß hat und was eigentlich darin steht, hat noch kein Mensch gewußt; man vermuthet aber, daß er Mittel enthält, eine schwere Schuld, die der Mann bei Leibes Leben auf sich geladen, auszusühnen.

456.

Die quakenden Frösche zu Freiensee.

Mündlich.

Freiensee ist ein wohlhabender Flecken im Vogelsberge. Vor funfzig Jahren, als noch die Frohndienste an der Ordnung gewesen, waren die Bauern daselbst freie Leute. Das hat folgende Ursache. Als vor Zeiten einmal der Kaiser in die Gegend kam, nahm er seinen Sitz in diesem Dorfe; aber vor dem Quaken der Frösche im nahen See konnte er Nachts nicht schlafen. Da gingen die dienstwilligen Bauern jede Nacht zum See und störten mit langen Stangen die Frösche im Genist auf, sodaß sie vor Schrecken das Musiciren vergaßen. Zum Danke dafür schenkte ihnen der Kaiser die Freiheit, gab ihnen ins Wappen einen Frosch und verehrte ihnen dazu einen goldenen Frosch, der noch im Rathhaus aufbewahrt wird. Davon ist auch der Ort Freiensee genannt worden, da er sonst wahrscheinlich Seen hieß.

457.

Die Frau von Rosenberg.

Mündlich.

Auf dem Schlosse Borberg in Franken im Taubergrunde saßen die Herren von Rosenberg. Einer von ihnen hatte einmal ein gar tugendsames, frommes Gemahl; aber, wie es oft geht, ihr Herr plagte sie sehr mit Eifersucht, und da sie oft allein ausging, meinte er zuletzt, sie gehe auf bösen Wegen. Um sie zu belauschen, schlich er ihr eines Tages unbemerkt nach; aber er fand sie, wie sie aus einem Körbchen Gaben an Arme vertheilte. Er erkannte die Reinheit und Gottesfurcht der Frau und zur Buße seiner Eifersucht bauete er auf derselben Stelle eine Kirche, an deren Trümmern man noch zwei Steinbilder bemerkt, die ihn und sein Gemahl mit einem Körbchen darstellen.

458.

Die Pest zu Frankfurt.

Mündlich.

Als einmal in Frankfurt am Main die Pest hauste, wußte man lange nicht, wie ihrer los werden. Endlich rieth ein weiser Mann, sie unter Zeichen und Sprüchen in ein Loch der Stadtmauer einzumauern. Dies geschah, und seit dem ist nichts mehr von der Pest dort verspürt worden. Als aber zur welschen Zeit Fürst Dalberg die Stadtmauer niederreißen ließ, fürchtete man sehr, sie möchte herauskommen und von neuem in der Stadt wüthen. Doch es geschah nicht, und man weiß nicht, was in dem Loche aus der Pest geworden ist.

459.

Breiberg.

Mündlich.

Schloß Breiberg im Odenwalde hat von folgender Begebenheit den Namen. Als es einmal belagert wurde, setzte sich die Mannschaft der Veste zum Hohn der Feinde auf die Ringmauer um einen großen Topf mit Brei, den sie in aller Gemüthsruhe verzehrte. Die erbitterten Feinde warfen einen Stein hinauf, der gerade in den Topf fiel und den Brei verspritzte. Aber ein lustiger Kauz von der Besatzung ließ sich nicht stören, leckte das Uebrige gründlich aus dem Topfe und streckte zum Ueberfluß den Feinden die Zunge heraus. Das Gesicht mit der ausgestreckten Zunge ist in Stein gehauen am Schloßthor noch jetzt zu sehen. Die Veste aber hieß von da an der Breiberg.

460.

Der Peterssee.

Mündlich.

Bei Lich war früher ein Teich, Peterssee genannt, der jetzt ausgetrocknet ist; er lag im wilden Walde, ganz von hohen schönen Bäumen umgeben, die stets ihren Schatten so über ihn warfen, daß die stille Flut schauerlich schwarz anzusehen war.

Das Volk betrachtete ihn mit unheimlicher Scheu; viele Landleute, die bei Nacht des Weges kamen und zwischen Furcht und Neugier einen Blick nach dem See warfen, haben feurige Flämmchen auf dem Wasser umherschweben sehen, in dessen dunkler Fläche der bleiche Mond sich magisch spiegelte. Unzählige Geister, so ging

die Sage, bewohnten den See und zeigten sich um Mitternacht in jener Feuergestalt: abgeschiedene Seelen, die eine schwere Schuld mit in die Ewigkeit genommen hatten und, von Angst gepeinigt, zum Schrecken der Menschen zurückgekehrt waren. Wenn nämlich ein Geist umherirrte, dann war der Gebrauch im Volke, durch Einen, der solcher Werke kundig war, den Geist bannen zu lassen, der alsdann, in einen Sack verwahrt, in die geheimnißvollen Wellen des Petersees versenkt wurde.

461.

Hahn beim Schatze.

Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten von unterirdischen Schätzen u. s. w., zusammengetragen von C. E. F. S. 41.

Vor einigen Jahren ist daselbst selig verstorben der Herzogl. Gothaische Major Eckart, welcher vorher Hofverwalter auf dem Schloß Friedenstein gewesen. Bei dieser seiner Station hat es sich oft zugetragen, daß er bei Solennitäten bis in die späte Nacht bei Hofe bleiben müssen, da er denn manchmal die übrige Nacht droben geblieben, sich in einer Hofstube auf eine Bank gelegt und darauf geschlafen. Einsmals stößet ihn etwas an, daß er darüber erwacht. In der Stube war er ganz allein gewesen und ein brennend Licht hatte auf dem Tische gestanden. Er erblickt vor sich einen Geist, welcher ihm durch Winken und allerhand Zeichen zu verstehen gibt, er solle ihm nachfolgen. Der Herr Hofverwalter Eckart, als ein beherzter Mann, der vorher, ehe er in solche Station kommen, einige Jahre in Italien bei den herz. goth. Truppen gedient, wagt es, nimmt das Licht vom Tische und geht dem Geiste nach. Dieser führet ihn durch unterschiedliche Gänge in ein finsteres

Gewölbe, worin er einen großen Kessel voll Goldstücke erblickt, und der Geist ermahnt ihn, daß er zugreifen und diesen Schatz heben sollte. Es kommt ihm aber plötzlich ein Grauen und Entsetzen an, und retiriret sich, so geschwinde er kann. Der Geist gehet ihm nach bis in die Hofstube, und ermahnt mit sehr beweglichen Geberden, er solle wieder mit ihm zurückkehren und solchen Schatz heben; dabei lässet er sich vernehmen: er solle zwei Theile davon seiner fürstlich gnädigsten Herrschaft zustellen, den dritten Theil aber für sich behalten, da würde er daran seine Lebtage genug haben. Er will aber durchaus nicht wieder mitgehen. Endlich verläßt ihn der Geist ganz wehmüthig. Den Tag darauf eröffnet er solches seinem gnädigsten Fürsten und Herrn, dem hochsel. Herzoge, Friderico II, und bittet unterthänigst um einen Verhaltungsbefehl, wenn dieser Geist etwa wiederkommen und ihn mitzugehn anhalten sollte. Dieser preiswürdigste Herzog spricht: er wolle es ihm nicht befehlen, daß er mitgehn sollte; wenn er aus eigenem Triebe mitgehn wollte, so möchte er es auf seine Gefahr thun. Einige Zeit träget es sich zu, daß er wieder über Nacht in solcher Hofstube bleibet. Des Morgens findet man selbige fest verschlossen. Die Hofbedienten, welche gewußt, daß er über Nacht in selbiger geblieben, klopfen an, es will aber Niemand hören. Als es schon hoch am Tage, klopfen sie noch stärker an, und als Niemand hören will, rufen sie so stark, als sie können, es will aber kein Herr Hofverwalter hören. Endlich kommt es dahin, daß die Thür muß aufgebrochen werden. Da sie nun hineinkommen, finden sie ihn mit dem Kopfe auf dem Tische liegend. Sie richten ihn in die Höhe und spüren, daß er noch lebe, sie halten ihm einen starken Spiritum vor, daß er sich endlich wieder ermuntert; es kann aber Niemand aus ihm bringen, was ihm begegnet wäre.

So viel hat man erfahren, daß er einer gewissen vornehmen geistlichen Person in Gotha eröffnet: der Geist wäre wieder zu ihm gekommen und habe sehr wehmüthig angehalten, er solle mitgehen und den Schatz heben, er wäre ihm bescheeret und er könnte nicht eher Ruhe haben, bis solcher Schatz von ihm gehoben worden. Er solle sich vor nichts fürchten. Es würde sich dabei nur eine Figur präsentiren, wie ein welscher Hahn, der würde ihm zwischen den Beinen hinfahren, aber keinen Schaden thun. Hierauf würde er ungehindert den Schatz fortschaffen können, welcher am Werthe 40,000 Thaler betrage. Als er sich nun durchaus nicht zum Mitgehen bequemen wollen, habe der Geist solche wehmüthige und entsetzliche Geberden gemacht, daß er darüber in eine Ohnmacht gerathen und weiter nicht wisse, was mit ihm vorgegangen, bis man ihn wieder durch Anstreichen zu sich selbst gebracht habe. Er habe hierauf diese geistliche Person um Rath gefragt, wie er sich verhalten solle, wenn er etwa noch einmal in solche Versuchung geführt werden sollte, ob er solle mitgehen oder nicht. Dieser Geistliche aber hat ihm durchaus nicht zum Mitgehn rathen wollen. Nachgehends ist er niemals mehr über Nacht in solcher Hofstube geblieben, sondern allezeit, wenn es auch noch so spät in der Nacht gewesen, nach Hause gegangen. Dieses alles hat mir eine in einem öffentlichen Lehramte stehende glaubwürdige Person erzählt, welche mit dem sel. Herrn Major Eckart in naher Blutsverwandtschaft gestanden.

462.

Schwarzer Bock geopfert.

Uhuhu oder Hexen-, Gespenster-, Schatzgräber- und Erscheinungsgeschichten. Viertes Pack, S. 185.

Ein Bauer vergrub in Gegenwart seines Knechtes eine große Menge Geldes, trug dem Teufel die Hut darüber auf und band ihm ein, den Schatz nicht eher fahren zu lassen, bis man ihm einen schwarzen Ziegenbock würde gebracht haben. Der Knecht reiste nach Holland, wo er lange Jahre blieb, der Bauer starb mit dem Geheimnisse dahin und seine Nachkommen verarmten. Der Knecht kam endlich wieder, fand den Hof heruntergebracht, erinnerte sich des vergrabenen Schatzes und des schwarzen Ziegenbocks, und war so ehrlich, den rechten Erben mit einem aufgefundenen schwarzen Bocke zu dem Ihrigen zu verhelfen. Diese Geschichte wird noch immer wie ein Evangelium geglaubt und erhält den Glauben an die Schatzgräberei immer neu.

463.

Blaues Licht beim Schatze.

Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten von unterirdischen Schätzen u. s. w., zusammengetragen von C. E. F. S. 198 aus Unterredungen vom Reiche der Geister. S. 524.

Sieben Meilen von Wien ist ein großer Flecken nebst einem schönen Schlosse an den ungarischen Grenzen, Peternell genannt, welcher vor Alters eine sehr berühmte Stadt war, wie man aus dem eingefallenen Gemäuer zur Genüge sehen kann. Es haben sich daher viele Schatzgräber hier eingefunden, um ihre Kunst zu probiren, in Hoffnung, große Schätze zu finden; sie sind aber meines Wissens mit Wind alle wieder zurückgewie-

sen worden. Einstmals ging ein Bürger aus Preßburg durch selbige Gegend, welcher von einem übeln Schuldner ein gewisses Geld, worauf er lange Staat gemacht, eincassiren wollte, um seine schwere Wirthschaft damit zu unterhalten. Er mußte sich aber, wie es zu gehen pflegt, mit leeren Worten abspeisen lassen und also mit traurigen Gedanken wieder zurückkehren. Als er nun an diesen Ort kommt, setzt er sich auf einen großen Stein nieder, um ein wenig auszuruhen; da siehet er von ungefähr eine Oeffnung von einem eingefallenen Keller, welche er sonst niemals, so oft er diesen Weg gegangen, wahrgenommen hatte. Er dachte bei sich selbst, es möchte ihm hier vielleicht etwas bescheert sein, weil man doch so vieles davon zu sprechen wisse, daß in dieser Gegend herum große Schätze sollten vergraben sein. Er kniete nieder, betete ein andächtig Vater Unser, zog seinen Rock aus, ging in die Oeffnung hinein und sah sich, wiewol nicht ohne Grauen, darin um. Da erblickte er in einer Ecke des großen Kellers ein kleines Licht, welches ganz blau brannte. Er ging auf selbiges zu und warf seinen Hut darauf, wie dergleichen einfältige Leute zu thun pflegen, wenn sie in der Hoffnung stehen, einen Schatz zu finden, griff darauf um sich herum, nachdem das Licht verloschen, und bekam unterschiedene Sorten von Münzen in seine Hand, welche er aber im Finstern nicht erkennen konnte, steckte sie also zu sich, griff weiter und bekam noch etliche Hände voll, mit welchen er seinen Hut ausfüllte. Mit dieser Ausbeute ging er nun nach Hause, wies sie diesem und jenem, aber niemand wollte diese Münzen kennen, bis endlich die Sache vor die ungarische Canzlei gelangte, vor welche er citirt wurde und die Sache nach allen ihren Umständen erzählen mußte. Darum wurden ihm gewisse Deputirte von der Stadt zugeordnet, welche mit ihm

nach dem Orte, wo er diesen Schatz gefunden, gehn sollten. Als sie aber dahin gekommen, ist ihnen nicht möglich gewesen, diesen Ort wieder zu finden. Die Münzen, welche benanntem Bürger bescheert gewesen, waren alte römische Stücke und trugen am Werthe 309 Florin aus. Sie wurden ihm ausgewechselt und in verschiedene Medaillen-Cabinette geschickt.

464.

Der Scheibenberg.

Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten von unterirdischen Schätzen. S. 302.

Anno 1605 bekam M. Laurentius Schwabe, Pfarrer in Scheibenberg, etliche Gäste von Annaberg. Dessen Eheweib führet etliche Matronen, ihre Gäste und Freundinnen, über und um den Scheibenberg, ihnen dessen Gegend zu zeigen. Sie treffen aber ein Loch an, darein drei Stufen gingen, und lag darin ein glänzender Klumpen, wie glühendes Gold. Darüber erschraken sie, gingen eilends heim, führten den Pfarrer sammt den Gästen hinaus, allein sie konnten das Loch nicht wiederfinden.

Anno 1648 starb Hans Haß, ein alter ehrlicher Bürger daselbst, welcher mir auf seinem Siechbette seine Armuth im Anfange seines Ehestandes und zugleich auch dieses erzählte: Als Wolf Köhler seine Tochter Elisabeth weggab, wären wir junge Eheleute gern mit zu Ehren gezogen, aber wir hatten kein Geschenk. Wir gingen am Berge grasen und wurden eines Loches gewahr, das gleichsam mit einer eichenen Thür verschlossen war, und gingen etliche Stufen hinein. Da wir Wunders halben hineinsahen, liegt ein Fuchs auf einer Stufe. Wir er-

schraken darüber; gleichwol, weil sich der Fuchs nicht rührte, gaben wir ihm einen Stoß, und fanden, daß er todt war. Ich verkaufte den abgestreiften Balg, wir gingen auf die Hochzeit und waren lustig. Aber nach selbiger Zeit habe ich das Loch nicht wiederfinden können, wie fleißig ich auch danach gesucht habe.

465.

Perlenschoten.

Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten von unterirdischen Schätzen, Höhlen, Gängen, von C. E. F. Breslau und Leipzig 1756. S. 300; aus Chr. Lehmann's historischem Schauplatz derer natürlichen Merkwürdigkeiten in dem meißnerischen Obererzgebirge. 9. Einth. 5. Cap.

Abenteuerlich und dennoch wahrhaftig ist, was sich mit gewachsenen Perlenschoten in Neustadt-Wiesenthal Anno 1626 zugetragen. Nach dem großen Sterben selbiger Zeit wohnte in gedachtem Bergstädtlein Michael Rohdörfer, ein Exulant von Lutitz aus Böhmen, welcher mit seiner Frau und sieben kleinen Kindern wunderbarer Weise den Religionsfeinden entkommen. Sein Töchterlein von sieben Jahren hatte vom Schutthaufen eines ausgegrabenen alten Kellers etliche Kapsamen-Strünklein aufgelesen und in ihres Vaters Garten gesteckt. Da nun solche wohl fortgekommen und gereifet, nimmt sie die Schötchen ab und klopft sie aus, findet aber mit Verwunderung weiße Körnchen, die sie, unwissend, was es sei, dem Vater weiset und spricht: „He, Vater, sehet, was finde ich für Patterlein?" Der Vater sah, daß es rechte Perlen, suchet und findet sie in den Schötchen selbst, also, daß in noch zwei Samenkörnchen eine wahrhafte Perle lag, und sammelten sie dieses Samens und Perlen ein Käsnäpfchen voll. Viele Edelleute die sich da-

mals in Wiesenthal als Exulanten aufhielten, haben es selbst in Augenschein genommen, auch einige dieser Perlen dem Töchterlein abgeschwatzt und zur Rarität aufgehoben. Eine Gräfin von Hauenstein kam von Annaberg, hielt mit dem Wagen vor des erwähnten Exulanten Thür, breitete ihr Haartuch in den Schoos und bat, das Mägdlein sollte ihr etliche Samenschötlein aufmachen, welches auch geschah, und sie befand, daß es wahrhaftige Perlen waren. Versprach darauf, wenn der Vater einwilligen wollte, dieses glückselige Kind auf- und anzunehmen. Endlich machte die Gräfin etliche Schoten eigenhändig auf, aber die Perlen zerschmolzen ihr unter den Fingern, wie es denn auch zuvor andern Leuten, die sie selbst aufgemacht, begegnet war. Darauf sagte sie: „Ei, so ist's eine wunderbare Gnade von Gott, derer wir nicht würdig sind." Ein frommer Edelmann aus Böhmen, der auch daselbst im Exil lebte, ließ den Vater mit allen sieben Kindern vor sich kommen, betrachtete und fand das Wunder augenscheinlich und kleidete die armen Kinder alle neu. Dieses habe ich aus dieser Perlenfinderin Munde, da sie nun 74 Jahre alt war, aufgezeichnet.

466.

Der Greifenstein

Lehmann's histor. Schauplatz. Daraus die neue Sammlung merkwürdiger Geschichten von Schätzen. S. 381.

Unter einem großen Fels, wo der Vermuthung nach das alte Schloß Greifenstein gestanden, ist ein offenes Loch zu sehen, darein eine Mannsperson gemächlich kriechen kann, wie in meinem Beisein ein Steinmetz hineinkroch, aber darin nichts fand, als eine Weite, so dem Ansehen nach von Bergleuten gemacht worden. Von

solchem Loch aber sollen alte Leute erzählet haben, daß einst eine Magd, die sonst, wenn sie des Orts gegraset, öfters daselbst mit Namen gerufen worden, in Beisein einer andern Magd, auf abermaliges Rufen hineingegangen wäre, mit dem Verlaß, daß, wenn sie schreien würde, ihr die andere zu Hülfe kommen sollte. Es hätte aber die hineingehende einen großen Kasten mit Gold und Geld und einen Hund dabei liegend angetroffen und auf Befehl einer Stimme das Grastuch damit angefüllet. Als aber inzwischen der Eingang ganz enge worden wäre, daß sie die andere Magd um Hülfe gerufen, wäre der Hund auf sie losgesprungen, und hätte alles eingefaßte wieder aus dem Grastuch gescharrt, darauf sie voller Schrecken von der andern herausgezogen worden, und des dritten Tages darauf wäre sie gestorben. Ob's wol einem Mährlein ähnlich, jedoch, weil es für wahr ausgegeben worden, habe ich's nicht präteriren wollen, insgesammt aber bejaheten die Anwesenden, daß es die Leute um solche Felsen öfters verführe und auch bei hellem Tage. Der alte Christoph Hackebeil sei einst verführet worden, daß er des Nachts über in einer Höhle bleiben müssen. Es hat das Ansehen, daß vor alten Zeiten der Platz zwischen zwei hohen Felsen mit Mauern eingeschlossen gewesen, wie man denn die Rudera des alten Gemäuers sehen kann, auch bisweilen dicke Scherben von Töpfen, Nägel, Eisenwerk, Pfitschpfeile, Todtengebeine, Schweinszähne, alte unbekannte Schlüssel findet.

467.

Die Teufelsmauern, der wilde Jäger und Frau Holla.

Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten von Schätzen S. 358. aus Döderlein, Antiquitates in Nordgavia Romana, p. 34.

Ich bin von einer sonst wohl resolvirten Person versichert worden, daß, als sie zwischen Ober-Hochstatt und Burg Salach, auf dasiger ordentlichen Straße, der Römer Vallum, die Teufelsmauer insgemein genannt, mit einem guten Pferde nächtlicher Weile passirt, so habe das Pferd ungemein geschnaubet und geschnarcht und ganz ungemeine Posituren und Sätze gemacht. Ingleichen erzählet man, also fährt belobter Herr Döderlein fort, daß zu gewissen Zeiten in der Gegend Theilenhofen und Riedern, bei dem dicken Walde, Herleshohe genannt, zum öftern ein abscheuliches und fürchterliches Jagdgetöse, bellende Hunde, nebst einem gräßlichen Geheul, Schreien und Rufen der Jäger, und was sonst bei hitzigen, zumal Parforcejagden vorgeht, gehört werde, welches bei einem furieusen Trieb bald nahe, bald in der Ferne zu sein erachtet wird. Ich selbst bin einst durch diese Gegend gereist, und da hat mir ein Bauer erzählt, daß ihm dieses wüthende Heer einst bei Tage aufgestoßen sei. Er habe nämlich von ferne lauter Schatten auf sich zukommen sehen; da sei er nun aus dem Wege getreten, weil den Bauern dieses Blendwerk nicht unbekannt, und habe Pferde, Jagdhunde und Menschen mit Spießen, doch aber nur im Schatten und ohne Geschrei wahrgenommen. Daher halten die gemeinen Leute dafür, wenn eine Weibsperson den Tag vor Weihnachten ihren Rocken nicht abspinne, so käme die Frau Holla und thäte ihr einen stinkenden Possen darein. Weil sie für die heidnische Diana oder Jagdgöttin gehalten wird, so

gibt man auch von ihr vor, sie durchstreiche das Land mit einem wilden oder wüthenden Heer, bei welchem man Hunde bellen, Jagdhörner, Jägergeschrei u. dgl. m. höre, aber meistentheils nur bloßen Schatten sehe.

468.

Die wilde Jagd zu Annaberg.

Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten. S. 361.

Anno 1626 ritt Junker Rudolf von Schmerzing, Erbsaß auf dem Hammergut Förßel halbtrunken von Annaberg ganz allein, und vermeinte, den geraden Weg über Schlettau auf die Scheidenbergischen Mühlen durch die Unter-Scheibner Räume zu nehmen. Es verführte ihn aber eine Jagd von Jägergeschrei und Hundegebell, welchem er nachritt, und verfiel mit seinem Pferde in einen Morast, darinnen das Pferd halb versunken stecken blieb. Er würckte sich gefährlich los, lief auf die benachbarten Fuhrwerke, kleidete sich aus und ließ Leute auftreiben, die das Pferd mit Stangen und Seilen aus dem Moraste ziehen und gewinnen mußten.

Dieses ist auch begegnet einem alten Priester, der von Wiesenthal sehr frühe durch den Wald nach Annaberg zu gereiset, da sich mitten im Walde ein ungemein großes Jägergetöne erhoben, um welche Zeit doch kein Arbeiter noch Jäger auf dem Walde zu finden gewesen. Der Fuhrmann besann sich bald darauf und sagte: Herr, es ist das wüthende Heer, wir wollen im Namen Gottes fahren, er kann uns nicht schaden.

469.

Das weiße Pferd.

Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten. S. 364.

Anno 1624 wollte Andreä Illing's Vater am Willenauer Berge mit seinem Pferd arbeiten, da kam ein frembdes weißes Pferd mit allem Geschirr gelaufen und spannte sich selbst an, und nachdem es eine Weile hurtig umgegangen, ahnet dem Ackermann nichts Gutes, will ausspannen und Mittag machen: da läufet das wilde Pferd mit Hacken und dem andern Pferd auf den Tümpel zu. Der Ackermann hängt sich an sein Pferd, schreit und gibt gute und böse Worte, bis das Gespenst sich verloren, und er mit seinem Pferde in großer Bestürzung gelassen worden.

470.

Sage von der Sterbeglocke zu Wiener-Neustadt.

Vid. Commentar. brev. et jucund. itineris etc. edit. per Stanislaum Pawlowsky Olomuc. 1577. Ost und West 1844. p. 101.

Auf seiner Reise durch Deutschland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien 1465 — 1467 kam der böhmische Freiherr Lew von Rozmital und Blatna auch durch Wiener-Neustadt, wo er auf Einladung der Kaiserin einige Tage sich aufhielt. Man führte ihn unter andern in die Kirche der Cisterzienserabtei. Hier sah er die Grabstätte Kaiser Friedrichs IV., den bereit liegenden Gruftdeckel, der allein 1100 Goldgulden gekostet haben soll, und auf dem Thurm dieser Kirche eine Glocke mit goldenen Streifen. Von ihrem Ursprunge erzählte man folgende Sage: Ein reicher Handelsherr ver-

traute auf seiner Durchreise einem hiesigen Bürger große Massen Erz zur Aufbewahrung an. Eben damals sollte für die Klosterkirche eine neue Glocke gegossen werden, und Alles war zum Gusse bereit, als es sich ergab, daß das vorräthige Metall nicht ausreichen werde. In dieser Verlegenheit erfuhr der Stadtrath, daß im Hause jenes Bürgers das nöthige Metall vorhanden sei, bewog ihn gegen Erlegung des Werthes das anvertraute Gut auszuliefern, und der Guß ging glücklich von statten. — Nach einiger Zeit kam der Handelsherr wieder; vom Bürger über den eigentlichen Sachverhalt belehrt, eilte er auf den Thurm, wo sich auch alsbald die Rathsherren einfanden. Nachdem er die Glocke lange betrachtet und die Anwesenden auf die goldglänzenden Streifen aufmerksam gemacht hatte, begann er: „Wisset denn, daß ich in jene Metallmassen den größten Theil meines Goldes verborgen hatte, und sagt selbst, ob diese Stadt im Stande ist, mir meinen Verlust zu ersetzen? — Doch was geschehen ist, ist geschehen und ich begehre keinen andern Ersatz als den, daß diese Glocke von nun an zu meinem Andenken für Jedermann, reich oder arm, unentgeltlich geläutet werde.“ — So erzählt Sasek von Mezyhor, der Reisegefährte und Sekretair Lew's.

471.

Alte Weibchen bei den Hünebetten.

Mündlich aus Wapserveen in Drenthe.

Man erzählt, daß bei den Hünebetten in der Gegend von Wapserveen alte Weibchen mit goldenen Spinnrädern sitzen und spinnen; sie zu beleidigen sei gefährlich. Ein Bauernknecht aber wagte es doch einmal, sprach,

er wolle die Weibchen necken; um aber schneller wegzukommen, bestieg er ein Pferd. An der Stelle angekommen, rief er:

> Old wifien platvoet,
> Komstoe mar oet,
> As 't kwaad dut!

Darüber geriethen die Weibchen in Zorn, er ritt eiligst weg, doch sie setzten ihm nach und warfen ihn mit grünen Blotten (Knochen) nach. Glücklich erreichte der Knecht den Stall; einer der Knochen nur traf des Pferdes Fuß und dies war dadurch zeitlebens lahm; hätte der Knochen ihn getroffen, er wäre des Todes gewesen.

472.

Das Flachsbündel in der Kirche zu Havelte.

Zu Havelte lebte vor Zeiten ein Mann, der seine Frau, trotz dem, daß sie ihm mit herzlicher Liebe zugethan war, doch tagtäglich mißhandelte. Sie unterlag dem endlich; da kam der Mann wohl zur Reue, doch es war zu spät. Eines Nachts lag er nachdenkend über dies Alles zu Bette, als es plötzlich laut an seine Thür klopfte. Er frug, wer da sei, und bekam zur Antwort: „Ich bin es, deine Frau.". Da sprach er: „Das glaube ich so wenig, als auch, daß die Pferde von selbst durch die Banden (Scheunenthüren) gehen." Kaum aber hatte er das Wort gesprochen, da hörte er die Pferde den Stall verlassen und durch die Scheunenthüren heraustrappeln. Da stand er auf, öffnete und es war seine Frau lebenden und gesunden Leibes. Noch lange Jahre lebten Beide glücklich und vergnügt zusammen und

die Frau spann während dem an einem Bündel Flachs, welches man noch heute in der Kirche zu Havelte bewahrt.

473.

Schlangenrache.

Mündlich.

Es geht die gemeine Sage in Drenthe, daß man unter den Schlangen einige finde, welche ein Krönlein auf dem Haupte trügen und die bei den andern Schlangen in großer Verehrung ständen. Eine solche Schlange zu tödten, bringt das größte Unglück; man würde überall von den Thieren verfolgt, das Haus würde voll davon und sie ließen nicht eher ab, bis sie den Mörder ihres Königs oder ihrer Königin auch getödtet hätten. So erzählt man sich, daß ein Mann einmal solch eine Schlange getödtet habe; er sei gleich gezwungen gewesen, sein Haus zu verlassen, denn er habe vor den Schlangen weder essen, noch trinken, noch schlafen können. Da zog er aus der Gegend weg, weit weg nach einem andern Orte, hatte auch einige Tage Ruhe, doch da rückten seine Verfolger ihm wieder so zu Leibe, daß er ein Pferd bestieg, um nach einem Ort zu reiten, wo es gar keine Schlangen gab; doch vergebens, denn einige der Schlangen hatten sich an das Pferd festgebissen und umwanden und tödteten ihn, als er zum erstenmale still hielt.

474.

Unfruchtbare Stelle.

Mündlich.

Auf dem Steerenveen in Drenthe in den Wäldern des Herrn Tuimelaer zeigt man eine Stelle in Gestalt eines Kreuzes, auf der kein Pflänzchen gedeihen kann. Da haben in alten Zeiten zwei Ritter, Brüder, einander ermordet.

475.

Groote Pier.

Petri Thaboritae kronyk van Friesland ausgezogen in dem Archief voor vaderlandsche geschiedenis door H. W. C. A. Visscher en H. Amersfoordt. Stuck II. p. 262.
S. A. Gubbema verhaal van de stadt Leeuwarden. 1701. p. 344.

Nachdem um 1519 dem großen Peter (groote Pier) der Anschlag auf Emmerick mißglückt war, hatte er an dem Ufer des Rheins, den er wieder überschiffte, eine sonderbare Erscheinung. Es wohnte nämlich in der Zeit zu Sneek ein Tagelöhner, der war nicht wohl bei Sinnen und oft stach man den Drachen mit ihm (hielt man ihn zum Narren); gewöhnlich nannte man ihn den Grafen von Nichlenborg. Während Peter mit den Seinen auf dem gemeldeten Zuge war, wurde der Graf in Sneek todtgeschlagen. Als Peter nun Morgens gegen Anbruch des Tages über den Rhein gesetzt hatte oder doch übersetzen wollte, trat der Graf ihm entgegen. Peter faßte ihn bei der Hand und sprach: „Nun Graf, seit ihr auch da? Wo wollet ihr hin?" Darauf antwortete der Andere: „Zu meinem Herrn."

Auch ein Anderer, Namens Sybren Hertmans nahm den Grafen bei der Hand. Als sie aber nach Hause kamen, wunderten sie sich sehr ob der Nachricht, der Graf sei todt und sie erschraken nicht wenig. Groate Pier sah ein, daß er ein Vorbote seines Todes gewesen und starb auch noch im selben Jahre. Sybren Hertmans wurde im Jahre darauf vor Hassel todtgeschossen.

476.

Zauberfamilien in Drenthe.

Mündlich.

In verschiedenen Orten der Landschaft Drenthe (Friesland) gibt es Familien, deren Umgang von andern gemieden wird, weil sie im Rufe stehen, zaubern zu können. Die Angst vor den Mitgliedern einer solchen Familie ist so stark, daß man froh ist, ihrer los zu sein, wenn man sie zufällig trifft; in ihrer Gegenwart zu essen, wäre das Schrecklichste, was man sich denken könnte, da sie die Macht haben, alle Speisen in verderbenbringende Dinge zu verwandeln. Sie sind, sagt man, stets in sich gekehrt und bringen gern Jemanden etwas auf, um also ihrer Kunst sich bedienen zu können. Eine Ehe mit dem ältesten Sohne wird verabscheut, denn die Macht zu zaubern, vererbt sich nur auf den ältesten Sohn. So lange die Eltern leben, sind alle Familienglieder im Verdachte, nach dem Tode des Vaters aber und besonders, wenn der Sohn einen eigenen Haushalt sich einrichtet, fürchtet man die Uebrigen nicht mehr so sehr, denn die Macht geht nur auf jenen und seine Kinder über.

477.

Schiff verschwindet.

Petri Thaboritae kronyk by Visscher en Amersfoordt p. 266.

Am Tage des heil. Poncianus 1521 trug sich zu Edens (Friesland, Grieteny, Hernaarderadeel) ein wunderbarer Vorfall zu. Es wohnte da ein reicher Eigenerbe, Namens Benedix Haghens, dessen Tochter war mit einem alten, reichen Manne zu Franeker verlobt. Als man bei der Gelegenheit ein kleines Fest feierte, befürchteten die von Franeker, die feindlichen Gelderschen möchten ihnen einen Streich spielen, denn das Land war in zwei Parteien getheilt; doch trösteten sie sich wieder mit dem Waffenstillstande, den man abgeschlossen. Benedix sah eben mit noch ein paar Andern zum Fenster hinaus, da erblickte er ein großes Ruderschiff voll Mannschaft, gegen 15 bis 16, welche alle niedersaßen, zwei ausgenommen, die schoben, der eine vorn und der andere hinten. Da bat Benedix die, welche bei ihm standen, sich still zu halten; er wolle hinausgehen und die Mannschaft freundlich bewillkommnen, dann, meinte er, würden sie ihnen wol nichts zu Leide thun. Als er nun draußen ans Ufer kam, warf er sein Auge auf den Hintersten, denn das war ein großer, kräftiger und schöner Mann, sodaß Benedix bei sich dachte: „Freund, kämest du in mein Haus, ich tränke dir ein volles Horn zu." Er wunderte sich aber gar sehr, daß er nicht Einen von der Mannschaft kannte. Da sah er, wie das Schiff anlegte und Alle aufstanden, wie wenn sie an Wall hätten treten wollen; er schritt vor, streckte die Hand aus und rief ihnen zu: „Seied Gott und uns Allen willkommen." (Weest God en ons allen welkom!) Kaum aber hatte er das Wort aus dem Munde und Gottes Namen genannt, als das Schiff mit der ganzen Mannschaft

verschwand, sodaß er nichts mehr davon sah. Darob erschrak er sehr, ging nach Hause und legte sich zu Bette, schlief ein paar Stunden und war dann wieder möglichst fröhlich.

Bevor das Schiff ankam, lag einer von Benedix' Nachbarsknechten mit seinem Schiffe in der Fahrt, sah auch, wie das andere heranfuhr. Es schien ihm gleich kein reines Werk und in der That, es waren ja auch alles böse Geister; der Knecht fuhr darum in einen Schloot (Seitenfahrt) und ließ das Schiff vorbei. Er sagte auch, er habe deutlich gesehen, wie sie auf Benedix' Zusprache mit einer feurigen Flamme weggeflogen wären.

478.

Eelke Liaukama.

Sibrandi Leonis vitae et res gestae abbatum in Lidlum apud Matth. Analect. 8. VI. p. 188.
Poet. behandelt von A. van Halmaelje im friesischen Volksalmanach 1836. S. 32.

Ten jare 1332 was Eelke Liaukama abt van het rijke klooster Lidlum. Behalve anderen behoorde ook aan dit klooster een uithof, niet verre van Boxum gelegen en (ook noch heden) ter Poorte genaamd. De hier wonende monniken en conversen brachten hun leven in weelde en ledigheid door en bedreven allerlei ontucht en onmatigheid. Dit ter ooren van den abt gekomen zijnde, besluit hij tegen Paasschen zich naar ter Poorte te begeven, om de overtreders te vermanen en op den goeden weg terug te brengen. Hij reist dan heen en wordt door de monniken eervol ontfangen en op een maaltijd onthaald. Men bracht een zwaren

en sterken drank, om hem dronken te maken, doch hij, onthoudend, matig en van de dronkenschap een' afkeer hebbende, gaat naar buiten over de brug, opend de naburige stins en de deur van zyn nachtverblijf sluitende, legt hij zich te bedde en begeeft zich, na tot God gebeden te hebben, te slapen. De booze, verstokte, terugblijvende monniken, beraadslagen met elkander en besluiten, den abt te dooden, daar er juist eene zoo schoone gelegenheid is. In razende woede de brug overvliegende, vinden zij de deur van de stins gesloten en zijn genoodzaakt door de vensters in te breken, om bij den abt te komen. Deze, door het gedruisch ontwaakt, spreekt hen met de hem angeborene zachtheid en zoete woorden aan, vragende, wat zij wilden? waarop men hem met vele scheldwoorden toevoerde, dat men hem zocht, dat hij gekomen was, om hen te bestraffen, als of zij booswichten, hoereerders en dronkaarts waren, maar dat hij zelf een godlooze zwelger was. Als nu de brave man over deze onverwachte geweldddadigheden verbaasd, hen vroeg, of een hunner hem beschonken had gezien? duwden zij hem toe, dat zij hem dronken hadden zien uitgaan, dat hij gebraakt en dit in zijne wijde mouwen had verborgen; waarop hij antwoordde: „Welnu, keert de mouwen om!“ Maar als nu de booswichten de mouwen van het kleed aanvatteden, vonden zij in plaats van het genoemd vuil, niets dan enkel rozen, schoone rozen. Nu tot razernij en dolheid overslaande, schelden zy hem voor een toovenaar en duivelskunstenaar en slaan hem met een' zwaren stok zoodanig op het hoofd, dat het bloed de wanden bespat en de abt dood nedervalt. Men werpt het lichaam ten venster uit in de gracht, waar

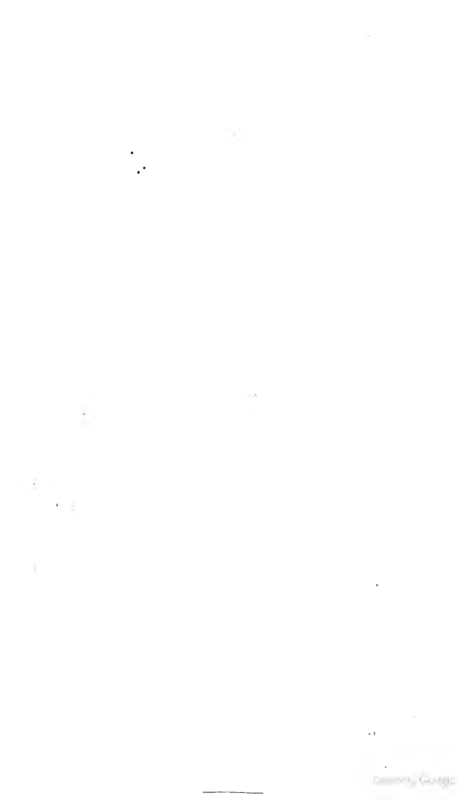
het den volgenden morgen door eene vrouw wordt ontdekt. De daders ontfingen hun verdiend loon. *).

---

*) Gleich den vorhergehenden Sagen von No. 471 ab, mitgetheilt durch den für friesische Sprache und Alterthümer eifrigst bemühten Herrn T. R. Dykstra in Leeuwarden, dem wir bald weitere und wichtigere Beiträge werden zu danken haben. Er fügt hinzu: „Iets anders vint men dit verhaal by Ocka fol. 38. Ubbo Emmius rerum Fris. histor. fol. 197 en Schotanus de geschiedenissen van Vrieslant fol. 176. Deze verhalen, dat de abt, misleid door de monniken, die beterschap veinsden, hun verzoek, om dien avond een' vrolijken dronk na den eten met hen te drinken, niet heeft kunnen afslaan, doch dat de goede man, wiens lichaam geen sterken dronk kon verdragen, tot braken gedwongen, dit in de wijde mouwen van zijn opperkleed trachtte te verbergen, om geene ergernis te geven en tevens het oogmerk der monniken merkende, om hem geheel dronken te maken, zich ter ruste begaf, doch dat hij weldra door de razende hoop gevolgd werd, die hem de teekenen van onmatigheid uit de mouwen van zijn tabbaert wilden toonen, doch tot hunnen schrick en woede louter rozen vonden."



Anmerkungen.



(M. = Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. RA. = Rechtsalterthümer Dess. DS. = Deutsche Sagen der Gebrüder Grimm. KM. — Derselben Verfasser Kindermärchen. NS. = Niederländische Sagen.)

1. **Das goldene Schloß.** NS. Nr. 791 mahnte ich schon an Asgard mit seiner Goldbedeckung. Der Zauberspiegel ist offenbar dem Throne Hlidhskiálf verwandt. Wie wenn in dem Märchen ein Mythus steckte von einer Wanderung Wnotans? Die Eintheilung der Thiere in kriechende, laufende und fliegende ist gar alterthümlich; Schlange, Katze und Storch waren unserer Vorzeit heilig, wie der letztere der Mutter die Kinder, so bringt er hier der Königin den verlorenen Mann zurück. An anderer Stelle gedenke ich das Märchen ausführlicher zu besprechen. (Der Mittheiler ist H. Van de Velde.)

2. **Vom dummen Peter.** Das Hämmerchen schlägt stark an den alles zerschmetternden Miölnir an; Peter, der Apostelfürst, nach Christus der Kirche Oberhaupt, erinnert an den zweitobersten der Götter, Donar, Thôrr. In Nr. 31 vertritt er auch dieses Stelle. (Von Jack Van de Velde.)

3. **Das wilde Schwein.** Verwandt ist der Schluß mit NS. Nr. 503, wo der Wärwolf auf gleiche Weise erlöst wird; auch die Katze aus der gleichfolgenden Nr. 14 S. 71 gehört hierher. Die letzte Sage genießt der allgemeinsten Verbreitung in Belgien. Vgl. KM. II, 264. M. 1052. (Von H. Van de Velde.)

4. **Das verrathene Geheimniß.** Ein Verwandtes in den KM., doch sind die Thiere dort, so ich nicht irre, Raben. Bär, Fuchs und Wolf, die Hauptthiere der Fabel, scheinen mir alterthümlicher.

5. **Jan der Dieb.** Vgl. die Probestücke des Meisterdiebes in Bechstein's Märchenbuch. Auch im Pentamerone findet sich ein verwandtes Märchen. (Von A. Van de Velde.)

9. **Das kleine alte Männlein.** In den KM. wird eine verwandte chinesische Sage nachgewiesen.

11. **Die betrogenen Schelme.** Aus dem Hennegau; ich hörte es als Kind in Köln, doch mit der Variante, daß die wiederkehrende Geis durch einen selbstkochenden Kessel ersetzt war.

12. **Der fleißige und der faule Fischer.** Den ersten Theil des Märchens brachten schon die NS. Nr. 506; seitdem erzählte man mir in Ostende auch den andern Theil. Vgl. DS. Nr. 52. M. 465.

13. Der Zwergenberg. Das Mützchen ist wol die Tarnkappe. Vgl. M. 431. Das Märchen ist aus der Gegend von Münster.

14. Von dem glücklichen Schäfer. Der Schwanz auf dem Wasser ist dasselbe mit den Schweineschwänzchen, welche Dreizehn pflanzt. Nr. 22.

16. Jan im Himmel. Gleicherweise wirft Sankt Peter KM. 35 einen Stempel vom Stuhle des Herrn zur Erde nieder. Vgl. M. 124.

17. Von Elig dem Schmiede. Elip ist Druckfehler. Es gehört in eine Reihe mit NS. Nr. 579 und vorliegender Sammlung Nr. 8, 30, 31, 32. Vgl. M. XXXV, wo (aus Fornmanna-Sögur 9, 56, 175) Odhinn beim Schmiede einkehrt und sein Roß beschlagen läßt. Auch in norwegischen Märchen (XXXVI) übertrifft der Heiland seines Wirthes Kunstfertigkeit. Ueber alle diese Sagen s. Weiteres bei Grimm a. a. O.

18. Die Eisenkerle. Gleich 13 aus der Gegend von Münster.

19. Die beiden Bräute Ein ganz ähnliches steht in den KM. In Köln scheint es auch bekannt zu sein, wenigstens schreckt man dort die Kinder mit der „schwatze Margriet."

20. Ohneseele. Von Van Duyse aus Gent, der es in Beurne gehört haben will. Es scheint mir in etwas apokryph, wiewol alle Züge darin echt sind, so das Loosziehen, das Ausgebot des Königs, die Theilung des todten Pferdes, die Seele im Kistchen (unterm Topfe), die menschenfressenden Winde, die Berufung der Fische (Vgl. Nr. 1), das Rücklingswerfen der Seele. Der Mittheiler ist nicht allzu zuverlässig und ich zweifle; wenigstens hat der Körper ohne Seele keinen Verwandten.

22. Dreizehn. Eine rechte Heldensage. Das Tragen des Kessels möchte noch mehr an den kesseltragenden Thôrr in Hymisqvida erinnern, als Hans im Kindermärchen, der sich die Glocke als Mütze aufsetzt. M. 170.

24. Jack mit seinem Flötchen. Flämisches Volksbüchlein. Das Krähen setzte ich an die Stelle einer derbern Strafe.

27. Das Feuerschloß hat Verwandte in der Tausend und einen Nacht. Auch der Brynhildr und der Menglödh Skialdborg war mit „vafrlogi" umgeben. Snorri 139. Edda Saem. 110a. M. 395.

29. Herr Halewein. Flämisches Volkslied. Es erinnert an das Mordschloß. Auch den Schwestern in Nr. 15 steht es frei, sich eine Todesart zu wählen. Mehre Versionen des Liedes brachten das Belgische Museum von Willems, Mone's Anzeiger und Uhland's Sammlung deutscher Volkslieder; eine Uebertragung: die „Belgischen Sagen von Maria Ploennies."

30. Die schlimme Herberge. Ist wol der nordische Mythus von dem Wiederholen des Kessels, wenigstens stimmt der erste Theil des Märchens ganz dazu, sowie Nr.

31. Vom Schelfisch zu Snorri 46.

32. Hühnchen mit einem Bein. Vgl. darüber M. XXXVI.

34—36. Aus Cäsarius.

41. **Wie Albertus Magnus einen Neugierigen strafte.** Ganz treu der so oft erscheinende Knüttel aus dem Sack.

42. **Mutterthränen.** Dieselbe Sage ist auch muhammedanisch; doch muß ich leider die nähern Nachweise darüber für ein anderes Mal ersparen. Vgl. M. 884, 885.

43. Vgl. NS. Nr. 578.

49. **Der Teufelspük zu Aerseele.** NS. Nr. 180, 197, 461, 462, 463, 464, 580.

50. **Der Teufelspük zu Oultre.** Ebenso beschäftigt Faust den Teufel NS. Nr. 266. Das hineingeschüttete Mehl ist wol nur ein Opfer, der Brunnengottheit gebracht.

52. **Der schwere Hund zu Lübeck.** Sollte der nicht zu dem wüthenden Heere gehört haben, nicht ein Hund der Frau Gauden sein? M. 877 ff.

53 — 55. **Kaninchensagen.** Menzel sieht in den Katzen und Kaninchen der belgischen Sagen Katten und Kaninefaten, doch da kann ich ihm unmöglich beistimmen; es sind weiter nichts als Thiere, in welche die Seele überging, wie dies diese drei Sagen ganz deutlich beweisen. Vgl. M. 621.

56. **Seele als Vogel.** Vgl. M. 788. Viel alterthümlicher erscheint in der folgenden Sage

57. **Geist erlöst die Seele als weißer Schwan.** Sankt Benedikt sah seiner Schwester Seele als Taube entfliegen.

59. **Rose aus des Todten Mund.** Hier fällt das Begräbniß (M. 787) weg und die Seele scheint unmittelbar in die Rosen übergegangen.

60. **Goldwurz blutet.** Vgl. M. 618.

61. **Spinnweibchen in der Linde.** Die Frau scheint eine der Norni zu sein. Vgl. M. 618 die Hafsfeu.

65. **Der Elben und Zwerge Töpfe und Pfeifchen.** Die Alvenberge sind Grabhügel, ein neuer Beweis dafür, wie nahe sich Seelen und Elbe stehen. Vgl. M. 869.

69. **Die Lappländer zu Langdorf.** Wahrscheinlich erhielten die Kobolde diesen Namen von ihrer unförmlichen Gestalt. Sie begegnen sich hier fast mit den Zippenessen oder Zigeunerinnen, denen man auch derartiges gefahrloses Feuermachen in Scheunen zuschreibt, die gleichfalls derlei Messer in die Tische stießen.

71. **Der Hinzenthurm in Aachen.** Der Jäger spricht von der Erscheinung und verschwindet. Vgl. 75 und 76.

77. **Wasserteufel im Tabakfelde.** Die Zwerge und Elbe stellen zwar den Erbsenfeldern nach M. 434. Hier wäre aber wol eher an den Pilwig zu denken sein. M. 441 ff.

80. **Das Stroh des Nixes** verwandelt sich in Gold, gerade wie die scheinbar geringfügigen Geschenke anderer göttlichen und halbgöttlichen Wesen, z. B. die Späne vom Wagen der Holda und des wilden Jägers. Aehnliche Sagen vom Nix brachten die DS.

81. **Des Nixes Füße.** Die Schwanjungfrau läßt ihren Schwanfuß, andere bei Kuhn (so ich mich recht erinnere) ihre gelben Pantoffeln nicht gern sehen.

89. Sage vom glücklichen Berge. Das Tischchen deck' dich der deutschen Märchen, welchem auch das Schächtelchen in Nr. 115 verwandt ist.

91. Der lange Mann bei Köln. Darf man in ihm, den mit dem Wirbelwind Davonfahrenden, einen Wuotan sehen?

92. Riesen zu Wetteren und Laerne. Noch alljährlich werden auch in Brüssel Riesenbilder in feierlichen Umzügen (Cavalraden) umgeführt, ebenso in den meisten andern Städten von Belgien; mit ihnen Schiffe, große Drachen, das Glücksrad, Löwen, Wallfische rc. und auf eigenthümlichen Triumphwagen Vorstellungen aus der heiligen oder Profangeschichte. Riesen, Schiffe, Drachen und Glücksrad könnten ältern Ursprunges sein, das Uebrige kam wol erst später hinzu. Die Namen der Riesenbilder sind meist unbedeutend z. B Janneke in Brüssel; das in Cameryk heißt Gambrin, wie der halbmythische König, der das Bierbrauen erfand. Vielleicht brächten nähere Untersuchungen ältere und wichtige Riesennamen zu Tage.

95—96. Ist der Tod hier mit Hel verwechselt? Sie war Lokis und einer Riesin Tochter. Bei Keysler vertritt sie ja auch die Pest.

97. Tod vorhersagender Weiher. Den Traumbüchern und einem allgemein verbreiteten Aberglauben zufolge, bedeutet von Fischen träumen baldigen Tod eines Verwandten oder Freundes. Vgl. Nr. 102.

100. Das fromme Knäbchen zu Speier. Nahe verwandt mit der kölnischen Sage von Herrmann Joseph. M. 103 Note ist hier zu vergleichen.

104. Pilgrim stirbt. Dies wunderthätige Gnadenbild des mons acutis wurde von einem Hirten daselbst an einer Eiche gefunden und zwar schon im zwölften Jahrhundert. (NS. Nr. 172.) Wie, wenn hier ein Menschenopfer zu Grunde läge?

105—106. Vgl. NS. Nr. 313 und Anm.

107. Wie Graf Wilhelm von Jülich starb. Der Topf in der Hölle erinnert an die Töpfe, unter welchen der Nichus die Seelen der Ertrunkenen gefangen hält. Vgl. Nr. 12 u. Anm. Auch in den KM. erscheint der Kessel.

109. Feindschaft auch nach dem Tode. Der heil. Einsiedler Thomas flüchtete mehrmal aus seinem Grabe, weil man ihn neben unfrommen Menschen beerdigt hatte. NS. Nr. 156 Anm.

113. Getreide gelobt und nicht gegeben. Auf ähnliche Weise steigt der Donnerkeil jedes Jahr um einen Fuß höher aus der Tiefe, in die er fuhr.

114. Das Schloß von Binderhouthem. Hier tritt wieder das Kaninchen ganz wie das klagende und seufzende Licht auf, als Hülle einer Seele.

117. Selbstmörder kehrt wieder. Klingt schon an die Vampyre der Slawen an.

118. Des todten Wucherers Speise. Scheint Rest einer Sage vom wüthenden Heere, wenigstens wird in solchem ebenso das Viertel eines grünen Moosweibchens oder eines schon faulen Ochsen an der Thür aufgehangen. Ich vermuthe diesen Zusammenhang um so mehr,

da der Wucherer nicht in den Himmel kann und folglich mit umfahren muß.

119. Wie es der Seele des Landgrafen Ludwig erging. Der Brunnen ist wol nichts anderes, als der in Nr. 12 und Nr. 107 vorkommende Topf und Kessel.

122. Spukender Mönch. Es ist bemerkenswerth, daß der Geist hier aus dem Ofen kommt, wie es scheint; warum anders die Helle vor seinem Auftreten? Er wäre somit wol ein Herdgeist? Kuhn hält die Hausgeister für Feuergottheiten.

123. Der verwünschte Bürgermeister. Der Bürgermeister erscheint durchaus als Kobold oder dienstbarer Hausgeist; ein neues Zeugniß für den Zusammenhang zwischen Seelen und elbischen Wesen. Vgl. Anm. zu Nr. 65.

124. Entmann Timphut. Sollte Entmann nicht an Katermann (M. 471) erinnern? Der Timphut ist die Tarnkappe des Geistes.

125. Stiefel. Auch die DS. kennen einen solchen Geist.

129. Das alte Mütterlein und die Katzen mahnt stark an Frau Gauden und ihre vierundzwanzig Hündinnen. M. 877.

130. Verbannter Geist. Gehört mit Nr. 113 in eine Reihe.

131. Spukgeist im Kloster Wertet. Das Salz wurde zur Taufe von Thieren mißbraucht und die zauberkundigen Riesinnen (Snorri 146, 147) machten Unwetter damit. M. 1002. Wie hier die Kobolde, denn als solche erscheinen die Neckgeister ganz, durch Salz ins Kloster, so kommen sie ins Haus durch Späne und Unflat, den sie in die Milch warfen.

132. Gib mir meinen Kopf wieder! } Vgl. NS. Nr. 330.
133. Dieb will seine Haut wieder haben. }

134. Doppelgänger. } Vgl. DS. Der Teufel ist in
135. Gespenst als Ehemann. }
den Hexenakten immer kalt wie Eis, darum wol, weil er in den Leib todter Menschen fahren muß? Vgl. NS. Nr. 86, 264 nebst Anm. S. 690 und in gegenwärtiger Sammlung Nr. 358.

138. Der Spielmann zu St. Gallen erinnert an das Malagyspferdchen NS. Nr. 380. Bemerkenswerth ist des Pferdes Farbe, weiß. Sleipnir war auch weiß, gleichwie ebenfalls der Wod. M. 876, der wilde Jäger bei Arndt M. 880 und der meißnische Hans Jagenteufel M. 883 weiße Pferde haben.

139. Beschwörer in Strasburg. Auch der Storch in Nr. 1 will das erste Kind; gleichfalls in vielen Märchen erscheint der Zug.

140. Wagen mit Katzen bespannt. Da hätten wir denn einen Ueberrest von der Freyja Wagen. Ob nicht in andern Hexenakten mehre dieser Katzengespanne aufzuspüren wären?

141. Hufeisen auf Händen und Füßen. Vgl. NS. Nr. 389.

143. Siebente Hand. Vgl. Nr. 326.

145. Das Zauberweib zu Assenede. Vgl. NS. Nr. 274.

146. Dukaten verloren. So wird ein Mann von dem Wassergeist gerettet, weil er sich seine Morgenkost segnen ließ. Greg. turon. de glor. confess. c. 31. M. 466.

150. **Lichtchen auf dem Baum.** Glaban ist auch der Name der Kobolde und Zwerge und steht für Klaboutermanneken, Koboldmännchen. Ueberhaupt scheinen mir die Namen der Personen, welche als Zeugen in Sagen auftreten, nicht unwichtig. So findet sich in einer andern ein Bauer Runhout, Runenholz, Runenstab?

151. **Die Katzenlinde zu Auweghem.** Auch das Spinnweibchen in Nr. 61 sitzt unter einer Linde. In Köln heißt eine Straße neben dem Kinderbrunnen an St. Kunibert: an der Linde.

152. **Kätzchen unter der Bütte.** Das Kätzchen spielt hier ganz die Rolle des Hundes, der vom wüthenden Heere zurückbleibt. M. 873, 879.

155. **Der Spielmann auf dem Galgen.** Vgl. NS. Nr. 245, 246, 247, 381, 382, 383, 384. DS. Nr. 251, 278, 174. M. 1025.

158. **Herenpütz.** Das ist der Alf (NS. Nr. 484), der die Leute irreführt; eine neue Berührung der Heren mit den Elben; vgl. auch Nr. 150 und 154 vorl. Samml.

159. **Zaubernadeln.** Auf ähnliche Weise wird NS. Nr. 403 das Zauberweib auf den Stuhl gebannt.

165. **Klagende Stimme.** Auch diese mahnt an den winselnden Hund der Frau Gaude, der Krankheit und Tod ins Haus bringt.

167. 168. **Sagen von Albertus Magnus.** NS. Nr. 48 theilte ich gleichfalls eine Sage über Albertus mit, der ich das Folgende nachtragen will. Le Loyer erzählt in seinem Discours des spectres p. 129: „Les banquets du magicien Pases estoient magnifiques, somptueux et plantureux de viandes et se voyoient force serviteurs, qui se presentoient pour servir les conviez et neantmoins les viandes, mets, entremets, cuisiniers, apprets n'estoient que choses vaines."

171. **Hecke und Alene.** Karl der Große bricht Amalbergen den Arm NS. Nr. 112. Sollte dies nicht ein Rest einer Heldensage sein und statt Hecke Ecke gelesen werden müssen? Heggedor statt Eggedor weist Grimm M. 219 nach. In Adriani de But Cronic. monasterii de Dunis ed. Carton. Brugis 1839 finde ich die Eigennamen: Eggofridus (a. 1194), Eggelin (a. 1255).

172. **Unschuldige gehangen.** Ernst Weiden erzählte mir eine ähnliche, nächstens mitzutheilende Sage von zwei kölner Bürgern, die zu Sankt Jacob nach Compostella gewallfahrtet.

177. **Das Kreuz in der St. Georgskirche zu Köln.** Vgl. NS. Nr. 568 und Anm. S. 707.

180. **Das Kreuz zu Wenduine.** Ebenso machte es unsere liebe Frau von Hülsterloo Nr. 296. In der Moschee Omar zu Jerusalem befindet sich in einer Art von Kapelle ein Stein: „A l'entendre cette pierre avait été autrefois enlevée par les Grecs, mais à peine était elle hors de Jérusalem, qu'elle avait eu le bon esprit de revenir d'elle même à l'endroit, où elle est aujourdhui." De Geramb, Pélerinage à Jérusalem et au mont Sinaï, II. ed. de Brux. 1839. I, 281.



181. **Der hölzerne Gott zu Passchendale.** Kehrt auf dieselbe Weise auf seine alte Stelle zurück. Ist es ein heidnischer Gott, der nicht in dem engen Tempel wohnen will, sondern im freien, luftigen Walde? Ceterum *nec cohibere parietibus Deos*, neque in ullam humani oris speciem adsimulare *ex magnitudine coelestium arbitrantur*. Germ. 39. Und stand das Bild nicht auf einem Eichenstumpf? Erst als seine heilige Eiche gefällt ist, bleibt es, wie gezwungen dazu, in der Kirche, doch sein Geist irrt noch an der Eiche umher. Welches andere Bild hätte denn einen Geist und gar noch einen so bösartigen? Gewiß kein *Ecce homo*. Für Houtengodbosch lese ich ohne Anstand Oudengodsbosch. *Le vieux dieu*, aen den ouden God heißen manche Stellen in Belgien, so u. a. die letzte Eisenbahnstation vor Antwerpen. (s. Nr. 236.) Auch die dem Ecce homo ähnliche Gestalt scheint der Berücksichtigung werth. Wahrscheinlich hatte es die Hände übereinandergelegt; so aber finden wir eine Menge von Götzenbildchen dargestellt, besonders orientalische. Der Priap zu Antwerpen hielt die Arme über dem Kopf ausgebreitet.

182. **Die auswandernden Heiligen.** Mit dem Abbé Thiers (Superstitions qui regardent les saints sacrements II. 405) und E. de Groote bin ich geneigt, in der Ursulalegende einen schönen Roman zu sehen, wenigstens scheinen die 11,000 Jungfrauen sehr bedenklich. Auch hütet sich die Kirche wohl, der 11,000 zu gedenken, und in allen Breviarien und Missalen ist nur die Rede von S. Ursula und ihrer Gesellschaft (Sancta Ursula et sociae eius oder et eius societas). Daß der Marterstätte nahe Eigelsteinsthor und die Eigelsteinsstraße erklärt E. v. Groote aus aigle, aquila; dies scheint mir gewagt. Jedenfalls war die ganze Gegend ein römischer Begräbnißplatz. — In der Legende treten die Jungfrauen recht heidnisch auf, zürnend (S. 295), daß man sie nicht verehre und endlich, gleich dem „alten Gotte," zurückkehrend dahin, wo sie gewesen und wo man sie höher hielt. Auch der Zug mit dem Kamme ist ganz eigenthümlich. Die Nixen und Brunnenjungfrauen strählen sich so oft die langen Haare.

183. **St. Michael fliegt vom Wudinsberge weg.** In Sankt Michael sehe ich ohne Bedenken den Wuotan. Vgl. M. 797.

Heiligen engel, sinte Michiel,
Ik beveel u myn lyf en ziel,

beten die Kinder in Flandern. Der Berg war zu heilig, als daß Menschen sich dort hätten anbauen dürfen; als dies dennoch geschah, wich der Gott.

184. 185. 186. 188. 189. 190. Vgl. M. 103.

186. **Die Magdalena im Park zu Brüssel.** Auch Erasmus von Rotterdam wendet die Blätter seines Buches. NS. Nr. 267.

187. **Das Kreuzchen im Weißen-Frauenkloster zu Köln.** NS. Nr. 353.

195. **Sankt Gudulen Grab bestohlen.** NS. Nr. 64.

198. **Kind aus dem Knie.** Die Einwohner von Madagaskar erzählen, Adam habe stark gegessen und in Folge dessen einem natür-

lichen Bedürfnisse genügen müssen, was sich aber gleich im Paradies durch den Geruch verrathen. Darob sei er vom Teufel verklagt worden und Gott habe ihn aus dem Paradiese geworfen. Einige Zeit nachher wäre sein Bein aufgeschwollen und man habe ein jung Mädchen herausgeholt, welches er geheirathet. (d'Herbelot Bibliothèque orientale.)

199. Von Mäusen gefressen. Die Hatto'ssage ist bekannt, nicht weniger die von dem Polenkönig, der, nachdem er seine Brüder vergiften lassen, gleichfalls von Mäusen aufgefressen wurde.

200. Pest zu Trier. Vgl. Pest zu Frankfurt, am Schlusse der Sammlung. Auch M. 1135 ff.

203. Wagen in der Luft. Der Hund erinnert wieder an den des Wod und der Frau Gaude. M. 873. 879.

204. Der Höllenwagen zu Zelsate. Ist das ein Höllenwagen, Seelenwagen, oder ein höllischer Wagen, der zur wilden Jagd gehört?

205. Die Nonne ohne Kopf zu Köln. Jeder Missethäter, dessen Verbrechen vor seinem Tode nicht herauskommt, muß mit dem Kopf unterm Arm umgehen. Abergl. 605 in der ersten Ausg. der Mythologie. Vgl. 2. Ausg. 896, 901. Kopflose sind im Gefolge des wilden Jägers.

215. Das Weib im Walde. Ist wol nur eine eingekuttete Norne.

218. Verirrte sich hierhin.

220. Feurige Landmesser. Auch die Eule ruft Lik, Lyk oder Lich, wenn sie am Fenster den Tod anmeldet.

221. Die weißen Frauen necken. Vgl. Nr. 471 und NS. Nr. 212.

222. Der Kuhkopf zu Altenberge. Das ist ein Opfer der Kuh, deren Kopf nur aufbewahrt wird. M. 41 ff. Vgl. auch 1095. Ein ähnliches Opfer, dem Hausgeiste gebracht, erscheint in Nr. 219.

229. Trappler zu Gootscamp. Ein kopfloses Pferd erscheint auch M. 881.

232. Kobolde verjagt. Aehnlich lautet die Klage des wegziehenden Fleerus NS. Nr. 216.

234. Die Kaboutermännchen zu Linden. Hier scheint sich fast der wilde Jäger mit Koboldem zu berühren.

237. Der sprechende Bock. Das Posterli erscheint in Gestalt einer Ziege. M. 886, 868.

238. Die rothen Zwerge zu Gyseghem. Vgl. die Sagen von den Rothmützchen. NS. Nr. 474, 475. Auch die folgende Nr. 239.

240. Rübezahls Pferde. Auch die des Faust, Zyto's und die Schweine des grauen Mannes bei Langbein verwandeln sich in Strohwische.

242. Der Nicker zu Lichtervelde. Vgl. M. 868 und Anm. zu NS. Nr. 487—489. S. 705. Gleichfalls M. 458.

246. Seebischof. Auch in NS. Nr. 511 ist der Nix schon christlich, denn seine Frau kann nicht zur Messe gehen, weil ein gestrandetes Schiff seine Hausthüre sperrt. Auch der schwedische Neck will die Seligkeit zugesagt haben M. 888 und 461.

250. Der Schatz zu Hummelshausen. Wie der Donnerkeil jedes Jahr der Oberfläche um einen Fuß näher rückt, so sinkt der Schatz umgekehrt immer tiefer; die Zwerge und Kobolde ziehen ihn wohl immer mehr ihrem Reiche nahe?

251. Schatz im Keller. Die Frau ist weiß gekleidet, auch das Mütterchen in Nr. 255, die Nonne in Nr. 254 wol nur eine Umwandlung der weißen Frau? in 210 und 211 erscheinen auch weiße Jungfrauen und gleichgekleidet war gewiß die Jungfrau auf der Ziege. Man halte dazu M. 914 ff.

259. Geist an den Eichen. Das scheinbare Zerschlagen des Hausrathes ließe wol auf einen Kobold schließen, doch die heiligen Eichen am Weiher müssen einer höhern Gottheit geweiht gewesen sein.

260. Die Wundereiche zwischen Sichem und Diest. Reiner Baumcult. Vgl. NS. Nr. 167 ff.

262. Sankt Gudulen-Baum. Das Vöglein ist wol die Seele? Vgl. Nr. 56, 57, 58. Auch der Baum ist mit ihr verwandt, da er erst nach dem Begräbniß gesehen worden.

263. Wunderbare Quellen. In der Nähe des Thales Josaphat liegt der Brunnen der Nehemia: „Malgré son extrême profondeur quelquefois il se remplit au point, qu'il déborde et c'est dans l'opinion commune un signe certain que l'année sera fertile ... les habitans de Jérusalem y lavent alors leurs tapis, leurs vêtemens; c'est une espèce de fête publique. De Geramb, Pélerinage à Jérusalem et au mont Sinai. II. ed. de Brux. 1839. I, 255.

264. Gottliebenbrünnlein zu Ghistel. In dem Märchen fällt die Spindel in den Brunnen.

273. Karl läßt einen Brunnen graben. Immer wieder die alte Sage vom dürstenden Heere, die wir auch schon, obwohl mehr variirt, auf den Grafen Arnold III. übertragen erblickten. NS. Nr. 34. Vgl. das. 19. M. 890.

278. Gottliebe. Die Holzspäne mahnen an die in Rosen verwandelten Speisen der heiligen Elisabeth; eine ähnliche wunderbare Verwandlung scheint ursprünglich auch bei Nr. 457 sich gefunden zu haben. Die böse Mutter berührt sich mit Matabruna im Ritter mit dem Schwan. Die in Gold verwandelte Erde ist ächt mythisch und erinnert an die unscheinbaren Geschenke der alten Göttinnen, welche sich später in kostbares Gold verwandeln. Nicht weniger nahe steht Gottliebe diesen in ihrer Erscheinung als nähende (spinnende, weiße) Jungfrau, unter dem Baume, am Scheidewege. Die Handschuhe, welche an den Sonnenstrahlen hängen, fanden wir NS. Nr. 336

schon als Kutten; ähnliches berichtet die Legende vom heil. Goar. Nimmt man zu diesem allen noch den heiligen Brunnen (Vgl. Nr. 264), dann sieht die ganze Gottliebensage wie aus verchristlichten Mythen zusammengesetzt aus. Uebertrug das Volk vielleicht alte Mythen auf Gottliebe? Als schenkende, spinnende, weiße Brunnenfrau gleicht sie Holda auf ein Haar.

279. **Hildemarka.** NS. S. 684 wies ich schon eine quercus Jesu und eine quercus diabolica im Somenwalde nach; eine Menge Klöster befanden sich in demselben. Dies Alles scheint auf alte Heiligkeit des Waldes zu deuten. Wie mag sein Name in ältern Urkunden sein? Zonienbosch und forêt de Soignies scheinen nicht mythischen Anklanges. Der Name Jackosburg ist bemerkenswerth, denn in NS. Nr. 260 ruft der wilde Jäger Jakko! Jacko! Jacko! Wodel steht für Wode, Wodelbier. (M. 142) Ließe sich noch eine Verwandlung des H. in J. rechtfertigen, dann hätten wir in Jakko den Hakel, (M. 875), Hakelberend (das. 133, 875, 873) und in der Jackosburg eine Hakelsburg (Hakelberg.).

286. **Leonhardi Eselsritt.** Vgl. NA. 86—92. NS. Nr. 81, 339.

287. **Kaiser Karl und der Rübenkäs.** Vgl. NA. 86—92. NS. Nr. 81, 339.

295. **Der alte Schwan.** Vgl. NS. Nr. 50 und Anm. S. 675.

296. **Tauben weisen den Weg.** Eine Auswanderungssage? Vgl. M. 1093, 1094.

299. **Frösche verjagt.** Vgl. Nr. 456 die quakenden Frösche.

303. **Von dem Maler und dem Teufel.** Vgl. Nr. 100 und Anm., ferner Nr. 177, Anm. zu Nr. 184.

304. **Ritter Walters Gesicht.** Vgl. M. 796.

311. **Die verwandelten Fische.** Das ist ein reiner Koboldstreich, den wir in NS. Nr. 497 wiederfinden; er erinnert an das Erscheinen des Nickus in Pferdegestalt.

317. **Den Teufel beschwören.** Der Böse fodert ein Opfer; Lamm und Hahn waren Opferthiere.

318. **Teufel holt den Ungehorsamen.** In Nr. 317 erscheinen zuerst Schweine (Eber), dann Getöse, fast wie das der wilden Jagd, zuletzt der schwarze Riese; hier verlobt der Jüngling sich gleichsam der schönen Jungfrau, die im Wirbel mit ihm entflieht. Dürfen wir Gottheiten in den beschworenen Geistern sehen?

325. **Teufel sonder Kopf.** Scheint eine Gestalt aus dem wüthenden Heere.

326. **Duiveljong, Alrann.** — Ebenso gehts mit der Zauberei in der siebenten Hand (Nr. 143). Vgl. M. 480.

334. **Dieb gezeichnet.** Er fiel wol durch den Kamin herab, wie in vielen andern Sagen?

337. **Zauberlohn.** Die Ueberfahrt in Eierschalen ist wieder ganz elbisch.

340. **Der Todten Gang zum Rheine.** Die Heisterbacher Mönche wurden nicht auf der andern Seite des Rheins, sondern neben dem Kloster, oder in der Kirche begraben; der Gang zum Rheine spielt also auf eine Seelenüberfahrt an.

342. **Ritt zum Hexentanze.** Die Magd und das Kind reiten auf des Hundes Schwanz. Setz dich auf meinen Schwanz! ruft der Wind dem Zauberer zu. NS. S. 688.

344. **Schavackenstauen.** Man konnte mir nirgend Auskunft geben, was das heiße.

345. **Talmutter.** — Sunt et alii Tartari quidam, inter alios Christiani quidem, sed pessimi, quorum filii, cum patres suos senescere vident ac tedio senectutis aggravari, dant eis comedere pingula quaedam, ut caudas arietum et hujusmodi, quibus oppressi de facili valeant suffocari. Cumque sic mortui fuerint, corpora eorum comburunt ac pulverem eorum colligentes, quasi preciosum quoddam custodiunt. Indeque quotidie, quando comedunt, cibaria sua ex hoc pulvere spargunt. Vincent. Bellovac. spec. histor. 29. c. 86. Vgl. NS. Nr. 208.

346. **Priester zum Hexentanze entführt.** } Das ist der Palast,
347. **Das Paradies im Berge.** }
der dem Könige Radbod nach seinem Tode bereitet war; beides sind nur andere Wendungen jener Sage und Walhöll ist in ihnen nicht zu verkennen.

358. Vgl. NS. der Schüler des Agrippa und Anm. zu Nr. 134 und 135.

363. **Blutsauger,** die „im Leib krebs- oder krötenähnlich umkriechende Bermutter." Schmeller 1, 188 und Höfer 1, 78 bei Grimm, M. 1132.

364. **Schlange und Kröte.** Ist das nicht ein Opfer?

370. **Hase erschreckt ein ganzes Heer.** Den Hasen sehen, bringt Unglück. M. 1079.

375. **Vorspuk vor der Sporenschlacht.** Der Name des Wolfes, des Odhinn geweihten, Brun, ist zu bemerken. Er und der NS. Nr. 547 vorkommende Reim scheinen mir neue Bestätigungen für die Brunepierre bei Hollain zu sein. Hier wehrt der Wolf seinem Herrn, in die Schlacht zu gehen, weil der Sieg nicht auf seiner Seite war.

376. **Wolf und Adler vor der Schlacht.** Auch hier tritt der Wolf wieder siegbringend auf, mit ihm der Adler. Vgl. M. 1082. In der Vita Sancti Bertulphi bei Surius (5. Jan.) erscheint dem heil. Baudert ein guter Engel in der Gestalt eines Aars. Die Luft glänzte in Feuer: kam das von den sie durcheilenden Walkyrjen?

377. **Zeichen vor der Schlacht bei Roosebeeke.** Woher mag der mons aureus seinen Namen haben? Sonderbar, daß gerade in

ihm, der so sehr an Asgard anschlägt, das Waffengeklirr und Geräusch streitender Männer war.

385. Das Lichtchen. In dem Märchen hat der Tod eine große Kammer mit Lichtern. Vgl. Nr. 114.

386. Wie die Todten dankbar sind.
387. Die weißen Reiter. } Vgl. NS. Nr. 318.

388. Die Kinder in der Krypta von Sankt Bavo. Vgl. Nr. 121. Schön bearbeitet wurde die Sage neuerdings von Frau Luise von Ploennies in „Ein September in Belgien. Reiseerinnerungen."

394. Reiter sonder Haupt. Schon wieder das weiße Roß. M. 890, 892, 896, 897. Vgl. unten Nr. 469.

396. Das Pantoffelsträßchen zu Ypern. Vgl. M. 917, 920.

398. Der gebundene Teufel. Bornus ist wol monoculus, franz. borgne, also Wuotan?

401. Geist im Pfarrhaus. Das Knochenessen erinnert an Thôrrs Fahrt nach Jötunheimr, und Logi. (Snorri 54, 60.)

403. Der Trogschrapper in Zweveziele. Vgl. NS. Nr. 181.

405. Pferde in dem Heuschober. Mahnt an Frau Richmuth von der Aducht, DS. Nr. 174, die Pferde zu Dünkirchen, NS. 536, und das Flachs in der Kirche zu Haveltе s. unten Nr. 472.

406. Feuriges Schiff. Vgl. Schiff verschwindet, unter Nr. 477.

412. Sankt Bavo's Thurm zu Gent. Vgl. NS. Nr. 37.

413. Zwei Kirchen.
414. Wulveringhem und Vinchem. } Vgl. M. 511.

415. Das unvollendete Kloster. Vgl. NS. Nr. 186, 187 und Anm.

416. Der Teufelsthurm zu Nieuport. Vgl. M. 515; auch die Sage vom Baue des aachener Münsters u. a. m.

417. Der Hochaltar zu Blaubeuern. Vgl. NS. 372.

435. Der Tod des Bischofes Eberhard von Trier. Vgl. M. 1045.

454. Wandernde Kannen. Diese erinnern an wandernde Reliquienkästchen in Nr. 183. Nebst den folgenden 455 — 460 danke ich diese Sage der freundlichen Mittheilung des Herrn Max Rieger in Darmstadt.

456. Die quakenden Frösche zu Freiensee. Eine genau verwandte Sage muß sich in dem NA. finden.

457. Die Frau von Rosenberg. Soll der Ritter nicht Rosen statt der Speisen gefunden haben? Die Verwandtschaft mit der Sage von St. Elisabeth ist offenbar.

458. Die Pest zu Frankfurt. „Einst wüthete die Pest im Odenwalde und zeigte sich als blaues Flämmchen an der Sakristei der

Stadtkirche zu Erbach, wo sie eingemauert wurde." M. 1135, wo noch mehre Beispiel der Art angeführt sind.

460. Der Petersſee, erinnert stark an die in den niederländischen Sagen stets wiederkehrende rothe See, wohin auch die Geister gebannt werden. Thörr ist einer der Götter, zu dem die Seelen gehen; das roth stimmt zu ihm, Sankt Peter und Donar scheinen auch verwandt. (Vgl. Anm. zu Nr. 2.)

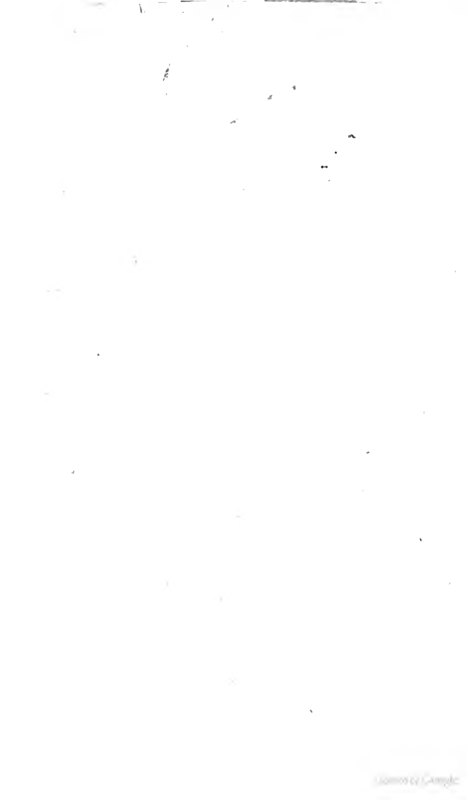
476. Zauberfamilien in Drenthe. Sollten hier nicht Priesterfamilien im Spiele sein?

478. Eelke Liaukama. Eine derbe Verwandtschaft der Rosen der heil. Elisabeth, der Hobelspäne Gottliebens. Vgl. auch NS. Nr. 301: die wunderbaren Rosen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

S. 77 Z. 14 lies Elig, gleichfalls wo es weiter noch vorkommt.
„ 179 „ 6 „ Hermans
„ 207 „ 12 „ Mostrovius
„ 308 „ 13 „ Bladsloo
„ 336 „ 27 „ Hirsaugiense
„ — „ 28 „ Schadtboek
„ 348 „ 3 „ Gyseghem
„ — „ 5 „ „
„ 361 „ 1 v. u. lies einen Klafter
„ 378 „ 12 lies unsern
„ 404 „ 3 „ Sonienwalde
„ 446 „ 20 „ praestigiis
„ 467 „ 30 „ Zippenessen ꝛc.
„ 468 „ 5 „ „
„ — „ 9 „ „
„ — „ 14 „ „
„ — „ 19 „ „
„ — „ 21 „ „
„ 517 „ 6 „ Kälberstraße
„ — „ 10 „ „
„ — „ 16 „ „
„ 556 „ 6 „ Le Loyer



[illegible]

Niederländische Sagen.

Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben

von

Johann Wilhelm Wolf.

[illegible]

[illegible]

[illegible] **Niederländischen Sagen** [illegible]

Deutsche Märchen und Sagen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

F. A. Brockhaus.






B. 16. 3. 12
BNCF

